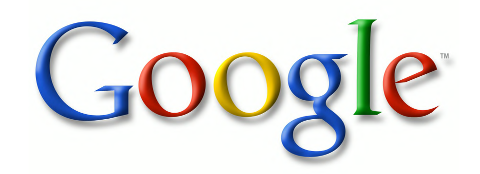



NEDL TRANSFER
HN 265P Z





Viro illustri, omnibus Titulis majori
D^{no} IOANNI MICHAELI À LOEN
quem Musæ colunt, Virtutes celebrant,
scripta super Æthera ponunt,
hanc ipsius Imaginem
d. d.
Servus humillimus
Ph. Henr. Hutterus
chhorn, pinxit.
Reinhardt, del. et sc. Erfurti. 1749.

Des Herrn von Loen gesammlete Kleine Schrifften:

Besorgt und heraus gegeben von

J. C. Schneidern.

Erster Theil.



Franckfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Hüttern. 1750.

Dem
Durchlauchtigsten Fürsten und
Herrn,
HERRN
Anton Ulrich,
Herzogen
Zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg,
auch Engern und Westphalen, Landgrafen in
Thüringen, Marggrafen zu Meissen, Gefür-
steten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der
Marck und Ravensberg, Herrn zu
Ravenstein,

Des St. Hubertsorden Rittern und Seniorn
des ganzen Durchl. Herzogl. Sächsischen
Hauses.

Meinem Gnädigsten Herzog
und Herrn.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

Die Kühnheit Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gegenwärtige kleine Schrifften unterthänigst zuzuschreiben, weiß

)(3 ich

ich mit nichts, als mit der hohen Gnade zu entschuldigen, deren Sie mich bisher zu würdigen geruhen. Ich schätze solche über alles; und ich habe schon lange Zeit auf eine Gelegenheit gewartet, wo ich die Ehrfurcht öffentlich an den Tag legen könnte, welche ich vor Dieselben hege. Die Ausgabe dieser kleinen Schrifften gibt mir nun um desto mehr Anlaß hierzu, je mehr sich dieselben an und vor sich selbst von Ew. Hochfürstl. Durchlaucht eine gnädigste Aufnahme verspre-

chen

chen dörfen. Der Herr Verfasser ist einer der vornehmsten Liebhaber der Künste und Wissenschafften in dieser Stadt, welche ihrem Vaterlande ausserhalb durch Wiz und Geistvolle Schriften Ehre und sich selber, zu ihrem Ergezen eine Beschäfftigung damit machen, dasjenige, was sie in der Welt gesehen und beobachtet haben, zu Papier zu bringen. Der Beyfall, welchen desselben Schrifften bisher gefunden haben, rechtfertigt sowohl, als die Sachen, die in dieser Sammlung enthal-

ten sind, meine zuversichtliche Hoffnung einer großmüthigen Aufnahme.

Sollte ich also wohl nöthig haben mein Unterfangen durch mehrere Gründe zu vertheidigen, da sich die unternommene Sache bey Ew. Hochfürstl. Durchlaucht leicht selbst beliebt machen kann, und ich es über dieses mit einem der großmüthigsten Fürsten zu thun habe, dessen leutseliges und huldreiches Bezeigen ihn auch unter den erhabensten Personen vor an-

andern unterscheidet und ihm ausser dem Glanz des hohen Standes so viele Vorzüge machet.

Ich bin einer von denen, welche Gelegenheit gehabt haben, **Ew. Hochfürstl. Durchlaucht** grosse und würdige Eigenschafften, seit dem Sie unsre Stadt mit Ihrer hohen Gegenwart beehren, erkennen zu lernen und zu bewundern. Und ich werde nicht aufhören, die wahrhafftig fürstlichen Tugenden eines so erhabnen Prinzens zu verehren, so lange

ich die gnädigste Erlaubniß behalte, mich mit der ehrerbietigsten Obliegenheit und unsterlicher Ehrfurcht nennen zu dörfen,

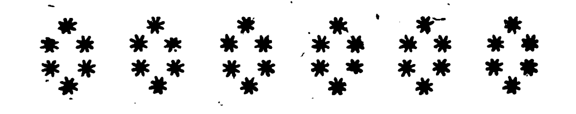
Durchlauchtigster Herzog

Ew. Hochfürstl. Durchl.

Meines gnädigsten Herzogs und Herrn

unterthänigen Knecht,

Philipp Heinrich Hutter.



Vorbericht
des Herausgebers.

Da ich die Ehre habe, gegenwärtige Schrifften der gelehrten Welt vorzulegen, so ist es ein Glück vor mich, daß ich von dem ganzen Vorhaben nicht erst weitläuftige Rechenschafft geben darf. Zween Umstände überheben mich dieser Pflicht: Vors erste, daß dergleichen Art Schrifften allemal von der gelehrten Welt wohl aufgenommen werden; vors zweyte, daß die Schrifften Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn von Loen durchgängigen Beyfall gefunden haben, welche bisher ohne Vorsetzung dessen

Na=

Namens heraus gekommen sind. Von beyden Stücken könnte ich wichtige Zeugnisse anführen, wenn es nöthig wäre. In Ansehung des letztern darf ich mich nur auf die unter der Aufsicht des Herrn von Loen vor kurtzem heraus gegebene allgemeine Reisegeschichte berufen, welche sowohl wegen der innern, als äussern Beschaffenheit allerwegen wohl aufgenommen worden ist.

Seit dem ich die Ehre habe, den Herrn von Loen zu kennen, ist mir verschiedenes von Desselben kleinen Schrifften bekannt worden. Alles was ich davon geschrieben zu sehen bekam, war so beschaffen, daß es meine Neubegierde nach mehrern erwecken muste. Ich hatte mir also seit einiger Zeit die Mühe gegeben, diesen Herrn bewegen zu helffen, daß Er die Ausgabe seiner kleinen Schrifften erlauben möchte. Da mir nun endlich die

Besorgung dieses Geschäfftes ist gegönnet worden, so übergebe ich nun hiermit solche Schrifften der gelehrten Welt mit vielem Vergnügen und hoffe, daß sie eine so geneigte Aufnahme finden werden, als es ihre innere Beschaffenheit verdienet.

Man kann diese Sammlung als ein moralisches Malereycabinet ansehen, in welchem sich viele Kenner mit eben so grossem Ergezen umsehen werden, als in einem Zimmer voller Gemälde von den grösten Meistern. Diese moralische Schildereyen sind in drey Abschnitte abgetheilet. Die eigne Abbildung des Herrn Verfassers in seiner Jugend ist zur Einleitung voraus gesetzt. Er hat dadurch zeigen wollen, daß man sich erst selbst soll erkennen lernen, ehe man sich wagt andre zu beurtheilen. Der erste Abschnitt enthält lauter Abschilderungen moralischer Caractere. Im zweyten

ten Abschnitt kommen Abbildungen würcklicher Personen vor. Und in dem dritten Abschnitt sind Abschilderungen verschiedener Höfe enthalten. Wenn man die Vergleichung dieser Schrifften mit einem Malercabinet fortsetzen wolte, so könnte man sagen, der 1. Abschnitt, wenn man des Herrn Verfassers eigne Abbildung in seiner Jugend ausnimmt, enthielte idealische; der 2. Abschnitt aber würckliche Personen: jene, wie sie aus der allgemeinen Vorstellung der Natur, diese aber, wie sie aus der besondern Vorbildung sind entlehnt worden. Und der 3. Abschnitt begreiffet historische Gemälde in einer reichern Zusammensetzung in sich.

Alle diese verschiednen Abschilderungen hat der Herr Verfasser nach der Natur verfertiget: das ist, er hat in der Welt die Urbilder davon angetroffen und gekannt. Unter den Caracteren befinden

finden sich liebenswürdige und häßliche. Wer die Welt kennet, wird eben dergleichen Vermischung davon angetroffen haben. Es kommen einem Geitzhälse, Wollüstige, Hochmüthige, Müssiggänger, galante Generale, Eigensinnige, Trunckenbolde, Wanckelmüthige, Scheinheilige, Zancksüchtige, und dergleichen vor. Man müste aber auch wenig Menschenliebe besitzen, wenn man nicht sagen wollte, daß man noch immer einen Erast, einen Tiron, einen Liberio, einen Sophronime, einen Philintes, einen rechtschaffnen Geistlichen, eine wahre Hoheit, einen würdigen Fürsten, einen wahren Helden sehe. Aus allen Caracteren, welche der Herr von Loen abgeschildert hat, leuchtet desselben grosse Kenntniß der Menschen und seine Einsicht in die wahre und gesunde Sittenlehre hervor.

Was den zweyten und dritten Abschnitt betrifft, so ist zu vermuthen, daß der Herr Verfasser vielerley Arten von Lesern durch seine natürliche Abschilderung hoher und berühmter Personen, wie auch verschiedner der ansehnlichsten Höfe einen ungemeinen Gefallen erwiesen habe. Er schildert nichts ab, als was er selber gekannt und so befunden hat. Er macht hierdurch den Nutzen, welchen er aus allen seinen Reisen, seiner Erfahrung, seinem Umgang und Kenntniß der grossen Welt gezogen hat, allgemein. Jedermann wird mit den abgeschilderten Personen genauer bekannt, und erfährt manche besondre Umstände von ihnen, die man in den gewöhnlichen Büchern, welche der politischen und gelehrten Geschichte gewidmet sind, nicht leicht antreffen kann. Und von den Höfen erlangt man eine so genaue Einsicht, als wenn man selber einen Zutritt daselbst gehabt hätte. Zu

dem

dem kurtzen Vorbericht zu dem dritten Abschnitt hat der Herr von Loen sich wegen der Freyheit mit welcher er von hohen Personen geschrieben hat, verantwortet: Und wer das Glück hat, denselben näher zu kennen, findet ein viel zu edles, erhabenes und rechtschaffenes Wesen an ihm, als daß er sich mit satyrischen, gehäßigen und anzüglichen Abschilderungen, abgeben solte. Seine Gemüthsbeschaffenheit wiedersprich allen Einbildungen, die man sich hierinnen machen könnte. Er liebet die Wahrheit und es kann ihm keine Sache von der Welt weder zu niederträchtigen Schmeicheleyen, noch zu gehäßiger Verachtung verleiten. Er ist stets geflissen, in allen Handlungen die Pflichten des rechtschaffenen Mannes zu erfüllen. Hiernächst ist zu bedencken, daß die abgeschilderten Personen bereits meistens aus dieser Welt gegangen und daß die Höfe nicht anders abgemahlt sind, als wie sie zu denen Zeiten beschaf-

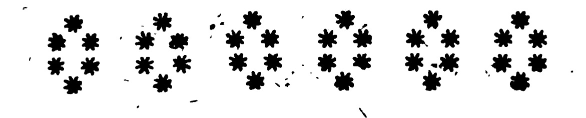
sen waren, wo sie der Herr Verfasser besucht und seine Anmerckungen niedergeschrieben hatte.

Von des Herrn Verfassers Art zu dencken und zu schreiben habe ich um so viel weniger Ursache in dieser Vorrede etwas zu sagen, je mehr dieselbe bereits der gelehrten und artigen Welt schon bekannt und einen durchgängigen Beyfall erhalten hat. Die Materien dieser kleinen Schrifften haben an und vor sich schon Gelegenheit gegeben, eine lebhaffte und aufgeweckte Schreibart zu gebrauchen, welche dem Herrn Verfasser ohnedis natürlich ist.

Ich kann also diese Vorrede beschliessen, um nicht eine Sammlung kleiner Schrifften, durch einen langen Vorbericht zu verstellen.

Geschrieben zu Franckfurt am Mayn,
in der Ostermesse 1750.

Der Herausgeber.



Verzeichniß

der Schrifften, welche in dieser Sammlung enthalten sind.

)( )(3 XIII. Die

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.



Moralische

Schildereyen

nach dem Leben gezeichnet.

Solaque, quæ possit facere & servare beatum

Horat. L. I. Ep. 6.



An einen guten Freund.

Mein Herr,



Ich sende Ihnen hier meine moralische Schildereyen. Sie wissen, daß ich ein grosser Liebhaber von Gemälden bin. Nichts kann mich mehr ergötzen. Weil ich aber den Pinsel nicht selbst zu führen weis, so habe ich meine Schilderkunst mit der Feder probiren wollen. Viele von diesen Schildereyen sind schon in meiner Jugend und auf meinen Reisen von mir verfertiget und nur hin und wieder ein wenig ausgebessert worden.

Ich habe theils alles in der Ordnung der Zeit gelassen, theils aber bin ich gar keiner Ordnung gefolget, um der Veränderung der Vorwürffe und Bilder nichts von ihrer Annehmlichkeit zu entziehen. Man hält sich nicht gern lang an einer Sache auf. Die Natur selbst entdecket uns in der Mannigfaltigket ihre Schönheit. In einem grossen Walde verirret man sich leicht, in einem kleinen geht man spatzieren. In einer Gallerie von Gemälden hängen geistliche und weltliche Sachen unter einander. Hier siehet man einen alten Kopf von Rimbrand, dort einen spielenden Cupido von van Dyck. Hier hängt ein Bauren Stück von Breugel, und dort ein Aufzug der Götter von Raphael. Hier sieht man die ritterliche Thaten des Don Quichotten von Coypel, und dort die Siege des grossen Alexanders von l'e Brun. Hier erblicket man den sterbenden Seneca von Rubens, und dort die reitzende Venus von Titian. Kurz, Landschafften, Schlachten, Blumen, Thiere, Menschen, alles ist unter einander. Hier in dieser moralischen Bildersammlung sieht es eben so aus: Alles ist unter einander, doch so, daß ein jedes Original sich besonders betrachten läßt.

Wann es der Character eines ehrlichen Mannes mit sich bringt, dasjenige zu sagen, was er glaubet, das zur Verbesserung der menschlichen Sitten und des gemeinen Wohlstandes dienen könnte, so wird man mir hoffentlich die Freyheit, nach der Natur zu schildern, um so viel

viel weniger verdencken, weil ich bey der Liebe zur Wahrheit und bey dem redlichen Eifer das Gute zu befördern, meine Ausdrücke dergestalt zu mäßigen gesucht, daß dadurch niemand möchte persönlich beleidiget oder verunglimpfet werden. Ich habe deswegen mit Fleiß die Namen derjenigen unterdrücket, deren Ebenbild nur lasterhafte und lächerliche Exempeln vorstellen, und mir im Gegentheil daraus eine Freude gemacht, den Tugenden und Verdiensten berühmter und vortrefflicher Leute Recht wiederfahren zu lassen.

Theophrast unter den alten und la Bruyiere unter den neuern Schrifftstellern, haben die Kunst, Sitten und Menschen zu schildern, vortrefflich verstanden; und noch muß man überhaupt denen Franzosen darinnen vor andern Völckern den Vorzug lassen. Die Abbildungen eines S. Evremond und eines Fenelon sind lauter Meisterstücke; Sie bezeugen eine tiefe Einsicht in der Erkänntnis der Menschen. Solchen grossen Meistern habe ich mich zu folgen beflissen. Wie weit mir diese Unternehmung in einer Sprache geglücket, welche noch nicht alle nöthige Geltung der Wörter und Ausdrücke hat, die zu der moralischen Mahlerey gehören, darüber kann ich mir nicht viel schmeicheln.

Unsre heutigen Sittenlehrer haben, wenn ich es sagen darf, durch ihre allzuweitgetriebne Lehre der Temperamenten und derselben allzugenaue Bestimmung, darinnen mehr Verwirrung als Vortheil gebracht: Man hat sich bemüht die

Caractere in ein systematisches Lehrgebäude zu bringen und nach demselben die Menschen zu beurtheilen. Kluge Leute aber, welche die grosse Welt, die Menschen und die Sitten etwas genauer, als die Herren Gelehrten auf hohen Schulen haben kennen lernen, bedienten sich dieser Methode niemals, wann sie von den Höfen und ihren vornehmsten Staatsmännern einen Abriß machten: Sie schilderten alles nach dem Leben und setzten ihre Kunst allein darinnen, die Aehnlichkeit der Originalien zu treffen, sie hielten sich mit blosen Kunstwörtern nicht auf: Sie suchten das Verdächtige, das Gezwungene und das Zweydeutige, von dem natürlichen, einfältigen und zusammenhängenden Wesen der Menschen zu unterscheiden: Sie verglichen ihre Art zu reden und zu dencken mit ihren vornehmsten Neigungen, welche sie durch Handlungen zu erkennen gaben; und damit war die Schilderey fertig.

Die meisten dieser Aufsätze sind von mir in französischer Sprache verfertiget worden, sie haben deswegen in ihren Wendungen und Ausdrücken etwas von der Art dieser Sprache behalten, welches doch hoffentlich die Reinigkeit unsrer teutschen Sprache nicht schänden wird.

Da ich anfieng mich den Wissenschafften zu ergeben, fand ich ein weites Feld vor mir. Ich sahe mich in völliger Freyheit. Ich strich von einer Gegend in die andre und hielte mich auf, wo mir es gefiel. Nichts schien mir reizender

als

als die Wahrheit. Ich suchte ihr allenthalben mit verwegnen Blicken nachzuspüren. Ich war hurtig und übereilte mich oft: Ich brachte deswegen meine Gedancken zu Papier; ich sahe daß ich ohne dieses Mittel solche nicht wohl mit einander verbinden konnte. Meine Auffsätze wuchsen mit Hauffen. Ich zeigte solche einigen von meinen guten Freunden. Diese waren theils unwissend, theils gelehrt; beyderseits aber so höflich, daß sie lobten, was sie von mir lasen. Ich habe ein menschliches Gefühl, und ich müste sehr heuchlen, wann ich leugnen wolte, daß mir ihre Höflichkeit nicht gefallen hätte. Verschiedene von diesen Auffsätzen kamen darauf, wiewohl ohne Vorsetzung meines Namens, unter die Presse. Die Verleger waren damit zufrieden; sie fanden müßige Leute, die solche lasen, und ich bekam auf solche Weise einen Beruf zu schreiben.

Ich bin u. s. w.



I.

Abbildung des Verfassers in seiner Jugend.

Unum hominem age, præter sapientem autem nemo unum agit. Cæteri multiformes sumus; modo frugi videbimur & graves, modo prodigi & vani; mutamus subinde personam & contrariam ei sumimus, quam exuimus. Hoc ergo a te exegi ut qualem institueris præstare te talem usque ad exitum serves. *Sen.*

Da ich mich unterfange andre Menschen zu schildern, so ist Ihr Zumuthen gerecht, daß ich mich erst selbst schildern soll. Ich kann solches leicht. Ein Mensch, der sich einbildet, so aufrichtig zu seyn wie ich, muß nichts geheimes und nichts zweydeutiges haben. Er muß sich selbst kennen, ehe er andre beurtheilen will.

Wie ich aussehe, das wissen sie. Es wäre lächerlich, Ihnen zu sagen, daß ich solche Augen

gen, einen solchen Mund und eine solche Nase habe, und so und so gestaltet bin. Ich habe mich nicht selbst gemacht. Ich bin dem Ursprung meines Daseyns, dem grossen Schöpfer, unendlichen Danck schuldig, daß er mich mit einer menschlichen Bildung und einer vernünftigen Seele hat lassen geboren werden. Mein Leib ist gesund, und mein Geblüt ist von Natur nicht schwermüthig. Niemand ist sinnreicher sich zu vergnügen, als ich; wann anders nicht Unordnung, grobe Säfte und starcke Leidenschaften den leichten Umlauf des Geblüts verhindern. Sie sagen, ich wäre zu gut. Dieses Lob hat etwas schmeichelhaftes, in der That aber verweiset mir solches verschiedene Vergehungen und Leichtsinnigkeiten. Ich werde sehr oft betrogen. Ich ärgre mich über mich selbst und über mein dummes Gutseyn, das ist eine gedoppelte Plage. Ich bin offenherzig, schnell, übereilend, und liebe die Veränderung. Ich falle auf allerhand Dinge; finde ich dabey nicht dasjenige Vergnügen, welches ich mir eingebildet habe, so bin ich hurtig anders gestellt. Das geringste, so man mir in Weg leget, kann bey mir ein grosses Vorhaben verändern. Ich gehöre unter die Zahl der Empfindlichen; ich wolte, ich wäre es nicht; allein ich bin nun einmal so. Ich will mich suchen zu verbessern, das ist alles, was ich von mir versprechen kann.

Wollen Sie noch mehr von meinen Fehlern wissen? Ich bin sehr eitel: Ich liebe die Lustbarkeiten, die Tänze, die Schauspiele, die Gesell-

sellschafften, eine gute Tafel, schöne Kleider und alles, was die Begierden junger Leute zu reitzen pflegt. Ich liebe zwar überhaupt ein gemächliches Leben, doch so, daß ich leiden kann, wann es zuweilen abwechslend und ein wenig unordentlich ist. Ich liebe die Ruhe nach dem Gewühl, und die Stille nach dem Geräusch. Ich bin aber dabey ein Feind von aller übertriebnen Lust: Ich meide die Ausschweiffungen einer wilden Gesellschafft, und kann weder Unfläterenen noch groben Schertz vertragen. Ich befleisse mich der Unschuld bey einem sehr freyen Wesen. Meine Lebensart ist bey Leuten, die in ihren Manieren gezirckelt und abgemessen sind, ein wenig unartig. Ich hasse von Natur allen Zwang und wünschte von ganzem Herzen, daß alle unnöthige und peinliche Ceremonien, durch ein allgemeines Reichsgesetz abgeschafft würden. Ich ehre die Menschen nach ihren Verdiensten und nicht nach ihrer Geburt. Der Hochmuth der Grossen ist mir unerträglich. Ich betrachte die Höfe, wie das Fegfeuer der Redlichkeit, und halte die Vorzüge des Adels für eine Wahnsinnigkeit in der menschlichen Gesellschafft.

Weil man heutiges Tages ohne Heuchlen und Schmeichlen nicht leicht in der Welt empor kommen kann, so dürfte mein Glück allem Ansehen nach wohl sehr mittelmäßig bleiben. Ich rede, wie ichs dencke und öfters mehr, als ich soll. Ich hasse keinen Menschen, und freue mich so sehr, wenn es andern wohl gehet, als ich Mitleiden verspüre, wann sie unglücklich sind. Groll,

Miß-

Mißgunst und Feindschafft sind bey mir solche Leidenschafften, die ich aus bloser Gemächlichkeit verabscheuen würde, wenn auch mein Gemüth darzu die geringste Neigung hätte. Ich kann vortrefflich vergeben, und wann das Christenthum lauter solche Gesetze hätte, so könnte ich ein Heiliger werden.

Ich wolte ich dürfte ihnen nichts von meinem Hochmuth sagen. Meine gröste Tugend bestehet darinnen, daß ich ihn selbst hasse, und seinen unruhigen Bewegungen alle Stärcke meiner Vernunft entgegen setze. Sie werden dencken, daß er sehr groß seyn müsse. Doch er ist nicht allein dasjenige, was mich plaget: Zuweilen werde ich auch vom Geitz angefochten. Pfui! vom Geitz, werden Sie sagen; wie kann eine so schnöde Neigung bey einem ehrlichen Menschen sich äussern? Nehmen sie es, wie sie wollen. Es ist nicht anders. Ich habe überaus gern schöne Sachen, und liebe deswegen das Geld, um mir solche anzuschaffen. Unser Herr Thomasius mag sagen was er will. Wollust, Ehrgeitz und Geldgeitz können sehr wohl beysammen seyn: Es hilfft sogar eine Neigung der andern. Unser lieber Lehrmeister schildert die Menschen nach seinem Lehrgebäude, ich schildere sie nach dem Leben und nach meiner eignen Erfahrung: Diese führet allezeit den Beweis mit sich. Der Apostel Paulus setzet Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben zusammen in eine Reihe. Das Geld dienet dazu, um sie alle zu vergnügen. Die Vernunft wehret ihren Ausschweif-

schweiffungen, und die Tugend, besonders diejenige, die der Glaube würcket, gibt unsern Herzen die schönen Empfindungen der Weisheit. Ich bin in der Schule dieser hohen Sittenlehre. Die Fortgänge, die ich darinnen gemacht habe, sind noch schlecht: Allein weil mir ihre Regeln sowohl gefallen, so kann ich auch getrost hoffen, darinnen weiter zu kommen.

II.

Abbildung eines vollkommenen Mannes (*) nach Anleitung der von dem Herrn von S. Evremond entworffenen Idée de la femme, qui ne se trouve point et qui ne se trouvera jamais. Siehe dessen Oeuvres meleés.

Virtus, fama, decus divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui construxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiens etiam et rex,
Et quicquid volet.

Horat. L. 2. Serm. Satyr. 3.

Unter allen Dingen, die meiner Bewunderung in der Welt ausgesetzet sind, rühret mich nichts mehr, als die Vortrefflichkeit

---

(*) Diese Abbildung kann zum Entwurff einer ganzen Sittenlehre dienen.

keit der Tugend. Ich bin aber so unglücklich, daß ich meine Regungen über eine Sache meistentheils bey mir muß verschlossen halten, die man so wenig findet.

Es scheinet also etwas lächerliches zu seyn, von einem Menschen eine Beschreibung zu geben, den man nirgendwo antrifft. Doch hat es der Herr von S. Evremond gewaget, uns eine Abbildung von einem vollkommenen Frauenzimmer darzustellen, so kann es mir um so viel weniger verdacht werden, wann ich meinen Gedanken das Vergnügen gebe, sich bey dem Bild eines vollkommenen Mannes aufzuhalten. Es kann solches allenfalls zu einem Muster dienen, sich selbst darnach zu verbessern.

Es wird mir erlaubt seyn, zu desto glücklicherer Ausführung meines Vorhabens, von dem edlen Melintes diejenigen Vorzüge zu entlehnen, die ihm GOtt, die Natur und seine Tugend gegeben haben, um das Bild eines vollkommenen Mannes desto nachdrücklicher und lebhafter zu entwerffen.

Die äusserliche Gesichtsbildung eines Menschen ist eine verborgene Schrifft der Natur, sie hat allerdings ihre gewisse Beziehung auf den ganzen Menschen. Wenn wir diese Sprache verstünden, so könnten wir viele Geheimnisse lesen. Wer entziefert uns die verwirrte Zahl in einen Brief, ohne darzu den Schlüssel zu haben? Wer wolte sagen diese Zahlen hätten nichts zu bedeuten?

Die

Die ganze Natur hat einen wundervollen Zusammenhang: das mindeste Stäubgen reget sich nicht ohne Ursache, die Ursache aber hat wieder eine andre Ursache, die auf sie wirket und einfliesset. Also beweget das Wasser die Luft, und diese hinwiederum das Wasser; beyde aber beweget das elementarische Feuer, in welchem gleichsam der erste Stoß zu allen Bewegungstrieben scheinet verborgen zu seyn. Nichts entstehet von ungefähr: eines folget immer aus dem andern; diese Aufeinanderfolgung der einzelen Theile macht die Haltung und den Zusammenhang im Ganzen. Die allerkleinsten Dinge, die kaum unser Auge fasset, sind in dieser Ordnung dergestallt mit eingeflochten, daß sie in Ansehung ihrer eine gleiche Bewegungsursache nöthig haben.

Dieser wundervolle Zusammenhang aller Dinge, da eines auf das andre wircket, auf daselbe folget, und die Ursache von der Entstehung eines andern ist, bringet uns überhaupt einen Begriff von der Grösse des göttlichen Verstandes bey, der alles nach gewissen Regeln bestimmet, und sowohl in den kleinsten als in den grösten Dingen, seine Weisheit und seine Güte offenbaret.

Die Gestalt des Melintes bekräfftiget alles, was wir hier von dem Zusammenhang der Dinge gesagt haben. Die Augen, deren blitzender Mittelpunct mit einem klar durchwirkten Stern umzogen, und mehr feurige als wässerige Theilgen

gen haben, zeigen eine der glücklichsten Vermischung der Elementen. Ihre Stralen sind voller Geist und Leben; ihre Blicke sind reitzend und holdselig, und die zarte Decke, welche sich über dieselben aufschlägt, lässet uns in ihnen alle Bewegungen, die in seinem Hertzen vorgehen, deutlich beobachten. Hier spricht die Demuth, der Eifer und das Mitleiden: Hier lachet die Freude, die Hoffnung und die Liebe. Kurz, man kann mit Wahrheit sagen, daß dem Melintes die Tugend und der Verstand aus den Augen leuchten.

Auf seiner Stirne lieset man eben sowohl, als auf seinen Lippen und Wangen, eine gewisse Sprache, die man verstehet, ja gar, die man fühlet, ohne daß man solche in Buchstaben und Wörter versetzen darf. Hier spricht der Geist, und entdeckt uns mehr, als der Mund selbst, wenn er unsre Gedancken und Empfindungen offenbaren will.

Alle Züge in seinem Angesicht zeigen ei[illegible] so feine und ordentliche Bildung, daß der ges[illegible]ickteste Mahler sie nicht vollkommener entwerffen könte. Es leuchtet daraus ein so edles und großmüthiges Wesen, daß man von ihm eingenommen wird, wenn man ihn nur siehet.

Melintes ist nicht weniger auch wohl gewachsen: Alle seine Gliedmasen sind gege[illegible] [illegible]der in einer vollkommenen Verhältnis. [illegible]t schlank von Leibe, stark, gelenksam und zu [illegible]en Leibesübungen überaus geschickt. Seine Geberden sind

sind natürlich, seine Stellungen ungezwungen, und alles, was er thut, begleitet eine gewisse Anständigkeit, die gleichsam seinen Handlungen einen neuen Werth beyleget.

Von der äusserlichen Gestalt seines Leibes, komme ich auf die innerliche Beschaffenheit seines Gemüths. Diese hat nichts verborgenes, nichts zweydeutiges. Melintes zeigt sich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhaft; Sein Verstand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, sondern sein Herz lässet ihn wircklich auch solches empfinden. Die Tugend ist bey ihm ihre selbsteigne Belohnung, und seine gröste Glückseligkeit bestehet in dem steten Vergnügen solche auszuüben. Kein schnödes Laster, keine übertriebne Lust, keine unordentliche Begierdeu stöhren die Ruhe dieses Weisen. Er lebet mit seinem Zustande zufrieden: Der Genuß des Guten macht bey ihm den Werth der Güter aus. Ausser diesem Genuß dünken ihm alle Schätze und Reichthümer dieser Welt gering, und unsres Bestrebens unwürdig zu seyn.

Es ist fast eine gemeine Straffe der Reichen, daß sie dasjenige, was sie besitzen, am wenigsten geniessen. Harpax siehet keine Schätze in andrer Leute Händen, die er nicht mit begierigen Augen und einem seufzenden Herze betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verschliessen. Er entziehet dadurch den Genuß nicht nur andern, sondern auch sich selbst. Er besitzet einen schönen Pallast, und wohnet in einem Winkel. Er hat den prächtigsten Hausrath; in seiner

ner Stube aber siehet man nichts als Rechentische und Schränke. Er hat die besten Weine, er trinkt sie aber nicht ehender, als bis sie anfangen sauer zu werden. Und also geniesset Harpax nicht sein eigen Gut, sondern verwahret solches mit ängstlichen Sorgen für lachende Erben.

Melintes hoher Geist weiß nichts von einer so niederträchtigen Neigung: Er gönnet gern andern ihren Reichthum, und freuet sich, wenn es ihnen wohl gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, seine jährliche Einkünfte zum besten des gemeinen Wesens auszugeben. Er verwendet solche auf Künste und Wissenschafften, er gönnet seinen Ueberfluß den Handwerkern uud Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu lassen; aber übernehmrn dörfen sie ihn nicht, denn er hasset das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewissenhaft handeln soll. Er weiß, daß keine Leute dem gemeinen Wesen schädlicher sind, als solche, die keine Ehre und kein Gewissen haben.

Alle seine Ausgaben sind ordentlich eingetheilet. Er sucht sich mit lauter solchen Dingen zu belustigen, welche Kunst und Witz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein sinnreiches artiges Wesen. Sein Haußgeräth, seine Kleider, seine Kunstsachen, seine Kutschen und Pferde, seine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewisses Wesen, das gefällt, das rühret und das nicht sowohl prächtig als reitzend und schön ist.

Viele, die nicht die menschliche Laster und Tugenden zu unterscheiden wissen, halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasienige einen Ehrgeiß, was bey ihm die Wirkung eines guten Gemüths und eines erhabnen Geistes ist: sie sagen, der äusserliche Glanz könnte keinen andern Ursprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: sie wollen, man soll den Uberfluß an die Armen geben, und selbst armselig leben. Allein diese Leute wissen nicht, daß es ein grosses Uebel in der menschlichen Gesellschafft ist, wenn mann viele Arme hat. Diese Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müßigang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil, sind die besten Mitteln, der einreissenden Armuth und schändlichen Betteley zu steuren. Nichts aber unterhält den Fleiß und die Arbeitsamkeit der Menschen besser, als wann ein jeder einen solchen Aufwand macht, wie es sein Vermögen mit sich bringet. Der Arme muß sparsam leben, und arbeiten, so wird er nie kein Bettler werden; und der Reiche muß nach Maßgebung seines Vermögens seine Ausgaben einrichten, so werden dadurch die Armen Mitteln finden, sich zu nähren. Wären keine Geißhälse, keine Müßiggänger, und keine Verschwender, so gäbe es auch keine Armen.

Ein Mensch muß in der Welt durch andre leben. Die Armen und Nothdürfftigen müsten im Elend schmachten, wann die Reichen und Begüterten ihnen nichts von ihrem Ueberfluß wolten zufliessen lassen. Solten sie aber solches thun,

thun, ohne ihnen Arbeit zu geben, so wäre dieses dem gemeinen Wesen noch viel schädlicher. Wie sollten aber alle Menschen Arbeit bekommen, wann nicht Künste und Wissenschafften befördert würden; und was solte die Reichen bewegen, Geld und Güter zu verwalten, wann sie nicht dadurch gewisse Vorzüge zu geniessen hätten? Die Natur ist zwar mit wenigem zufrieden; allein sie leidet auch einen unendlichen Zusatz von Annehmlichkeiten. Gibt man dem Armen Brod, so gebe man ihm auch Arbeit, damit es ihm gedeihe; das ist löblich. Man lasse aber auch den Reichen die Vortheile seines Guts geniessen; das ist billig.

Der freygebige Melintes lässet es an nichts ermangeln, was seinem Nebenmenschen zur Aufnahme, und zur Nahrung dienen kann. Er gibt vielen Leuten etwas zu schaffen, die mehr seiner Hülffe bedürffen, als er ihrer Arbeit vonnöthen hat. Er thut nichts lieber, als ihnen, was sie verdienet haben, bezahlen; und indem er darinnen sein Vergnügen sucht, andern etwas von seinen Gütern mitzutheilen, so gebraucht er zugleich alle nur mögliche Vorsichtigkeit, sich stets in dem Stand zu erhalten, um andern nützlich, und niemanden beschwerlich zu seyn. Nichts wird deswegen bey ihm liederlich verwahrloset; nichts aus Ueppigkeit verdorben; nichts aus Leichtsinnigkeit verschwendet, und nichts aus Geitz zuruck behalten. Er verzehret zwar jährlich die Einkünfte, so seine Ländereyen ihm auswerffen, die Ländereyen aber an und für sich selbst,

sucht er nicht nur weislich zu erhalten, sondern auch so viel möglich, noch immer mehr und mehr zu verbessern. Viele meynen, da er sonst ein so trefflicher Naturkündiger ist, er müsse den Stein der Weisen besitzen; denn man siehet gleichsam mit seinen Ausgaben seine Einkünfte wachsen; allein, wenn man betrachtet, wie klug er seine Sachen einrichtet, wie fleißig er dieselben besorget, wie vorsichtig er damit umgehet, und welche Ordnung er in allen Dingen beobachtet, so siehet man, daß die Sachen gantz natürlich zugehen, und daß GOttes Seegen in solche Mitteln bey ihm mit einfliesset, welche sich auf seine Gesetze gründen. So hält Melintes Hauß. Seine Sitten sind eben so ordentlich. Er liebt zwar alle erlaubte Veränderungen und Ergötzlichkeiten; allein sein Verstand muß immerdar an denselben den meisten Antheil haben. Wo andere Menschen ihre gröste Lust suchen, da hört insgemein die seinige auf; Was ihn ergötzen soll, muß ihm nicht nur gegenwärtig ein Vergnügen geben, sondern auch dem künftigen nicht schaden. Es mus nichts albernes, nichts unflätiges, nichts ausschweiffendes, sondern etwas artiges, etwas angenehmes, und wircklich etwas gutes seyn.

Sein Umgang ist so leutselig und rührend, daß man ihn niemahls verläßt, ohne neue und lebhafte Eindrücke von ihm in seinem Gemüth zu behalten. Er weis in seinen Gesprächen unsre Gedancken so geschickt aufzuschliessen, und ihnen zu begegnen, daß man ungleich mehr Verstand bey ihm als bey andern Leuten hat, deren

albere

albere Reden uns öffters selbst mit albern machen. Sein Wandel ist so unschuldig, so ehrbar, so ordentlich; seine Sitten sind so gleichförmig, so natürlich, so angenehm, so aufrichtig; und sein gantzes Wesen begleitet eine so hohe Weisheit, daß auch der Neid selbst mit allen seinen sinnreichen Einfällen nichts an ihm zu tadeln findet. Ja es ist allerdings ein Kennzeichen von einem sehr übel bestellten Gemüth, wenn man für ihn nicht eine wirckliche Hochachtung empfindet. Da man im Gegentheil sich und seine Handlungen nicht besser rechtfertiget, als wenn man ein Beyspiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwischen nicht, daß alle diese Tugenden und Vollkommenheiten ein zusammengesetztes Gebäude von einem langwierigen Fleiß, und einer strengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es blosse Gaben der Natur seyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer so urtheilet, der kennet nicht die gefährliche Abfälle, wohin öffters die blosse Weltweisheit führet. Wir müssen hier unsre Abhänglichkeit von einem höhern Wesen erkennen. Von GOtt kommt Erkänntnis und Wahrheit; Er allein leidet uns zum Guten, und erfüllet das Hertz mit Weisheit und Stärcke. Hier ist das Geheimnis, wodurch Melintes alle seine herrlichen Gaben und vortreffliche Eigenschafften erlanget. Es solte billig dieses den Christen kein Geheimnis seyn; Allein, da wir leider meistentheils noch so weit davon entfernet sind; so muß wohl folgen, daß wir entweder solches nicht wissen, oder nicht

wissen wollen; dann es ist an und für sich selbst ein einfältiges Ding. Es ist der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bey uns eben so wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wüsten. Melintes hat davon den rechten Aufschluß bekommen, und dessen Kraft empfunden. Er ist durch ein demüthiges und aufrichtiges Wesen, welches ihm das Leere und Mangelhafte aller menschlichen Tugenden hat einsehen lernen, bis zu GOtt empor gestiegen, von dem allein alle gute Gaben herabkommen.

In Ansehung der Religion hält es Melintes nur allein mit dem allgemeinen christlichen Glauben, nach der Einführung des Stiffters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die äusserliche Kirche: er erkennet bey ihren vielen Mängeln und Gebrechen, ihre Nothwendigkeit und ihren Nutzen. Alle Plätze und Häusser sind würdige Tempeln seiner Andacht. Er findet allenthalben reitzende Vorwürffe, GOttes Allmacht, Güte und Weisheit zu loben, zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottesdienstlichen Werken. Der beste Gottesdienst, spricht er, ist die Aufrichtigkeit, dasjenige zu thun, was der HErr will, das wir thun sollen. Sein Wille ist unsern Kräften gemäs. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menschen. Die Trennungen und Zwiespalten, welche die Christen durch das stets fortwährende Gezänke ihrer Geistlichen unter sich nähren, sind schreckliche Gerichte, die wir uns durch unsern Uuglauben und durch unsern Hochmuth zuziehen.

Me-

Melintes will, daß man nach dem Hauptgesetze unsers Heilandes, welches die Liebe ist, sich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen soll. Im übrigen bezeiget er seinen Glauben durch seine Werke; Er ist demüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mäßig; liebet Recht und Wahrheit, und GOtt in allem was gut ist.

Die Kräfte des Verstandes zeigen sich bey dem Melintes in gleicher Vortrefflichkeit: sie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntnisse seiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, sondern sie sind auch fähig in die Verborgenheiten der Menschen und der Natur einzudringen, und solche mit einer lebhaften Scharfsinnigkeit zu entwickeln. Die Wissenschafften kosten ihm nichts: er findet die Züge davon in seinem eigenen Verstand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um sie zu erklären. Eine Wahrheit bringt ihn auf die Spur einer andern; er entdecket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Wahrheiten, die er auf das geschickteste mit einander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weiß. Er besitzet die Kunst zu dencken, so vollkommen, daß er niemahls einen Zwang spüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftschluß zu finden, wo er ihn nöthig hat. Sein Gehirn ist gleichsam eine Schatzkammer aller nur möglichen Vorstellungen und Bilder, welche nie durch unordentliche Bewegungen der Nerfengeister, oder durch allzuhefftige Leidenschafften, verwirret werden.

Mäßigkeit, Gelassenheit und Demuth sind die Mitteln den Verstand in seiner natürlichen Kraft und Munterkeit zu erhalten. Es ist gewiß, daß unsre Unordnungen das Geblüt und unsre Affecten entzünden, und daß dadurch auch der beste Verstand in seiner Wirckſamkeit gestöret, und öffters, wie in ausserordentlichen Gemüthsbewegungen, gar unbrauchbar wird.

Aus der deutlichen Vorstellung, die der Verstand des Melintes fähig ist, sich von allen Vorwürffen zu machen, fliesset dessen ungemeine Beredsamkeit: seine Reden, seine Aufsätze, seine Schrifften führen die Deutlichkeit und die Ueberzeugung mit sich; alles schmecket darinnen nach einem scharffen Witz, nach erhabnen Gedanken, nach edlen Empfindungen: Er zeichnet, er mahlt, er schildert alle Sachen so natürlich und so lebhaft, daß man sich solche, als ob sie gegenwärtig wären, vorstellen kan. Er schreibet eben so leicht, als er denket, ja er hat Mühe die Feder so hurtig zu führen, als ihm die Gedanken einschiessen.

Niemahls hat man bey einem Menschen einen lebhafteren Begriff, und eine bündigere Art zu schliessen wahrgenommen. Melintes hat dabey sich seine Erfahrung in allen Vorfällen dermassen zu Nutzen gemacht, daß ihm wenig Sachen, die einem in der Welt vorzukommen pflegen, fremde scheinen. Er kennet die Menschen, ihre Leidenschafften, ihre Art zu denken, ihre heimliche Bewegursachen; ja es ist als ob er ihnen aus den

den Augen lesen könnte, was sie leiden, was sie für Anschläge machen, und was sie vor ihm am meisten zu verbergen suchen.

Weil er selbst niemahls nichts böses denkt noch vorhat, so braucht er keine politische Klugheit sich zu verstellen. Seine Aufrichtigkeit sich so zu zeigen, wie er ist, macht ihm allezeit Ehre; und da er jedermann liebet, jedermann wohl begegnet, und jedermann sich gefällig zu erweisen trachtet; so müste man sich sehr wundern, wie er doch Feinde haben könnte, wenn man nicht wüste, daß die Bösen keine andre Ursache des Hasses nöthig haben, als wenn man gut ist.

So genau er die Laster der Menschen kennet, und so emfindlich ihn auch ihre Bosheit rühret, so sucht er doch immer alles zum Besten zu deuten, oder zu entschuldigen; niemahls wird er von jemand übel sprechen: es sey dann, daß er ein Zeugnis der Wahrheit zu geben hat, oder jemanden vor bösen Menschen warnen muß. Man trauet seinen Worten ohne Handschrifft und ohne Eydschwur. Wenn er mit jemanden einen Handel vorhat, so überlegt er so genau des andern Nutzen, als seinen eignen. Er handelt lieber gar nicht, wann er siehet, daß der andere dadurch Schaden leiden muß. Er ist ein Feind aller Zänkereyen, und suchet, so viel an ihm ist, Frieden zu halten, mit jedermann. Wenn man ihn beleidiget, so sucht er solches zu vergessen; und wenn er ja sich rächet, so geschiehet es durch eine gewisse Unachtsamkeit, welche denen die

ihm übel wollen, das Vergnügen beraubet ihm Verdruß zu machen. Er bezeiget eine gleiche Kaltsinnigkeit in Ansehung dessen, was die Leute von ihm reden. Es ist kein besseres Mittel, sagt er, die böse Nachrede zu wiederlegen, als nichts böses thun. Weil er nun auch zugleich allen Schein des Bösen behutsam zu meiden sucht, so entziehet er sich dadurch allem Verdacht und allem Argwohn.

Bey einer so ruhigen und vergnügten Lebens-art ist Melintes in allen Zufällen gefaßt. Sein Herz achtet die zeitlichen Dinge nicht höher, als ihre Flüchtigkeit, und ihr geringer Werth es verdienet. Er betrachtet dieses gegenwärtige Leben als einen Durchgang in das Zünftige. Er gebrauchet die zeitlichen Güter als Mitteln zu den himmlischen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit seinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerffen, erfüllet sein Herz mit Gelassenheit, mit Demuth und mit stetem Trost. Der Tod komme wann er will, so ist er ihm nicht zuwieder; und sein Leben daure, so lang es wolle, so ist es ihm angenehm.

Noch eines: Melintes verheyrathet sich nicht. Soll ich davon die Ursache angeben? Vielleicht siehet er voraus, daß die Sorgen einer weitläufftigen Haushaltung, die Mühe Kinder zu erziehen, und die Eigensinnigkeiten eines Weibes, ihn aus dem Stand der Ruhe versetzen würden, deren er jetzo geniesset; und daß es ihm schwerer

fallen würde, im Ehestand so unschuldig, so tugendhaft und so weise zu seyn, als im ledigen Stand. Es streitet in der That gegen die Begriffe so vieler vereinigten Tugenden, welche einen vollkommenen Menschen ausmachen, durch so vielerley Dinge, als der Ehestand nach sich ziehet, nicht zerstreuet, und in die gemeine Schwachheiten der Menschen mit eingezogen zu werden; zumahl da man, sobald man eine Frau nimmt, schon durch zweyerley Willen beherrschet wird, die selten in gleichen Absichten miteinander übereinstimmen. Gesetzt aber, es ereignete sich für einen Weisen das seltne Glück, daß seine Frau mit ihm ein Herz und eine Seele hätte, so machen doch der Anhang der Verwandten, die Beschwerlichkeiten der öffentlichen Lasten, die Sorgen der Nahrung, die heranwachsende Kinder, die Treulosigkeit des Gesindes und allerhand plagende Wohlstands-Ceremonien, einem ehrlichen Mann so viel zu schaffen, daß er nicht selten darüber aus der Uebung seiner Weisheit und Tugend gebracht, und gleich andern genöthiget wird, unrichtig zu denken und menschlich zu fehlen. Es haben daher viele dafür gehalten, daß ein Philosoph, d. i. ein Liebhaber der Weisheit, nicht heyrathen müste. Socrates behauptete zur Uebung seiner Gedult das Gegentheil; Allein es ist allezeit besser, wenn man der Gedult nicht nöthig hat.

III. Der

III.
Der gelehrte Weise.

Gaudet virtus testes sibi jungere Musas.

Claud.

Crast hat viele Vorzüge, die ihm die Natur verliehen, aber noch weit mehrere, welche er sich durch seinen Fleiß und durch seine Tugend erworben hat. Seine Gestalt hat nichts einnehmendes, noch rührendes. Er gefällt aber nicht ehe, als bis er redet. Sein Körper ist nicht groß, und seine Glieder haben nichts von der Gelenksamkeit, die man an einem geschickten Tänzer bewundert. Sein Wesen ist steif, und seine Maniern haben etwas gezwungenes, wann er artig thun will. Er hat schwarze, tief im Kopf liegende kleine Augen. Sein Gesicht ist mager, und seine Farbe gelblich braun. Er hat eine ziemlich grosse Nase, aufgeworffene Lefzen, ein spitziges Kien, und eine breite Stirne. Wann er lacht, so scheinet er ein wenig albern, ja selbst seine Freundlichkeit hat nichts anmuthiges, wann er nicht zugleich spricht. Im übrigen stimmen seine Handlungen genau miteinander überein; Er ist sich immer gleich, stets ernsthaft, selten lustig, niemahls ausschweiffend. Man solte sagen, er habe nur allein Verstand und keine Leidenschaften; So sehr hat er durch seine Weisheit jenen gestärkt und diese geschwächt. Er ist aber deswegen mit nichten un-

em-

empfindlich. Wie könnte er solches seyn, und so viel Verstand haben? Ein Mensch, der kein Gefühl hat, pflegt auch nicht zu denken; da im Gegentheil die Scharfsinnigkeit mit der Zärtlichkeit des Gefühls auf das genaueste verbunden ist. O wie viele Mühe kostet es hier, Herr von seinen Gemühsregungen zu seyn, und solche nach der Weisheit einzurichten! Erast scheinet alle seine Wissenschafften nach diesem Enzweck hinzulencken. Er besitzet sich vollkommen. Er verstattet denen äusserlichen Dingen nicht mehr Eindruck in seinem Gemüthe, als es die Vernunft für gut befindet. Er hat bey einem tiefsinnigen Witz alle nur mögliche Wissenschafften, und diese hat er nicht allein für sich, sondern für die ganze Welt; dann er theilet ihr solche durch seine gelehrte Schrifften mit. Wer das Glück hat, mit ihm umzugehen, der ist gleichsam bey ihm in einer steten Schule. Alles was er redet, sind Anmerkungen und Entdekungen über die Sachen welche vorkommen. Er hat dabey nichts von dem stolzen, eigensinnigen, und phantastischen Wesen, womit sich in der Welt so viele Gelehrte pflegen verächtlich zu machen, und die gleichsam aufhören, geselliche Menschen zu seyn, sobald sie anfangen mit Wissenschafften sich anzufüllen. Nein, Erast ist leutselig, und beobachtet in allem den Wohlstand und eine gute Lebensart; ob man gleich von ihm sagen kann, daß er auch galant und nach Hofmanier zugestutzet sey; noch vielweniger daß er die Gabe besitze, dem Frauenzimmrr aufzuwarten, und ihm allerhand artige Tändeleyen vorzusagen. Hier, muß ich

es bekennen, ist Erast nicht gelehrt, nicht aufgeräumt, und wie man die Leute nennet, kein Galant homme. Seine Freunde lieben ihn je mehr sie ihn kennen lernen, und die Welt bewundert ihn, je mehr sie seine Schrifften liest.

IV.

Der Herr von Zankwitz.

- - - - Pone vesanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Teb.

Der Herr von Zankwitz ist ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine Zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Gesprächen fehlt es bey ihm niemahls, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man seine Meynung sagt, so ist sie nicht recht; will man sich erklären, so wird er ungedultig; will man ihm Einwürffe machen, so wird er zornig; will man durchaus eine andre Meynung behaupten, so wird er rasend. Er schreyet, er turnirt, er schmeisst auf den Tisch; er ist ganz ausser sich. Wie! einem Mann etwas zuwieder sprechen, der es besser wissen muß? welcher Frevel! Es ist ein solcher gefährlicher Irrthum, nicht seiner Meynung zu seyn, daß seine ganze christliche Liebe darüber zum Mitleyden aufgefordert wird.

Will

Will man seine Gunst erlangen, so muß man nichts wissen, alle Menschen verachten und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleisse, mir den Umgang mit allen Menschen so erträglich zu machen, als es möglich ist, so gebrauche ich bey ihm alle Bescheidenheit im Reden. Ich bediene mich fast nur der Redensarten der Pyrrhonisten. Ich sage nie, ich habe dieses oder jenes gesehen, oder gehöret, sondern mich dünket, es scheinet, es kan seyn: Doch, auch da komme ich offt übel bey ihm an. Wie, spricht er, Sie wissen gar nichts: Sie haben keine gewisse Principia: so lernen die jungen Leute in Halle. Da müssen Thomasius und Gundling herhalten. Sage ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, so laufft dem weisen Mann die Galle über. Die Windmacher, die Markschreyer, die Ignoranten, daß ich bey seinen Worten bleibe, sind alsdann die Titeln, womit er das Gedächtnis dieser wackern Leute beehret. Ich muß sie schelten lassen; dann sie werden mirs doch nicht zumuthen, da sie nun beyde in der Ewigkeit sind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwitz herum balgen soll. So eifrig er heut auf diese schilt, die man lobet, so erbittert wird er morgen andre schelten, die man ihnen entgegen setzet. Der zureichende Grund ihn bös zu machen, ist blos allein dieser, wenn man von jemand gutes spricht. Ich rühmte einsmals das schöne Werk des Herrn Ludewigs über die güldne Bulle. Ich sagte, wie mich dünkt, so hätten die Herren Thomasius und Gundling allzuviel Eifersucht gegen ihn blicken lassen. Herr von Zankwitz machte darauf

grosse

grosse Augen, und runzelte die Stirn. Was! sprach er voller Eifer: sie waren alle drey Schulfüchse. Die Geschäffte machen Leute; wer die Rechte studiren will, der muß in einem Tribunal sitzen, der muß Urtheile abfassen, und ein paar hundert Ballen Acten durchblättert haben: Vor diesem gab es andre Leute; die neuern sind elende Copien von guten Originalien; weiter nichts.

Auf solche Art wiederspricht der Hrrr von Zankwitz alles, was man ihm saget; Er hadert mit allen Menschen, und das von Morgen bis zum Abend, bey dem Aufstehen, bey dem Schlafengehen, in den Gesellschafften, mit einem Wort, allenthalben.

Er behält kein Gesinde über ein viertel Jahr: Weib und Kinder aber, sind bey ihm am übelsten daran. Diese können ihm nicht ausweichen. Er verfolgt sie im ganzen Haus, mit stetem Keiffen; und wenn sie meynen, sie wolten es ihm recht machen, so treffen sie es am wenigsten. Ihre beste Verantwortung ist, sich gar nicht zu verantworten; und doch hilft ihnen auch diese Eingezogenheit nicht; dann er will man soll ihm antworten; thun sie dieses, wie sie es thun müssen, so ist die Hadermühle bey ihm im Gang, und höret nicht ehender auf, als bis ihn Zorn und Eifer und Aergernis dergestallt erhitzen, daß er rothes Pulver einnehmen und sich zu Bette legen muß.

V. Der

V.
Der Geitzhals.

Nullus argento color est avaris
Abditæ terris inimice lamnæ
Crispe Sallusti, nisi temperato
Splendeat usu.

Horat.

Einen groben Geitzigen nennet man einen Geitzhals. Vermuthlich kommt dieses Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heisser Begierde hinunter schlucket, und nicht zu ersättigen scheinet, wenn es auch gleich den Kropf schon angefüllet hat. Ein Geitzhals muß nothwendig reich seyn, sonst schickt sich diese Benennung nicht für ihn.

Das Verlangen nach Gütern ist ein allgemeiner menschlicher Affect, der an und für sich selbst sowohl gut als bös seyn kann. Alle Menschen, nur die liederlichen Verschwender ausgenommen, suchen etwas vor sich zu bringen. Wann nun dieses auf eine anständige Weise, und durch erlaubte Mitteln geschiehet, so ist diese Neigung nicht böse. Denn durch eine weise Anwendung der Güter kann man seinen Zustand verbessern, und vielen Menschen gutes thun.

Ein Geitziger liebt das Geld, um reich zu seyn, und ein vernünftiger um es zu geniessen. Ohne

diesen Genuß hat das Geld keinen Werth. Es ist demnach die gröste Thorheit, viele Güter zusammen zu bringen, ohne sich und andern davon den Genuß zu gönnen. Dieses ist eigentlich Geitz. Die Heil. Schrifft nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die grösten Laster und Unordnungen entspringen.

Es ist keine Sünde, zu welcher ein Geitziger nicht könnte gebracht werden: und es ist fast kein Verderben in der Welt, welches er nicht anstifftet.

Die grösten Geitzhälse sind, in einem gewissen Sinn, die Fürsten und Gewaltigen auf Erden. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben, ist nicht zu ersättigen: Sie machen sich sogar einen Ruhm daraus, Städte und Länder wegzunehmen, und das ganze menschliche Geschlecht zu plündern. Der Geitz hat also die grösten Laster gezeuget und die Tyrannen erhoben.

- - - Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames?

Nach diesen ländersüchtigen Geitzigen, die nimmer genug haben, kommen ihre Bedienten und Kriegsleute, welche ihren Herren den Raub und die Beute helffen zujagen, und deswegen ihren Antheil davon, so gut sie können, mit zu erhaschen suchen.

Die kleinen Geitzhälse, die man insgemein für die grösten hält, sind die Kaufleute. Was thun sie nicht, um reich zu werden? Gewissen, Ehre, Ruhe, Gemächlichkeit, Freunde, Vaterland, alles, sagt man, wäre ihnen feil; Allein man

thut

ihnen zu viel. Ihr Geitz ist lange nicht so gefährlich, als der Geitz der Ländersüchtigen Grossen. Er ist vielmehr an und für sich selbst noch für das gemeine Wesen nützlich und vortheilhafft. Ohne Geitz würde die Handlung viel zu träge und zu langsam seyn. Er muß also die Handelsleute beleben und ihnen die Gewinnsucht einflösen. Hier hat der Geitz im gemeinen Wesen seine Verdienste; denn die Handlung ist die Ausspenderin aller zum Leben und zur Annehmlichkeit gehörigen Güter. Sie ist die Freundin der Völker, und das Band des geselligen Lebens. Die Kaufleute suchen also die Reichthümer auf eine erlaubte Art. Wissen sie nicht allezeit den Gebrauch davon, so ist dieses ein Fehler, den sie mit andern Menschen gemein haben. (*).

Der Bauer ist dasjenige unter den Menschen, was der Esel unter den Thieren ist. Er muß alle Lasten tragen, er muß die Schätze der Natur andern in das Hauß schleppen, sich selbst aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet also unter dem armen Landvolck den wenigsten Geitz: bringt es durch seinen Fleiß, und durch seine Arbeit etwas vor sich, so nimmt es der Herr ihm weg. Wo also ein Bauer die Woche etwas zurückleget, so versäufft er solches andächtig auf den Festtägen und erstickt in den Dünsten von Bier und Brandewein die traurige Betrachtung seines Elendes.

(*) S. freye Gedancken zur Verbesserung der menschlichen Gesellschafft IV. Sammlung II. was man mit dem Geld machen soll.

Sagt mir nichts von den Richtern, Beamten und andern dergleichen ehrwürdigen Personen: dieselben würden keine so freudige Erben hinterlassen, wenn sie nicht so viel traurige Kläger machten. Man sagt, sie liessen sich bestechen; ich glaube es von den wenigsten, denn wo die Sache ruchbar würde, lieffen sie Gefahr, daß man sie absetzte; aber Geschencke zur Beförderung der lieben Justiß, diese mögen wohl die meisten nehmen, wenn man ihnen solche aus blosser Erkenntlichkeit, und auf eine anständige Art durch Weiber, Kinder und Gesinde höflich beyzubringen weiß: sie haben ihre Ehre viel zu lieb, als daß sie geitzig seyn solten. Die Gewohnheit hat gewisse Formalien bey den Gerichten eingeführet; diese bringen ihnen genug ein: die Leute die viele Processe haben, sind ohnedem schon halb, wo nicht gantz verdorben. Warum solten also die Rechtsgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht so viel Nutzen ziehen, als die Aertzte von einem Krancken, den sie seiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwischen die Künstler und Gelehrten? O fürwahr, die Wissenschafften haben schlechte Einkünffte. Der Geitz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann sie nicht dabey ein wenig Handlung und Schacherey treiben, so bringen diese ehrliche Leute nichts vor sich. Sie schreiben Bücher und machen Zuschrifften an die Grossen, die nichts von ihrem Latein verstehen: sie ersinnen Lobgedichte, und erheben sie in die Zahl der Götter. Hier gibt es Helden und Heilige genug;

nug; denn ungeachtet bleiben diese höfliche und sinnreiche Gelehrten arm. Der Geitz darf sich bey ihnen vor der Nothdurft nicht regen. Es ist zu verwundern, wie sich noch Leute finden, die ein so elendes Handwerck treiben mögen, da sie doch wissen, daß dabey nichts aufzustecken ist. Man müste sich denn unter den Schutz der Kirche oder der Proceßgöttin begeben. Denn hier gibt es noch feine Einkünffte.

Inter nos sanctissima divitiarum
Majestas & si funesta pecunia templo
Nondum habitas nullas nummorum ereximus aras.

Juvenal.

Doch es ist noch eine Art, des Geitzes, der den Gelehrten gemein ist; dieses ist der Ehrgeitz. Eine Begierde, die eben so unersättlich ist, als der Geldgeitz. Ja es ist fast ein Geitz, wie der andre, nur mit dem Unterscheid, daß der eine mit Wind und Einbildung sich nähret, der andre aber etwas wirckliches zu seinem Gegenstand sich erwehlet. Im übrigen aber kosten sie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, beydes um sie zu erhalten, als sie zu vergnügen.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne schwitzet, so ist die beste Vergeltung seiner Arbeit, die süsse Vorstellung, daß man es bewundern werde. Wann er nun das Glück hat, eine starke Einbildungskraft zu besitzen, so ist er im Stand selbst seinen Geitz zu vergnügen, und durch solche schmeichelhafte Vorstellungen sich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter besitzet, in steter Gefahr lebet, bestohlen zu wer-

den, so muß auch der ehrgeitzige Gelehrte gewärtig seyn, daß andre sein Vergnügen stören, wann sie durch ihre Tadelsucht ihm diejenige Ehre rauben, die er sich bey seinem Werk versprochen hat. Er thut also besser, wann er mit seinem Ehrgeitz auch ein wenig Geldgeitz verknüpfet, damit er allenfalls nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu sterben.

Solte ich einen rechten Geitzhals abmahlen, so wüßte ich mir niemand zu einer solchen Abschilderung besser vorzustellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und siehet aus, wie die Leute, von denen man sagt, daß sie aus den Gräbern kämen: Blaß, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungene Freundlichkeit, und einen schalkhaften Blik, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch sonst eine lebhafte Mischung: sie sind finster und erdig. Eine spitzige Nase nebst kleinen eingezogenen Leftzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da sein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumini luscus,
Rem magnam præstas, Zoile, si bonus est

sagt Martialis.

Limax ist ein fleißiger Kirchengänger, still, eingezogen, ehrbar, mäßig, keusch, was sag ich? Nein; entweder muß die Schrifft sich geirret haben, daß sie den Geitz für die Wurtzel alles Uebels angibt, oder man thut dem Limax unrecht, daß man ihn geitzig schilt. Doch, zieht ihm die Larve weg, so wird die Schrifft recht haben. Er ist der gröste Heuchler; er erlaubt sich alle Sünden,

gen, wann sie ihm nichts kosten, und wann er Geld siehet, so sind ihm seine Götter feil. Nöthiget ihn auf ein Gastmahl, so wird er sich auf drey Tage ausfüttern. Locket ihn mit einem Geschenke, so wird er alles, ja selbst sein Vaterland verrathen. Stösset ihm ein Armer auf, so erschrickt er. Ach, seufzet der christliche Mann, ist dann keine Policey in dieser Stadt, daß einem die Bettelleute so anlauffen.

Er klaget immer über die böse und Nahrungslose Zeiten. Er schilt auf die Obrigkeiten, daß sie die Mißbräuche nicht abschaffen, und keine bessere Anstalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl ist sein Aufwand so gering, daß, wo lauter solche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäusser und Handwerksleute abschaffen müßte. Er trinkt zu Hause Wasser und isset keine Speise, als wann sie verachtet ist. Er spottet der neuen Moden, und hält sich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat das Alterthum in seinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln presset er den Leuten die Seele aus dem Leibe: er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preiß lässet, und darüber der Verkäuffer sich vielmahls des Teuffels verheisset, daß er an ihm verlieren müßte. Er hat tausend Ränke die Leute zu vervortheilen, und zu betrügen, doch so, daß man ihm darüber keinen Proceß an Halß werffen kann; dann er fürchtet sich vor den Advocaten, wie vor den bösen Engeln, weil sie mehr Geld für einen Bogen zu schreiben, als dir Schuhmacher für ein

paar Schuhe fordern. Das sind abscheuliche Leute. Er leihet Gelder aus, doch nicht anders, als auf hohe Zinsen und gegen wichtige Unterpfänder, von welchen er sich immer etwas ausbehält. Er weis in allen Dingen den Leuten etwas abzukargen, und rechnet mit niemand ab, ohne leichte Münze zu hohem Aufwechsel dabey zu gebrauchen; wo ihn nicht gar der Henker reitzt, die Ducaten zu beschneiden, und falsche Münze bey den Juden einzuwechseln. Man ist mit ihm betrogen, man mag es machen, wie man will. Er schämt sich keiner Knickerey und Niederträchtigkeit; und wann er nur dem weltlichen Richter entgehen kann, so denkt er mit dem lieben GOtt schon zurecht zu kommen.

Limax ist ledigen Standes: er fürchtet sich vor einer Frau ärger, als vor dem Satan. Wer wolte es ihm verdenken? Die Pracht und die Eitelkeiten der Weibsbilder sind dem ehrlichen Mann ein Greuel. Wie solte er sein so sauer erworbenes Gut auf reiche Stoffe, auf Spitzen und auf Jubelen verschwenden? Limax ist so thöricht nicht. Daß GOtt erbarme, spricht er, wer solte sich noch mit Weib und Kindern belästigen, da man Mühe hat, bey so schlechten Zeiten, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Limax hat recht, die Zeiten sind schlecht, denn die Geitzhälse reissen alles zu sich: man hat Mühe ein ehrlicher Mann zu seyn. Niemanden wird solches schwerer, als dem Limax. Guarini sagt:

Questi beni mortali
Altro non son che mali
Men ha chi più n'abonda
E posseduto è più che non possiede.

VI. Der

VI.
Der Wohllüstige.

Certa quidem tantis causa est manifesta ruinis,
Luxuriæ nimium libera facta via est.

Propert. L. III.

Nie habe ich einen artigern und gefälligern Menschen gesehen, als den Philander. Alles sprach, alles lebte an ihm. Er gefiel sobald man ihn nur sahe: seine Augen strahlten von einem lebhaften Feuer, und auf seinen Lippen vereinigten sich die Grazien, sobald er anfieng zu reden. Der Glanz seiner Schönheit verblendete die Weisen, und man mußte ihm hold seyn, ohne zu wissen, ob er auch die geringste Hochachtung verdiente. Man war ungewiß, ob er besser mit seinen Worten, oder mit seinen Blicken sich ausdrückte.

Kein Mensch wußte sich netter zu kleiden, und anständiger zu geberden. Er hatte etwas überaus gefälliges und schmeichelhafftes in seinem Wesen, doch ohne alle Niederträchtigkeit, ohne allen Zwang. Alles war an ihm natürlich und voller Lebhaftigkeit.

Sobald er sich in Gesellschafften zeigte, regte sich das Blut der Schönen, und es schien eine kleine Zauberey mit unterzulauffen, daß sie ihm alle zu gefallen suchten. Alle seine Neigungen giengen

auf die Schwelgerey und Wohllust. Sie treiben ihn so weit, daß er aus dem glücklichsten Menschen der allerunglücklichste wurde.

Solte man sagen, daß ein einziges Laster darzu genug wäre? Der artige, der liebenswürdige Philander war den Weibsbildern ergeben. Er verführte sie, und sie verführten ihn. Alle Vorstellungen dargegen waren vergebens. Er schlug öffters in sich selbst, und verdammte seine Lebensart; Allein die Fesseln der Gewohnheit waren bey ihm stark: er dachte vernünftig, und that thörigt. Sein Herz war gut, und sein Wandel bös. Grausame Schwachheit! welche der lebhafteste Verstand nicht überwinden konnte.

Philander besaß alle Vortheile eines glücklichen Menschen, und wurde von einer schändlichen Leidenschafft hingerissen. Er war der großmüthigste Freund, der angenehmste Verschwender, der aufgeräumteste Kopf. Er war gewohnt im Reichthum und im Ueberfluß zu leben. Er meynte nicht, daß seine Güter zu erschöpffen wären. Auf einmahl jagten ihn seine Schulden von Hauß und Hof, und er starb in solchen Umständen, als wäre er nie reich gewesen.

Seinen Caracter kan man aus folgenden Reimen die er einsmahls selbsten an mich geschrieben, abnehmen: sie sind eben nicht durchgehends regelmäßig, sie sind aber desto natürlicher, und entwerffen mit vieler Artigkeit seine muthwillige Art zu denken.

Rempli

Rempli des rats comme à l'ordinaire,
Je me jettai sur ma rattiére,
Bien connu sous le nom de fauteuil,
Reverend heritage de mon bisaieul.
Là d'une main appuiant la tête
Je reflechis sur la vie coquête
Que menent ici maint filles et garcons.
Je m'en scandalisai, avec raison;
Mais comme aussi, Dame Nature
Se touve en tems priveé de pature.
Peut on, sans crime et sans chagrin,
Lui refuser son petit entretien?
Quoi qu'en disent nos viellards,
Il me semble, qu'a cet egard,
Jls ont bien tort.
J'en appelle à tout esprit fort.
Vous mè direz: mariez Vous.
J'y consens de bon coeur; mais beau Sire!
Peut on à moins que d'etre archi fou
Se marier seul. Céſt bien pour rire.
Je ne suis pas dans le païs austral,
Ni de la race hermaphroditienne;
Qué nous decrit le Sadeur, l'animal! (*)
Ma foi il n'y a raison qui tienne.
Jl en faut deux pour faire mariage
Et trois bien seurs en fait de cocuage

Cela

(*) Unter dem Namen Jaquez Sadeur hat einer eine Reisebeschreibung im Französischen, unter dem Titel: Nouveau voiage de la terre australe, heraus gegeben, worinnen er vorgibt, daß er ein Land entdeckt habe, worinnen lauter Hermaphroditen wären rc.

Cela soit dit en passant, par avis
A ceux qui n'ont jamais pareille chose oui.
Que deviendrai je, aimable garcon,
Sur certain point, ou ma raison,
S'égare et se perd sans cesse?
Helas! faut il pour étre homme de bien,
N'avoir ni jeu, ni belle, ni rien.
Et se damner à force de tristesse?

VII.

Der Empfindliche.

Atras pellere curas miserasque querelas
Non posse, potentia non est.

Boeth. L. III.

Ich weiß nicht, ob ich mehr die Empfindlichkeit loben oder schelten soll. Ein Mensch, der nicht empfindlich ist, hat kein schönes Gefühl, keine erhabne Meynungen, keine großmüthige Gedanken: allein wie sehr hat man sich nicht auch mit empfindlichen Leuten in acht zu nehmen? wie leicht sind die beleidiget? wie schwer ist ihre Freundschafft zu erhalten? Es ist wahr, sie haben Verstand, sie sind die angenehmsten Leute im Umgang, sie sprechen mit Nachdruck und mit Scharfsinnigkeit; Sobald man sich aber nur ein wenig mit ihnen vergißt, so verziehen sie ihre Bildung, sie werden kaltsinnig, ihre Lebhaftigkeit lässet nach; man merket, daß sie etwas verdrossen hat, und man scheuet sich doch sie darü-

ber

der zu befragen. Wer kann alle Worte auf die Wagschale legen? Wer kan sich in allem so genau in Acht nehmen, daß einem nicht einmahl ein unüberlegter Gedanke, eine freye Redensart, oder eine Unachtsamkeit in Beobachtung des Wohlstandes und der äusserlichen Geberden entfahren solte? Ein kleiner Zufall, ein einziges Wort; ja, nur eine Mine ist genug, bey ihnen das gröste Vorhaben, und den wichtigsten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann sie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wolt; Eben diese unachtsame Kleinigkeiten, sagen sie, entdecken eine Geringmachung. Man siehet daraus, wie es andre mit uns meynen. Was man liebet, das pflegt man auch zu ehren. Es sind gewisse Merkmale der Gleichgültigkeit, wenn man nicht so viele Aufmerckſamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein Empfindlicher Mensch schicket sich nicht nach Hof. Er wird selten ein grosses Glück machen. Sylvander hat ein gutes Herz, er ist großmüthig, er ist tugendhafft, allein er ist dabey empfindlich. Er würde sich weit besser empor bringen, wenn er solches nicht wäre. Man muß in der Welt etwas vertragen und seine Empfindlichkeit bezwingen können.

Es sind gewisse Laster, die uns angenehm, und gewisse Tugenden die uns verdrüßlich machen. Sylvander siehet allzugenau auf die Umstände,

wo es um die Sache gilt. Wer sich nicht verstellen kann, der kann auch nicht sich in die Zeiten und Menschen schicken. Wie will er also sein Glück machen! Er ist voller Redlichkeit; und darum verdriest ihn alles, wobey man List und Ränke gebrauchet. Er ist empfindlich wenn man ihm nur eine Unwahrheit sagt. Wie vielem Leiden ist er nicht dadurch unterworffen, da, wie die Schrifft sagt, alle Menschen Lügner sind? Er kann sich die Menschen nicht so böß einbilden, als sie sind, weil er gut ist; und er wird von ihnen hintergangen, sobald er ihnen trauet. Sonst ist er scharffsinnig genug, ihre heimliche Ränke und ihr unächtes Wesen zu entdecken. Vergebens sucht er alsdann seinen Verdruß zu verbergen. Alle Züge seines Gesichtes sind Verräther seiner innerlichen Empfindlichkeit. Er heuchelt nicht ein wenig, wie es der Wohlstand öfters erfordert, und besitzt in dieser Art eine so anzügliche Beredsamkeit, daß man ihm solche so wenig für gut halten kann, als er die Fehler andrer zu entschuldigen weiß. Er will, die Leute sollen tugendhaft, gerecht und aufrichtig seyn. Dieses aber findet er nicht in der Welt. Er muß sich demnach des Umgangs mit derselben entschlagen, oder lernen gleichgültiger seyn. Das erste ist ihm nicht zu rathen, und das andre nicht von ihm zu hoffen. Wie will ein solcher Mensch in der Welt sein Glück machen?

Trübes Leiden zarter Seelen,
Die sich durch Empfindung quälen.
So viel Neigung, so viel Pein.
Glücklich, wer in allen Fällen,
Sich der Ruh kann zugesellen,
Und bey sich zufrieden seyn.

Will man unter Menschen leben,
Muß man wissen nachzugeben:
Gar zu zärtlich tauget nicht.
Fehler, Menschen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden,
Klug ist der, den nichts ansicht.

VIII.

Der Hochmuth.

Urit miserum gloria pectus.

Sen. Trag. 10.

Der Hochmuth bedeutet eigentlich so viel als ein hoher Muth, der uns zu grossen und herrlichen Thaten antreibet. Er trachtet nach Ruhm und Ehre, und suchet allein, was schön, was gut und was erhaben ist. Dieses war eigentlich die Gemüthsbeschaffenheit der tugendhaften Heiden. Wir als Christen müssen allerdings schon zu einem ziemlichen Grad der Religion gelanget seyn, wann wir das Gute, aus Liebe zu dem Guten selbst, und aus einem so heili-

gen

gen Gefühl verrichten, daß wir die Ordnung GOttes darinnen preisen und verherrlichen können

Der Hochmuth, von welchem hier die Rede ist, hat einen thörigten Ursprung, und macht die Menschen eben so unglücklich als der Geitz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung; er verursachet bey dem Menschen einen so lächerlichen Wahn von eignen Verdiensten und Vortrefflichkeiten, daß er sich weit über das Ziel misset, und allen andern Geschöpffen seines gleichen vorziehet.

Es war ein so unglückseliger, als närrischer Hochmuth, welcher das Geschöpffe antrieb, dem Schöpffer gleich zu werden. Er hat beydes Engeln und Menschen gestürzt: sie waren bestimmt, die seligsten Wesen zu seyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finsternis gebunden; diese aber schwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigsten Leidenschafften herum, und pflanzen das eingesogene Gift des Hochmuths auf ihre Nachkommen.

Der Hochmuth eignet sich alles zu, und gebraucht den Geitz selbst zu seinen Absichten: seine Tugenden sind die Peiniger seiner Einbildung, und seine Laster die Peitschen der Menschen. Durch den Hochmuth sind die Monarchien aufgekommen, und die Menschen, welche die Natur gleich erschaffen hat, in die Knechtschaft gerathen; durch ihn ist der Zank, die Zwietracht, der Raub, der Krieg, das Morden und alle

Grau-

Grausamkeit in der Welt entstanden: durch ihn ist die Heiligkeit der Religion in einen schnöden Götzendienst verwandelt worden: durch ihn quälen sich die Menschen in diesem Leben und verdammen sich nach dem Tod: er formiret den unglücklichsten Zusammenhang der allerelendesten Leidenschafften.

Ein Hochmüthiger macht sich allen Menschen zum Feind. Nichts kann den Ehrgeitz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet seine Wuth: er ist nimmer ruhig, stets voller Anschläge, stets empfindlich, stets ungedultig. Man kann ihm nicht Ehrerbietung genug erweisen; die geringste Nachläßigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort setzet ihn in Eiffer, und eine Verachtung macht ihn rasend. Wer kann einen solchen Menschen lieben? Er misfällt, je mehr er andre zwingen will ihn zu bewundern: es kostet ihm ein Hauffen Mühe und Verdruß, sich hassen zu machen, da im Gegentheil ein bescheidener Mensch gefällt, ohne daß er sich deswegen bemühet.

Es gibt eine Art des Hochmuths, die nicht so wild und ungestümm ist; ja es gibt sogar Leute, die aus Hochmuth demüthig sind, die sich zu verstellen, und unter dem Schein der Sanftmuth und der Leutseligkeit ihren Ehrgeitz zu verbergen wissen. Diese Leute haben Witz, Vernunfft und Einsichten: sie wissen, daß die Demuth mehr Eindruck gibt und besser gefällt, als ein hochmüthiges und aufgeblasenes Wesen, das nothwendig die Eigenliebe andrer Menschen

gegen uns aufbringen muß: Sie wissen also ihren Hochmuth unter der Larve der Demuth zu verstecken. Sie empfinden aber eine Beleidigung oder Verachtung um so viel stärcker, je weniger sie solchen blicken lassen: sie vergeben alles öffentlich: heimlich aber rächen sie sich gewiß. Dieses ist eigentlich der Caracter der Scheinheiligen.

Noch giebt es eine Art des Hochmuths, welchen die Tugend auf gewisse Weise selber verursachet, und auch selber zugleich verabscheuet. Dieser ist der Hauptfeind der weisesten und frömmsten Leute. Sie fühlen und empfinden ihre Vorzüge, ihre Stärcke des Geistes, ihre Einsichten; Sie empfinden darüber ein Wohlgefallen an sich selbst: ihre Eigenliebe nähret sich mit diesen schmeichelhafften Vorstellungen: Sie werden ihre eigne Götzen, und streuen sich selbst den Weyhrauch auf den Altar ihrer Einbildung. Dieser Hochmuth wird um so viel gefährlicher, je weniger man ihn verspüret und demselben die nöthige Demuth entgegen setzet. Man hat deswegen Ursache, auf ihn acht zu haben: die heimlichen Bemühungen nach Lob und Ehre, zusammt der Unruhe, Empfindlichkeit und Eiffersucht, welche diese Neigungen bey uns verursachen, geben ihn deutlich zu erkennen. Ein Weiser wird seiner nicht so bald gewahr, so fühlet er ein inneres Grauen; und wie könnte er ihn ohne diese Empfindung entdecken? Er weiß, daß er ein armes und bedürftiges Geschöpfe ist, und daß diese Verehrung seiner selbst eine Art von einer Abgötterey ist, welche

ihn aus der Abhänglichkeit von GOtt setzt. Er weiß, daß er ausser dieser Abhänglichkeit nicht einen Augenblick sicher ist, in die grösten Thorheiten und Verwirrungen zu gerathen.

Man bemercket öffters an den berühmtesten und vortrefflichsten Leuten, daß sie, wann sie auf ihre eigne Kräffte sich zu viel einbilden, in das alberne und lächerliche verfallen; insonderheit wenn sie von ihren eignen Thaten und Wissenschafften reden. Dieses rühret einzig und allein daher, weil sie sich nicht zu bescheiden wissen, demjenigen die Ehre zu geben, dem sie allein gebühret, und dessen Geist die Weisen immer destomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus sagt deshalben sehr schön: Wer sich rühmen will, der rühme sich des HErrn. 1 Cor. X, 17. Von dem alle gute und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. I, 17.

IX.

Die wanckelmüthige Flavia.

Difficilis, facilis, jucundus acerbus & idem
Nec tecum possum vivere nec sine te,

Martial.

Flavia ist ein Weibebild, welches die Natur uns zum Räthsel hervorgebracht hat. Alles wiederspricht sich bey ihr. Sie ändert in einem Augenblicke Farbe, Minen und Gebehr-

den, und dieses so offt und so mercklich, daß man immer meynet eine andre Person vor sich zu haben: sie ist ein wahrhaffter Camelion; man entdeckt an ihr einen scharffen Witz, einen grossen Muth, eine erhabne Art zu dencken. Was sag ich? Nein: sie ist albern, sie erschrickt vor einer Mücke: sie weis nicht was sie saget. Wie solte ich Flavia schildern können? Welches Gesicht muß ich von ihr abzeichnen? Sie siehet anders aus, wann sie auffsteht, anders, wann sie den Thee getruncken hat, anders, nach dem Mittagsessen, anders nach dem Caffee, anders, wann sie in Gesellschafft, und anders, wann sie allein ist. Alle diese Veränderungen folgen so hurtig auf einander, daß es unmöglich ist, sich einen Begriff von ihr zu machen. Ihr Gemüth leidet die allergeringste Eindrücke der äusserlichen Vorwürffe. Ja sie braucht diese nicht einmal. Ihre Einbildungen sind darzu genug. Wie ihr solche einschiessen, so verändern sich ihre Gedancken, ihre Neigungen, ihre Empfindungen und ihre Geberden. Sehet Flavien in Gesellschafft: sie ist aufgeräumt, lustig und ausschweiffend; alles ist an ihr voller Geist und Leben. Ich verlasse sie ein wenig. Ich komme wieder; sie hängt den Kopf, sie seufzet, sie weinet. Was fehlet ihr, was drücket ihr zartes Herz mit einem so tiefen Kummer? Was ist ihr begegnet? Nichts: fraget sie nicht: sie lacht, sie schertzt, sie ist ausgelassen muthwillig. Die gantze Welt muß ihrem sinnreichen Gespött herhalten: sie macht Abrisse, sie schildert, sie stellt die Leute nach dem Leben vor. Wie! wer, Flavia? Ich be-

besuche sie den andern Tag: sie sagt kein Wort: sie spricht mit niemand, sie beantwortet alles mit Ja und Nein: auf einmal sehe ich ihre Lebhafftigkeit wieder kommen; allein auf eine andre Art: sie ist angenehm, holdselig, schmeichlend: O ich betrüge mich; sie ist nichts weniger; sie macht ein finstres Gesicht; sie zürnet über alles: Doch nun ist sie in ihrem Geschicke: sie hat ein Buch in der Hand: sie lieset, sie ist gantz andächtig; ich glaube gar sie betet. Ja, ja, es ist die Flavia, ich irre mich nicht mehr. Man saget mir, sie sey eitel und leichtsinnig. Sehet doch wie kann dieses seyn? Ich komme mit ihr in Gesellschafft und sie ist es würcklich.

Ich werfe den Pinsel weg: es ist unmöglich, man kann Flavia nicht schildern: sie hat alle Caracteren: nein, sie hat gar keinen: sie braucht ihre Tugenden um ihre Schwachheiten zu zeigen und entdeckt bey ihren Schwachheiten so viel Witz, daß man sie bewundern muß. Soll man sie lieben? Soll man sie hassen.

Die Klugheit räth uns keins von beyden,
Wohl aber Flavien zu meiden.

X.

Die närrische Ehre.

Miserrima est omnino ambitio honorumque contentio.
Cic. de Offic. L. I.

Aus dem Hochmuth entstehet die närrische Ehre: sie zeuget in einem schwachen Gehirne diejenige lächerliche Einbildung, welche den Menschen zu den grösten Thorheiten verleitet. Nebucadnezar, der stoltze Beherrscher des grossen Babels, wolte, daß sein Volk vor seiner Bildseule niederfallen solte. GOtt nahm deswegen den Verstand von ihm. Er wurde wie ein Vieh, er floh vor den vernünftigen Geschöpfen und fras das Gras von den Feldern. Sesostris, der mächtigste König in Egypten, begieng die Narrheit und lies vier gefangene Fürsten vor seinen Wagen spannen und sich damit als einen hochmüthigen Gecken zum Schauspiel seines Volcks herum fahren. Alexander, der grosse Länderbezwinger, fiel aus Hochmuth auf den thörichten Einfall, sich als einen GOtt verehren zu lassen; diese Narrheit machte ihn in der gantzen Welt so verächtlich, als seine Heldenthaten berühmt.

Empedocles, Aristoteles, Zeno, ja selbst der schmutzige Diogenes, waren von einer närrischen Ehre angesteckt. Dieser letztere begieng die

die seltsamsten Ausschweiffungen, um sich dadurch von allen Menschen zu unterscheiden. Wie lächerlich bekümmert sich nicht der berühmte Cicero, um dasjenige, was die Welt nach sechs hundert Jahren nach seinem Tode von ihm sagen würde? Finden wir nicht noch heut zu Tage die meisten Thoren unter den Gelehrten, weil ihre Einbildung, die sie von sich und ihren Wissenschafften haben, sie insgemein ausschweiffen macht. Man unterstehe sich nicht, an ihren Schrifften etwas auszusetzen, sonst wird man ihrer Schmähsucht sich preis geben müssen. Wenn man den Frieden liebt, so muß man ja diesen Leuten nicht wiedersprechen. Sie werden diesen Frevel zu rächen suchen: sie müssen Recht haben, wenn auch gleich die Kirche und das gantze gemeine Wesen darüber in Unruhe und ins Verderben gerathen solte. Dieses bringt ihre verzweifelte Ehre so mit sich.

Die närrische Ehre stürtzet die gantze Welt in Unordnung, sie raset sowohl in den Pallästen, als in den niedrigsten Hütten. Der gröste Lotterbube, der nichtswürdigste Schaum eines Menschen, setzt seinen Huth auf das eine Ohr, knirscht mit den Zähnen, reibt die Hände und drohet den zu erwürgen, der ihn nicht für einen braven Kerl halten will. Er will lieber hundert tausendmal des Teufels seyn, als einen Schimpf auf sich sitzen lassen. Man trete dem berauschten Vieh nicht zu nahe: es schmeisset in seiner Wuth alles zu Boden, so bald es nur seine Ehre beleidiget glaubet. Man sage mir

doch, worinn der Ehrenpunct von solchem tollen Menschen bestehe?

Doch, was sehe ich? Hier rauffen sich ein paar Edelleute mit einander. Der Kampf ist hitzig: sie brechen einander die Hälse. Wie! warum das? Was hat Anlaß zu ihrem Streit gegeben? Ein Wort, ein ungereimtes Wort, das einer von ungefehr gegen den andern heraus gestossen hat, und das nicht mehr bedeutet, als der Wind, den einer mit dem Huth macht, wenn er ihn abziehet. Als ich neulich in die Stadt kam, lief das Volck häufig zusammen; ich hörte einen grossen Lermen in einem Wirthshausse, ein Burger war daselbst mit dem andern in Streit gerathen, weil er hochmüthig behaupten wolte, daß er besser mit seiner Flinte schiessen könnte, als der andre mit seiner Büchse. Ein so wichtiger Streit konnte nicht anders, als mit blutigen Köpfen entschieden werden.

Ich gehe weiter: Ich komme in ein Hauß, wo zwey Weibsbilder einander bey dem Eingang eines Zimmers sich wegen des Vortritts verehren. Eine jede wolte aus Höflichkeit dasjenige der andern einräumen, was sie sich aus Gerechtigkeit selbst zueignete: Beyde waren ungefähr von gleichem Rang; beyde gleich bedürftig und gleich hochmüthig: der Rang war hier schwer zu entscheiden; man hätte die Sache auf Universitäten schicken müssen, wann ich mich nicht ins Mittel geschlagen hätte. Ich meynte den Zwist damit zu schlichten, indem ich

ich der Aeltesten den Vortritt zuerkannte. Ich traf es schlecht: keine wolte die Aelteste seyn. Ich veränderte also hurtig meinen Spruch; nein, sprach ich, die Schönste folgt der andern: rasch sprang die eine der andern vor, um nicht für so hochmüthig angesehen zu seyn, daß sie sich für die Schönste hielte.

Wer entwickelt uns hier die feine Denckens-art des andern Geschlechts. Dessen Empfindlichkeit ist ungemein, wenn von den Vorzügen der Schönheit gesprochen wird. Man schelte ein Frauenzimmer sonst lieber ich weiß nicht was; aber dieses Ehrenpünctgen lasse man unberühret, wo man nicht eine grosse Feindschafft sich auf den Hals laden will. Darinnen aber übertrifft uns dieses zärtliche Geschlecht noch weit: wir machen uns eine Ehre aus unserm Hochmuth; die Schönen aber wissen, daß ihnen die Demuth besser läßt. Die Männer rächen sich öffentlich, die Weiber heimlich. Beyde suchen ihre Ehre in dem, was andre Leute von ihnen halten. Die Männer treiben ihre Rache bis auf Blut und Morden; die Weiber aber sind menschlich gesinnter, sie verabscheuen das Blutvergiessen, und bedienen sich gegen ihre Verächter keiner andern Waffen, als ihrer Zungen.

Das lächerlichste bey dem Ehrenpunct ist dieses, daß er die Leute nöthiget, unmäßig viel von sich selbst zu halten, und diese Einbildung gegen andre mit Leib und Leben zu verfechten. Wenn

grosse Herrn nicht tapfre Kriegshelden sind, wenn sie die Wuth der Waffen hemmen, eine Belagerung aufheben, ihrem Feind in einer Schlacht weichen, ein Land mit rauben und plündern verschonen, um gerecht, um großmüthig zu seyn, so laufft dieses wider ihre Ehre. Hundert tausend Menschen jämmerlich umkommen zu lassen und ins Elend zu stürtzen, sind für eine solche Ehre nur ein geringes Opffer. Die gantze Welt würde nicht zu viel seyn diesem erschrecklichen Wahngespenst ein Genüge zu leisten, welches die Natur erzittern und die Menschen zu reissenden Thieren macht.

Alle andre Laster in der Welt haben noch ihre gewisse Beziehung auf den Genuß eines scheinbaren Guts. Der Geitz hat Schätze und Reichthümer; und die Wollust die Ergötzung der Sinnen zum Endzweck: sie fühlen beyde etwas würckliches und wesentliches; der Hochmüthige allein ist ein blosser Phantast: seine Glückseligkeit bestehet nur in blossen leeren Hirnbildern, in spanischen Lufftschlössern, in verwirrten Träumen. Mit einem Wort in der Einbildung. Er leidet deswegen alle Wiederwärtigkeiten und Drangsalen des Lebens, und lässet sich wohl gar darüber todtschiessen. Kein Mensch hat also von dergleichen aberwitzigen Einbildungen den geringsten Vortheil: sie wiederstreben den Empfindungen der Menschlichkeit, und dienen zu nichts, als die Menschen unter einander aufzureiben und sich selbst in das Verderben zu stürtzen.

Die wenigste Menschen in der Welt haben einen rechten Begriff von der Ehre: sie hafftet auf edlen und grosmüthigen Thaten: sie gründet sich auf Tugend, auf Weisheit, auf Wissenschafften, auf Gaben des Himmels und der Natur. Kurtz, auf lauter solche Vorzüge, die den Menschen vor andern ein Ansehen und einen Ruhm erwerben. Diese Ehre kann nicht durch böse Nachreden verletzet, am allerwenigsten aber durch Rache und Blutvergiessen gerettet werden: sie hafftet auf unsern Thaten; sie ziehet ihren Werth aus sich selbst; sie fragt nicht nach der Leute Reden; sie macht die Lügen zu Schanden; sie braucht keiner Ehrenrettung; sie vertheidiget sich, wann sie sich nur zeiget: Muta perorat.

Das Turniren, Fluchen, Hauen, Stechen, Sengen, Brennen, Morden und dergleichen, alles dieses ist nicht die Eigenschafft der wahren Ehre, sondern eines verruckten Kopfes, den man in einer wohlbestellten Republick, zur allgemeinen Sicherheit, einsperren solte. Wahre Helden und grosse Seelen wissen nichts von dergleichen Ausschweiffungen. Ihre Thaten machen ihren Ruhm, und die bösen Nachreden erhöhen denselben, indem sie Anlas geben, ihre Tugend desto genauer zu untersuchen und bekannter zu machen.

Man erzehlet von dem tapfern Admiral Ruyter folgende Begebenheit: Ein großsprechender Franzos rühmte sich einst bey ihm seiner Hel-

Heldenthaten. Er war so verwegen, daß er sogar den Admiral heraus forderte, um seine Tapferkeit gegen ihn auf die Probe zu setzen: dem Admiral kam dieses Zumuthen, als einem vernünftigen Mann, sehr unsinnig vor. Er wolte den Franzosen anlauffen lassen; er bestellte ihn in einen Garten: der Franzos erschien zu bestimmter Zeit. Er hatte einen grossen Raufdegen an der Seite. Der Admiral aber war nur mit einem kleinen Hirschfänger bewehret. An statt also vom Leder zu ziehen, lies er seinem Gegner einen brennenden Lunden überreichen, und sprach zu ihm: Sehet hier, mein Herr, die Waffen, womit wir unsern Vorzugsstreit ausmachen wollen. Ich habe meinen Ruhm nur auf der See erlangt. Hier unter eines jeden Füssen lieget eine Tonne Pulver. Wer unter uns das meiste Hertz hat, der zünde solche am ersten an. Der Franzos zog darauf zurück, und wolte seinen Muth nicht weiter gegen den Admiral in Versuchung führen. Es hat also der Poet hier wohl recht gesagt:

Heu mihi quam vana est spes hæc & gloria famæ,
 Pro fama morimur heu pudor! usque fame
Stet sua per totum virtutis gloria mundum
 Recte vive Deo; cætera fumus erit.

Sabinus.

XI.

Der fromme Teufelsbanner.

Vocibus ergo sacris jam dæmones invoco puros.

Virgil.

Herr von W** war von H** gebürtig, und von wohlhabenden Eltern. Er war ein einziger Sohn, und als ein solcher auch sehr zärtlich erzogen. Der Stoff mochte wohl an ihm gesund seyn; allein wie viele Mütter haben nicht ihre Kinder aus Liebe schon zu tod gefüttert, oder wenigstens ihnen ihr Geblüt auf Lebenslang durch lauter Naschwerck und Süssigkeiten verdorben? Dem guten Herrn von W** war es eben so ergangen. Er war immer krank, doch so, daß er daben wohl as, trank und schlief. Ich kannte ihn in Halle: er war in die Philosophiam occultam gerathen, und hatte weder Mühe noch Kosten gesparet, um in der Magie, Caballa, Chiromantie und dergleichen verborgenen Wissenschafften die raresten Bücher und Manuscripta sich zuzulegen. Worauf verfällt man nicht, wenn man ein dickes und schwermüthiges Geblüt hat! Herr von W** hatte ein blasses, hagres und melancholisches Gesicht. Er sah mit fürchterlichen Blicken um sich herum, nicht anders, als ob er immer Geister bemerckte. Mit einem Wort, er glich viel dem Becker aus

der

der bezauberten Welt. Ich machte ihn eines Tages sehr vertraulich. Er zeigte mir seine magische und cabalistische Schrifften, unter andern auch eine Geisterbeschwörung. Der Eifer und der Unglaube hatten mich aufgebracht. Ich warff mich über ihn her, riß ihm die Beschwörung aus den Händen; er hinter mir drein, eine Treppe auf, die andre nieder; mein Lehrmeister in der Zauberey war bereits Athem los. Die Leute im Hause kamen ihm zu Hülffe, und machten, daß ich dem beängstigten Menschen sein fürchterliches Papier wieder geben muste. Der ehrliche Mann versicherte mich auf sein gutes Gewissen, daß wo ich nur die ersten Beschwörungsworte abgelesen hätte, so würden die Geister erschienen seyn, und mich übel handthieret haben. Ich verlohr also durch diesen bezeigten Frevel fast auf einmal die Vertraulichkeit meines Philosophen. Ich gewann aber dadurch solche bald wieder, indem ich ihm alle Dippgen und Grübgen auf meinen Nägeln zeigte, mit dem Bedeuten, daß ich zu dieser Wissenschafft einen besondern Beruf zu haben schien, und deutlich bemercket hätte, daß niemahls mein Wechsel ehender anzukommen pflegte, als bis das weisse Dippgen auf dem Finger des Mercurs, die Mitte des Nagels erreichet hätte. Er gab mir darauf auch einigen Unterricht, wie man die Träume beurtheilen, wie auch aus andern Vorfällen und Umständen wahrsagen könnte. Er hatte darinnen etwas rechts gethan, und es schien noch der Geist der alten Chaldäer und egyptischen Weisen auf ihm

zu ruhen. Er gab mir über diese geheime Wissenschafften allerhand Bücher, die ich mir aber nicht die Mühe nahm, zu durchlesen. Ich lernte nur die chiromantische Sprache und die vornehmsten Zeichnungen, um damit meine Kurtzweil zu haben; allein indem ich also damit mein Gespötte trieb, fopten mich dieselbe wieder nach ihrer Art. So daß ich von einem würcklichen Wahrsager kaum zwey Schritte mehr entfernet war. Im übrigen war der Herr von W** ein guter Mensch, der seine Studien besaß; er war aber immerfort dabey mit Einbildung und Hippochondrie gequält, welches ihn verleitete, daß er sich einen eignen Artzt auf seinen Leib hielte, und demselben eine jährliche Bestallung gab, dargegen ihm dieser so viel Recipe verschrieb, daß es in seiner Studierstube fast wie in einer Apothecke aussahe. Gewisse Schwachheiten, die er begieng, mochten also mehr dem überflüßigen Gebrauch der Artzeneyen, als seiner sonst guten Vernunft beyzumessen seyn.

XII.

Der Müßiggänger.

Nullus agenti dies longus hujus & officium est.

Sen.

Die Zeit ist das Kostbarste was wir haben; sie ist unwiederbringlich und also unschätzbar. Gleichwohl ist nichts, das von den Menschen weniger geachtet, und leichtsinni-

sinniger in den Wind geschlagen wird; die meisten Menschen gebrauchen sich derselben zu ihrem Verderben: sie suchen solche mehr zu vertreiben als zu Nutzen zu machen. Ja, wir bilden uns ein, daß die Thorheiten die wir begehen, eine gar feine Entschuldigung erworben, wann wir sie einen Zeitvertreib nennen dürffen. Es ist auch in der That das meiste, was wir thun, nur blos zum Zeitvertreib. Essen, Trincken, Spielen, Schertzen, Plaudern, Spatzierengehen, ja selbst die ernsthaffteste Geschäffte werden mit diesem schönen Namen beleget, gleich als ob die Zeit dem Menschen nur zur blossen Last aufgeleget sey, die er suchen müste, sich vom Halse zu wältzen. Warum wünschen wir doch zu leben, wenn uns das Leben selbst eine Marter ist, deren Empfindung wir durch tausenderley nichtswürdige Dinge bey uns zu vertilgen suchen. Wir haben den Genuß dieses Lebens vermittelst der Zeit, warum tödten wir demnach die Zeit, da wir ja nichts höher schätzen, als unser Leben? Welche seltsame Verwirrung von Neigungen.

Lycidas ist um nichts sorgfältiger bemühet, als um die Erhaltung seiner langweiligen Tage; er sucht also dasjenige zu verlängern, was ihm doch in der That am allerverdrieslichsten ist. Die Zeit fällt ihm so lange, daß er nicht weiß, was er damit machen soll. Amtsgeschäffte hat er nicht; Er lebet von seinen Renten. Mit den Wissenschafften hat er sich nicht viel eingelassen. Er hat darinnen den Wohlstand seiner Geburt beobachtet, was

um

um solte er sich den Kopf viel mit Nachsinnen und Studiren verbrechen? Er ist ein Edelmann und hat es nicht nöthig. Er siehet sich genug geehrt, wann er in seinem neu vergoldeten pariser Schwimmer in der Stadt auf und nieder fähret, und sich in prächtiger Kleidung, mit einer gnädigen Gesichtsmine den dasigen Einwohnern zeiget. Lycidas hätte also für nichts zu sorgen, wenn er nur ausser Gefahr wär ein so kostbares Leben nicht zu verlieren. Billig solte der Tod einen Unterscheid unter vornehmen und gemeinen Leuten machen; allein es ist bekannt, der Tod weis gar nicht zu leben. Lycidas kommt demselben durch seine weichliche Lebensart immer näher, und da man ihn täglich über lange Weile klagen höret; Was Wunder, daß sich der Tod über ihn erbarmet, und ihn wegnimmt, um ihm die Zeit zu verkürzen.

Es ist etwas seltsames, daß der langweilige Lycidas die Eigenschafft hat, auch allen denjenigen, die mit ihm umgehen, seine Krankheit mitzutheilen: Es ist fast unmöglich, lang in seiner Gesellschafft zu seyn, ohne damit überfallen zu werden; und wo nicht zuweilen die Tobacksdose, ein wohlgeschnittenes Kleid, ein neuer Auffsatz von Haaren und dergleichen, einem aus der Noth hülffe, so müste man für langer Weile sterben.

Wie ich von denen Leuten bin, welchen die Sparsamkeit der Zeit eine dem Geldgeitz ähnliche Neigung einflöset; also daß ich derselben

stets wünschte mehr zu haben, ohne davon etwas einzubüssen; so spüre ich auch an diesem so sehr geliebten Capital einen merklichen Verlust, so oft mich die Höflichkeit von dergleichen Menschen mit einem Zuspruch beehret, und nur immerfort einige Stunden abgezwacket; Ich habe schon oft gewünschet, daß unsre Policey diesen Zeitdieben einige Gesetze vorkehren, und einer so schädlich eingerissenen Gewohnheit billigen Einhalt thun möchte.

Ich kenne noch eine andere Gattung von müßigen Leuten, welche etwas bescheidener sind, und zum wenigsten andern beschäfftigten Leuten nicht so leicht beschwerlich fallen, als Lycidas. Diese sind gewisse sehr übel gesittete und dick ausgemästete Menschen, die für Faulheit sich kaum ankleiden, noch sich viel bey ehrbaren Leuten zu zeigen pflegen. Sie stecken fast immer zu Hause, oder bey einem feuchten Bruder ihres gleichen. Sie sind dabey unflätig, grob, und Helden im Essen und Trinken. Die viele Materie macht sie schwer, verdrossen, träg und untüchtig zu allen Verrichtungen, welche Geist und Leben erfordern.

Von einer solchen Leibes und Gemüthsbeschaffenheit ist Midas von Faulleben. Dieser ehrliche Mann hat eine so grosse Furcht vor der Zeit, daß er einen Theil davon blos allein mit dem Anliegen zubringt, wie er den andern will zunichte machen. Das erste Mittel, womit er die Zeit zu tödten weiß, ist der Schlaf: solchen

weis

weis er auf eine Art zu verlängern, daß er über die ganze Helffte seines Lebens damit verschliesset.

Des Morgens wenn er aufstehet, ist ein ziemlich schmutziger Schlafrock die einzige Kleidung, worinn er sich den ganzen Tag über einzuwickeln pflegt; es sey dann, er werde zu einem Gastmahl gebeten; doch siehet er sich wohl vor, mit seinen Kleidern keine neue Moden einzuführen, oder sonst der Reinlichkeit wegen sich in einigen Zwang zu setzen.

Der Morgen wird erstlich bey ihm mit Caffeetrinken, und wo sich dabey einige gute Freunde einfinden, mit einem Verkehrgen zugebracht; dabey vergisset er nicht mit dem edlen Kraut Toback, als dem rechten Sinnbild der Vergänglichkeit, die ersten Stunden des Tags in Rauch und Dampf aufgehen zu lassen, bis endlich darüber die Mittagszeit herbey kommt.

Hier ist nun Essen und Trinken bey ihm die wichtigste Beschäfftigung seines Lebens. Hier empfindet er erstlich den kostbaren Genuß der Zeit. Hier wünschet er derselben recht lang zu geniesen; Allein, sobald kann Midas nicht mehr essen und trinken, sobald überfällt ihn auch die lange Weile: er gähnet mit artigen Geberden, singt zum Zeitvertreib allerhand einfache Noten, wischt die Augen, spielt mit dem Hunde, oder keiffet mit seiner Köchin, weil sie das Essen so schlecht zubereitet, daß er zu geschwind davon ist satt geworden.

Die Zeit nach dem Essen zu vertreiben ist abermahl für den Midas ein neues Anliegen. Der Herr Syrpolityck, und der Herr von Würfelkorn sind insgemein diejenigen die nach Tisch sich bey ihm einfinden, um demselben die Zeit zu vertreiben. Diese pflegen ihm allerhand lustige Begebenheiten zu erzehlen, damit er sich eine Bewegung mit dem Lachen machen, und also das reichlich zu sich genommene Mittagsmahl glücklich verdauen möchte. Man spielt dabey im Brett und in der Carte, und beräuchert zusammen das niedliche Zimmer des Midas, welches vorhin schon wie eine Wachtstube aussiehet.

Der Abend kommt auf solche Weise glücklich herbey. Midas setzet sich wieder zu Tisch und füttert den hungrigen Magen mit so vieler Kost, daß er ohne Gefahr wieder bis den andern Tag fasten kann.

Midas leget sich darauf zu Bette; doch dankt er zuvor dem lieben GOtt, aus seinem Habermann, daß er ihn den Tag über so glücklich hat überleben lassen. Der darauf folgende Tag wird auf gleiche Art zugebracht. Zeit und Stunden verfliesen: Die Tage eilen zum Ende und die Zeit, welche Midas zu tödten sucht, tödtet ihn endlich selbst. Die Wahrheit hat ihm schon folgende Grabschrifft bestimmet:

Hier liegt ein Edelmann begraben:
Die Zeit war seine gröste Pein,

Drum

Drum konnt er länger nicht im Leben seyn.
Willst du mein Wandersmann
Von dem was er gethan,
Noch weiter Nachricht haben:
Er as, er trank, er schlief und stunde wieder auf.
Diß ist sein ganzer Lebenslauf.

XIII.

Die Trunkenheit.

Quid turpius ebrioso, cui fœtor in ore, tremor in corpore! Qui promit stulta: prodit occulta: cui mens alienatur: facies transformatur. Nullum enim secretum, ubi regnat ebrietas.

INNOC. De Vilitate Condit. Humanæ.

Als ich unlängst in Gesellschafft verschiedener ansehnlicher Raths-Glieder in Augusta auf einem Gelach, welches man dort auf den Zünften zu geben pfleget, eingeladen wurde, fand ich daselbst unter verschiedenen ansehnlichen Gästen auch den gelehrten Professor Altwitz.

Anfangs wurde die Ernsthafftigkeit der Republic, durch viele ehrbare Bezeigungen bestens heraus gesetzt; wir verfügten uns darauf an eine mit vielen Speisen angefüllte lange Tafel, assen und trunken, trunken viel, wurden gesprächich, offenhertzig, vertraulich; und als wir genug getrunken und geplaudert hatten,

fieng man an zu sauffen. Ich hatte mir zu gutem Glück gleich Anfangs die Freyheit ausgebetten, und behielt demnach, so viel ich mich erinnere, meine fünff Sinnen in ziemlich guter Ordnung. Welch ein närrisches Schau-Spiel vor mich, da ich die andern meistens betrunken sahe! Ich hörte Sachen, die man mir sonst kaum im Cabinet würde vertrauet haben; ich sahe Handlungen, darüber diejenigen, welche solche verrichteten, ihre eigne Kinder bestrafen; ich bemerkte Thorheiten, die nur allein denjenigen pflegen für gut gehalten zu werden, die man für wahnsinnig hält. Kurtz, ich fand daß mir jener Türk in Wien die Wahrheit sagte, als er auf mein Befragen, warum er keinen Wein trincke, mir antwortete: Wein macht Narr.

Ich bewunderte insonderheit die seltsamen Ausschweiffungen des gelehrten Herrn Professor Altwitzes: Vor dem Essen sahe er nicht anders aus, als ein altes arabisches Manuscript, welches Wundergrosse Geheimnisse in sich verschlossen hielte, und niemand zu entzieffern wuste.

Seine catonische Ernsthaftigkeit, welche sich in einem grausamen Haarklumpen eingehüllet hatte, und dabey mit fürchterlichen Blicken, aus zweyen tief im Kopf liegenden kleinen Augen heraus sahe, erweckte bey uns Anfangs eine gewisse Ehrerbietung, die bey mir doch kaum das Lachen zurück halten konnte; Ich fieng bey mir selbsten an die vorsichtige Natur zu tadeln, daß

daß sie dem Geist dieses Mannes keine bessere Wohnung eingeräumet hätte: Das ganze philosophische Gebäude ruhte auf zwey neben ausweichenden krummen Beinen, die, wenn der Cörper mehr Materie als Geist hätte, ihn schwerlich würden tragen können. Seine Bildung, seine Leibesgestalt, seine Manieren, mit einem Wort, sein ganzes Wesen, hatte einen so bündigen Zusammenhang mit der Antiquitätenkammer, welche er im Kopf mit sich herum führet, daß ich die genaue Uebereinstimmung des Geistes mit den cörperlichen Theilen des Leibes, nicht anders als bewundern konnte.

Dieses gelehrte Orackel ließ sich Essen und Trinken vortrefflich wohl schmecken, welches uns den Vortheil zuwegen brachte, daß er anfieng ein wenig munter zu werden, und sein sonst finsteres Gesicht etwas aufzuheitern. Er lachte recht vergnügt; er zog den Mund von einem Ohr bis zum andern; die Augen fügten sich im Gegentheil so klein zusammen, daß man sie kaum mehr sehen konnte. Dabey wurde nun der alten Geschichtschreiber und Poeten mit grossem Ruhm gedacht.

Freundenstein, ein lustiger aufgeweckter von Adel, als er Altwitzen mit so vielem Eifer hörte Homerum, Hesiodum, Aristophanem, Lucianum u. s. f. heraus streichen, wurde dadurch bewogen, ihm auf die Gesundheit dieser wackern Leute eines zuzubringen. Altwitz that ihm

ihm mit sonderbarer Ehrerbietung Bescheid. Die ganze Gesellschafft nahm hierauf Anlaß, ihm bald auf dieses, bald auf jenes Gelehrten Gesundheit ein Glaß Wein zuzutrinken, welche er alle mit gleichmäßiger Bezeigung von Verehrung und Hochachtung bis auf den Nagel ausleerte. Diese Kurzweil aber währte nicht lang; der Wein übermannte den Weltweisen.

Niemahlen habe ich einem solchen Schauspiel mit beygewohnet: Altwitz schrie und turnirte, daß man ihn über viel Häusser hören konnte; sein sonst melancholischer Geist gerieth von Freuden ganz ausser sich; er hatte vor sich her auf den Tisch eine zierliche Pfütze mit Wein gegossen, da er aus Vollheit das Maul nicht mehr zu finden wuste: diese Pfütze gab ihm die gröste Ergötzlichkeit, da er immer mit beyden Händen hinein patschte, und uns alle tüchtig voll sprützte. Alle diese gelehrten Artigkeiten wurden noch vermehrt durch das Lied: Ceciderunt in profundum, welches er mit Niederfallung des Kopfs, und andern kurzweiligen Geberden solo musicirte; Endlich wurde er ganz rasend: Er verdrehte die Augen, schrie als ein Besessener, und bekam damit das Tischtuch zu fassen, welches er mit allem, was darauf stund, zu Boden riß; er selbst aber fiel von seinem Stuhl als todt zur Erden nieder, und lag daselbst zwischen Teller, Schüsseln, Gläsern, Leuchter, u. s. f. ohne einige Bewegung. Man trug ihn endlich nach einer Kutsche, schmiß ihn unten hinein, und schleppte

schleppte solcher Gestalt dieses philosophische Schwein in seinem Koth und Unflat nach Hause.

Ich muß bekennen, daß dergleichen Exempeln mir ganz abscheulich vorkommen. Nichts desto weniger werden sie durch einen, ich weiß nicht welchen, barbarischen Wohlstande entschuldiget, ja es heisset noch gar dem andern eine Ehre anthun, wenn man ihn solcher Gestalt aller seiner Vernunft und Sinnen beraubet und wohl bezecht nach Hause schicket. Kann auch etwas wilders erdacht werden, als diese unsere teutsche Höflichkeit, vermöge deren wir einander um Gesundheit, Leib und Leben bringen und solches dem andern noch gar als eine Wohlthat und Ehre auf die Rechnung setzen dürffen? Welche Zeiten! Welche Sitten!

Es ist zwar das leidige Vollsauffen bey Leuten von einem gewissen Rang, welche zu leben wissen, hin und wieder schon ziemlich abgekommen, als wo dergleichen Zwang durchaus nicht mehr geduldet, sondern einem jeden die Freyheit gelassen wird, so viel zu trinken, als ihm selbst beliebet; allein man findet diesen so schädlichen Mißbrauch noch an verschiedenen Orten, insonderheit an ein und andern fürstlichen Höfen. Ich kann und mag hierinnen meinen so übel gearteten Landsleuten keines weges das Wort reden. Die Gewohnheit hat die schändlichsten Dinge eingeführet, und sie deswegen ehrlich gemacht, weil die Grossen und Vornehmen

men in der Welt sich nicht schämen, die ersten Exempeln der Laster zu geben.

Inter causas malorum nostrorum est, quod vivimus ad exempla, nec ratione componimur sed consuetudine abducimur; quod si pauci facerent, nollemus imitari, cum plures facere cœperunt quasi honestius sit, quia frequentius seqimur & recti apud nos tenet error, ubi publicus factus est.

Seneca.

XIV.

Der vernünftige Soldat.

Summos posse viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria crassoque sub aere nasci.

Juvenal. Sat. X.

Tiron macht zwar vom Degen sein Handwerk; er weis aber die Feder nicht minder geschickt zu führen. Er hat etwas grosses und edelmüthiges in seinem Wesen; man ehret ihn wenn man ihn siehet, und man muß ihn hochschätzen, wenn man ihn nur ein wenig hat kennen lernen. Die Natur hat ihn geadelt und nicht der Stammbaum seiner Väter. Seine Tugenden sind seine Ahnen und sein eignes Wohlverhalten macht ihn rittermässig. Er hat eine gründliche Vernunft, einen hurtigen Begriff, eine lebhafte Beredsamkeit, eine reiche Erfindungskraft und ein glückliches Gedächtnis. Er hat so viel Witz und Scharfsin-

sinnigkeit, daß er nothwendig einen Verächter der kleinen Geister und einen Spötter der herrschenden Thorheiten abgeben muß. Er hat die muthwilligsten Einfälle von der Welt und versteht die Kunst die Menschen nach dem Leben abzuschildern. Er kann ihre Worte, ihre Geberden und alle ihre Minen nachahmen. Er macht eine ganze Gesellschaft lachen, er selbst aber siehet dabey so ernsthaft aus, als ob er eine Predigt hielte. Die Erfahrung hat ihn klug und sein wiedriges Schicksal weise gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben; sein Glück aber ist allzumitelmäßig und weit unter seinen Verdiensten geblieben. Er hat ungefehr ein Paar hundert müßige Soldaten unter seinem Befehl, die er stets durch ein dutzend Prügelvögte muß in Ordnung zu halten suchen. Er hat eine solche Gewalt über sie, daß er sie wie ein Zauberer nach seinem Wink bewegen kann. Es kostet ihm mehr nicht als ein Wort, eine rasche Handlung bey ihnen zu verursachen und solche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er ist so ernsthaft, daß man ihn fürchten muß; sobald aber befiehlt ihm nicht der Wohlstand höflich zu seyn, so kann er jedermann durch einen freundlichen Blick einnehmen. Er ist so leutselig als streng; diese beyden Eigenschafften äussern sich bey ihm, nachdem es Zeit und Umstände von ihm erfordern. Er bezeigt durch sein Beyspiel, daß man ein guter Soldat seyn kann, ohne seinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtschaffner Kriegsbefehlshaber müste selbst

die

die grösten Exempeln von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen sein ganzes Geschäffte bestehet, beyde zu erhalten und zu beschützen.

XV.

Zwey ungleiche Weltweisen.

Dignum laude virum Musa vetat mori.

Horat. Lib. VI. Od. 8.

Sophaster ist ein Weltweiser von der ersten Gattung. Seine Gesichtsbildung ist voller Geheimnisse. Alles ist darinnen finster. Er hat kleine tief im Kopf liegende Augen, und bedienet sich fast immer eines Fernglases. Er lacht beständig, ob er gleich fast gar nicht redet, und wann er redet: so solte man meynen, er wüste gar nichts. Er hat ein schlechtes Ansehen, und macht seinem Tanzmeister, der ihm die Verbeugung des Leibes und die Stellung seiner Füsse gelehret hat, wenig Ehre. Wie daß die Natur, aus einem besondern Eigensinn, den weisen Leuten insgemein so gebrechliche Hütten, und so alberne Bildungen mitgetheilet? Sophaster hat einen schönen Geist, allein die Wohnung desselben ist von einer lächerlichen Architectur. Die schönsten Kinder werffen sich vor ihm in die Flucht und er hat nicht weniger Schrecken, wann er sie

von

von ungefehr erblicket. So wenig Verdienste er aber bey dem Frauenzimmer hat, so viele hat er in der Philosophie. Er ist ein vortrefflicher Mathematicus. Er schreibet die beste Practica. Er weis ganz eigentlich, wann ein Comet zum Vorschein kommt, er kennet alle Einflüsse der Planeten. Er hat die Ursachen von der Ebbe und Flut, von der Magnetnadel, die sich stets nach Norden hinziehet, entdecket. er hat das Viereck von dem Zirkel erfunden, und zeiget auf eine nie erforschte Art, wie man Maschinen und Räderwerck verfertigen soll, die in steter Bewegung fortlauffen. Er hat die Menschen in der Sprache der Thiere unterrichtet, und arbeitet würklich an einer Sprachlehre, vermöge deren sich alle Völker einander werden verstehen können. Er kennet die unendlichen Kleinigkeiten, welche als untrennbare einfache Theilgen die Cörper formiren, und wie sie, durch einen wunderbaren Schwung der Wirbelwinde sich am ersten aneinander gehängt und die erste Materie ausgemacht haben. Ihm sind sogar die unsichtbaren Geister, welche die Luft, das Wasser, die Erde und das Feuer bewohnen, nicht unbekannt. Er ist in allen cabalistischen Wissenschaften erfahren, und verstehet die Magia der alten Caldäer und Egypter aus dem Grunde. Er kan wahrsagen und hat dabey den ganzen Himmelslauf in seinem Kopf. Es verirret sich so leicht kein Planet, so weis er ihm bey den Fixsternen seine Stelle wieder anzuweisen. Er lieset die Schrifften der orientalischen Völker, wie das Teutsche, und unterhält einen

einen beständigen Briefwechsel mit den gelehrten Leuten zu Peking, Mecha, Ispahan, Tetuan, Benaren und gros Cair. Er macht Anmerkungen über die Schrifften des Confucius, und erläutert die alten Ueberbleibsel des Averroes, des Trisgemists und des Zoroasters. Mit einem Wort: er weis alles, aber nicht zu leben.

Liberio ist auch ein Weltweiser: er sieht aber aus ganz andern Augen. Er ist so artig als gelehrt, und weis sowohl mit den Menschen als mit den Büchern umzugehen. Sein aufgeräumtes Wesen, seine höfliche Maniren, und seine muntre Einfälle gefallen allen Menschen. Man liebet seine Gesellschafft, man suchet sie, und wird nicht müde ihn anzuhören. Er ist der angenehmste Plauderer von der Welt: Er spricht von allen Dingen mit so vieler Anmuth als Lebhaftigkeit. Sein Witz weis sich nach der Fähigkeit eines jeden, mit dem er spricht, herunter zu lassen: er spielet mit den Kindern, scherzt mit dem Frauenzimmer, und spricht mit einem gemeinen Mann von Handwerksachen nicht anders, als ob er zünftig wäre. Bey den Weisen ist er weis, bey den Gelehrten gelehrt, und bey den Soldaten ein Soldat. Ein allgemeiner Geist scheinet diesen Philosophen zu beleben. Er weis sich in alle Umstände, in alle Vorfälle und in alle Menschen zu schicken. Liebenswürdige Weltweisheit! die ich allen Entdeckungen des Sophasters von den Planeten und von den Einwohnern der Elementen weit vorziehe.

Liberio ist selbst ein schöner Geist; er liebt deswegen auch die schönen Geister, insonderheit wann sie aus schönen Cörpern sprechen. Allein die Gesprächkunst mit den Geschöpfen in den elementarischen Reichen versteht er gar nicht: Er kennet weder die feurig glänzende Salamander, noch die goldbringende Gnomen, noch die liebreitzende Sylphiden. Er kann wahrsagen wie ein Ziegeuner und versteht gleichwohl von dieser geheimen Kunst nichts, als die leeren Nahmen. Hier macht er sich ein Spiel mit der Leichtglaubigkeit des andern Geschlechts; sobald weis er nicht etwas von den Geschichten einiger Schönen, so kann er ihnen prophezeyen, daß sie darüber zittern und beben. In der Dichtkunst ist er ein andrer Anacreon. Er singt und trinkt trotz seinem berühmten Vorgänger. Seine Lieder sind voller Schönheit und Feuer. Zuweilen fällt er ein wenig stark in das natürliche, allein wenn man sich fürchtet, er wolte wie Petron, die Ehrbarkeit schamroth machen, so umhüllet er seine muthwilligen Einfälle mit einem so künstlichen Schleyer, daß man ihm verbunden ist, einen freyen Blick zu wagen, ohne die Ehrbarkeit zu verletzen.

XVI.

Der galante General.

Virtus non contingit animo nisi instituto & edocto & ad summum assidua exercitatione perducto.

Seneca.

Die Natur hat ihre Eigensinnigkeiten: sie allein zeugt Helden und witzige Köpfe: sie spottet der menschlichen Hoheit und bereichert öffters mit ihren schönsten Gaben die niedrigsten Menschen. Die wenigsten grosse Herren sind durch sich selber gros. Mancher Bauers Sohn, den das Schicksal hinter den Pflug gespannet hat, würde manchmal noch ein besserer Regent geworden seyn, als sein Fürst, wenn ihn Glück und Zufall in gleiche Umstände gebracht hätten.

Als ich den General von * * das erstemahl bey Hof erblickte, hielt ich ihn für einen neu angelangten pariser Petit Maitre. Ich sahe an ihm nichts männliches, nichts grosses, nichts erhabenes. Er besitzt wenig Geist, noch weniger Wissenschafft, und gar keine Erfahrung in Kriegssachen. Gleichwohl ist er ein General, ein Staats-Minister, ja gar ein Held. So grosse Dinge vermag die Gunst eines Königs. Zum wenigsten beherrschet sie unsre Einbildung und macht, daß sich die Dinge uns so vorstel-

len, nicht wie sie sind, sondern wie sie der König will gelten machen.

Es ist kein Handwerk, keine Kunst und keine Beschäfftigung in der Welt, welche nicht eine gewisse Unterweisung und Erfahrung zum Grunde setzet. Der Herr Graf von * * ist zum General worden, er weis selbst nicht wie; er wird zu Gesandschafften gebraucht, und kennet weder die Rechte der Grossen, noch die Art der Geschäffte zu behandeln; er kann seine Sachen weder schrifftlich noch mündlich vortragen, und wenn er nicht hochgräflich kühn und unwissend stolz wäre, so hätte er gar keine Eigenschafft, die sich für einen der grösten Höfe in der Welt schickte. Er hört und sieht sich selbst: er redet mit einem lang gezogenen Ton, und bereitet seine Zuhörer auf wichtige Dinge. Man hört immer: es kommen nichts als Wörter: Man hofft auf den Sinn und auf die Zusammenfügung seiner Gedanken; Allein, vergebens. Wie soll er solche zusammen fügen, da er gar nicht denket? Genug, er spricht. Was kann er dazu, daß ihn die Leut nicht verstehen. Doch, was ihm an Gedanken fehlet, das ersetzt er reichlich durch Mienen und Reverenzen. Diese macht er recht schön; und man müste sehr boshaftig seyn, wenn man etwas an den Verdiensten seiner Füsse aussetzen wolte, da ihn die Natur überhaupt zu einem hübschen und artigen Menschen gemacht hat. Allein, daß man ihn zu einem Ambassadeur und General gebraucht, dieses ist ein Irrthum des Hofs und

nicht der Natur; dann diese vermag es nicht, wann man nicht die Leute darzu gebrauchet, wozu sie sich am besten schicken. Ich bin gewiß, daß Se. Excellentz einen vortrefflichen Tanzmeister abgegeben hätten. Vielleicht gibt es schlechte Tanzmeister, die bessere Generale geworden wären. Allein diese Dinge gehören mit zu der verkehrten Welt. Diogenes meynte, man solte ihm deswegen, wann er stürbe, das Gesicht nach der Erden zukehren, damit, wann sich die Welt wieder herumdrehete, er mit demselben obenhin zu liegen komme.

XVII.

Der Edelmann.

Tantane vos generis tenuit fiducia vestri?

Virgil. Æneid. L. I.

Primantes ist ein schöner junger und wohlgehaltener Ritter. Der Adel leuchtet ihm recht aus den Augen; man könnte zur Noth auch seine sechszehen Ahnen darinn erblicken, im Fall sein Stammregister solte verlohren gehen. Der Nahme seiner Vorfahren findet sich noch in den Nachrichten der alten Turnire, und in den Geschichten von den Creutzzügen. Sein Vater wolte lieber bedürftig leben, als seinen Adel durch eine reiche Burgerheyrath besudeln, durch welche er seine Sachen hätte gut machen und seinem alten Hause einen neuen Glanz beylegen können.

alle ächte und wahrhaftige Edelleute, die von gleichem Alterthum und von gleicher Armut waren, billigten diese Grosmuth; und dieser hochadeliche Vater wuste es seinem wohlgebohrnen Sohn für keine geringe Glückseligkeit anzurechnen, daß er das Blut seiner Vorfahren, welche das heilige Land mit hatten einnehmen helffen, so rein und unbefleckt auf ihn gebracht hatte. Es ereigneten sich zwar zuweilen gewisse Umstände, da Arimantes lieber gewünschet hätte, daß sein Vater nicht sogar eckel gewesen wäre. Er muste einige Morgen Land versetzen, um sich ein wenig zu kleiden und die Welt zu sehen. Er kam nach **. Ein alter Kriegsbefehlhaber der mit ihm verwandt, und ein so vernünftiger Mann, als gut von Adel war, führte ihn in dieser grossen Stadt herum, und zeigte ihm die schönen und prächtigen Häuser ihrer beglückten Einwohner. Arimantes sahe mit Verwunderung, daß ein mittelmäßiger Burger hier eine beßre Wohnung hatte, als die meisten Edelleute auf dem Land. Dieses verdroß ihn heimlich; er muste fast die Vorzüge solcher Leute beneiden, die er zu verachten vermeynte.

Nach einigen Tagen brachte ihn sein Freund auch in Gesellschaft. Er hatte sich auf das beste angekleidet. Die Haare waren in Buckeln gelegt, und mit Puder reich bestreuet: ein langer Schwanz hieng sehr zierlich zwischen den beyden Achseln herunter und schlug ihm im Gehen sanft wieder den Rücken; Er hatte silberne

Knöpfe auf dem Kleid, einen schönen bordirten Hut und seidene Strümpfe; kurz, er war so nett und wohl ausstaffirt, daß er sich selbst gefiel.

Allein, sein ganzer Aufzug hies nichts gegen die Pracht derjenigen Herren, die er in der Gesellschafft antraf. Ihre Kleider schimmerten von Gold und Silber: die Westen waren von reichem Zeug, und ihre aufgekrollte Köpfe stritten mit den künstlichen Haarlocken der Damen um den Vorzug. Alles war reich und prächtig: Die schönsten Kleider, nebst dem Glanz der kostbarsten Edelsteine zierten hier auch die heßlichsten Gesichter. Eine Menge Wachslichter vermehrten ihren hell leuchtenden Schein, indem sie sich in die grosse Spiegelgläser und cristallene Wandleuchter abwarffen. Der Boden in den Zimmern war so reinlich und so glatt, daß Arimantes mit bebenden Knien seine Verbeugungen und Reverenzen machte, um nicht auf die Nase zu fallen.

So viele Pracht, so viel Reichthum, setzte den Arimantes in die äusserste Verwunderung. Er fand sich so geschmeidig, und so demüthig vor einem so glänzenden Adel, daß er nicht wuste, wie er sich dabey geberden solte. Ach! hätte er gewust, wo er wäre, er hätte sich so weit nicht vergessen; allein sein edles Herz muste diesesmahl etwas leiden.

Der

Der Caffee wurde mit verzuckerten Früchten und Backwerck herum gegeben. Man zog darauf die Carten, um die Spieltische zu besetzen. Arimantes, der sich nicht unterstund, mit solchen schamerirten Leuten ein Spiel zu wagen, entschuldigte sich damit, daß er noch bey der Gräfin von * * die Aufwartung zu machen hätte. Vermuthlich versprach man sich weder von ihm, noch von dem alten Officier, der ihn begleitete, einen grossen Gewinnst; man lies sie beyde gehen, ohne sie im geringsten zu nöthigen, daß sie bleiben solten.

Was dünket Sie, mein Herr, fragte der Officier unter Wegs den Arimantes, von unserm hiesigen Adel? Es müssen ausser Zweifel, Leute von sehr hohem Stande seyn, antwortete dieser mit einiger Verwirrung, sie müssen zugleich grosse Reichthümer besitzen; ich habe nie so viel Pracht beysammen gesehen. Was den Reichthum betrifft, erwiederte der Officier, so kann man dieses von den meisten sagen, daß sie viele Geld haben. Ihr Herkommen aber ist so gros nicht: Sie sind fast allesamt, ausser einem oder zweyen, Edelleute von Carl dem VI. Man sicht sie deswegen auch noch immer in Furchten, daß man etwas gegen ihren Adel möchte einzuwenden haben. Sie sind auf tausenderley Art besorgt, ihren neuen Stand bekannt zu machen. Ihre Kutschen, ihre Liberenen, ihr Silbergeschirr, ihr Porcellain, ja sogar ihre Ofenfüsse, und die Halsbänder von ihren Hunden, müssen Zeichen und Urkunden ihres Adels

seyn, und ihre neue aus der alten Mythologie genommene Wappen aufweisen. So oft sie von sich selber reden, erwehnen sie der Ehrenwörter, deren sich die Bürger und ihre Hausgenossen gegen sie bedienen: Neulich, spricht der Herr von Fischkrat, kam mich der Nachbar Ticks besuchen, und sagte wieder mich: Ihr Gnaden sehen wieder recht gesund aus. Die Frau Sudelwitz, welche auf einem Dörfgen, so ihrem Mann Pfandweise ist zuerkannt worden, einige arme Unterthanen hat, redet von nichts, als von ihrer Herrschaft: da ist nichts als der gnädige Herr und die gnädige Frau hinten und fornen. So freygebig auch ihre neue Gnaden mit diesen Titeln sich selber beehren, so geitzig sind sie im Gegentheil andern solche einzuräumen; ja sie sind dermassen eifersüchtig auf ihre vermeynte Vorzüge, daß sie lieber allen Umgang mit andern Leuten meiden, die ihnen dergleichen entweder nicht zugestehen wollen, oder so vermessen sind, sich selbst mit ihnen in einen Rang zu setzen. Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis, die verächtliche Umstände und das niedrige Herkommen anderer Geschlechter bekannt zu machen und dargegen eine so glückliche Vergessenheit, daß sie ihren eignen Ursprung nicht mehr wissen. Ist wo eine Schwachheit oder Ausschweiffung, die dem Adel vorgeworffen wird, so werden sie sorgfältigst sich bemühen, solche nachzuahmen. Ihre Kinder werden sich befleissen, alle diejenigen hochadelichen Thorheiten mitzumachen, die dem Ritterstand

gemäß

gewiss sind, und aus einer edlen Furcht bürgerlich zu scheinen, nichts lernen.

Arimantes wurde über diesen Bericht schamroth. Es verdros ihn, daß er sich vor einem so schlechten Adel so viel gedemüthiget hatte. Seine Ahnen schmeichelten ihm; sein ganzer Stammbaum stellte sich ihm auf einmahl wieder vor die Augen. O wie danke ich es meinem Vater, dachte er bey sich selbst, daß er das Blut seiner Vorfahren so rein auf mich hat kommen lassen! In dem Genuß so süsser Einbildungen kam er mit seinem alten Gefährden zu der Frau Gräfin von **. Er wurde daselbst als ein Cavalier von einem bekannten guten Hause, auf das beste empfangen. Die Gesellschaft war nicht gros. Er fand daselbst nichts von dem herrlichen Pracht, welcher in der vorigen ihm allenthalben in die Augen schimmerte. Alles spurte daselbst von dem Moder der alten Ahnen. Alte Tapeten, altes Geschirr, alte Gesichter. Mit einem Wort, alles war alt, alles war ehrwürdig. Durchgehends herrschte ein ernsthaftes und Stiftsmäßiges Wesen.

Man spielte kleine Spiele mit eben solcher Aufmerksamkeit, als wo es um grose Summen gilt. Man lebte dabey sehr mäßig. Es wurde weder Caffee, noch Zuckerwerck, noch Brod noch Wein herum gegeben. Die Ehre in einer so hohen Gesellschaft den Zutritt zu haben, war genug. Man sahe wohl, daß darinnen ein jeder

in dem Besitz seiner alten Titeln war, und daß man sich wenig darum bekümmerte, solche erst durch einen grossen Aufwand zu zeigen, da im Gegentheil bey den andern der Glanz der Neuigkeit allzustark in die Augen fällt.

XVIII.

Die Eigensinnigkeit.

Est animusque tenax indomitumque caput.

Die Mode verändert die Kleider, und die Tugenden ihre Namen; bald werden wir keine Laster mehr haben. Halsstarrigkeit heisset Grosmuth und Eigensinn, Standhaftigkeit. Die Eigensinnigkeit ist der erste Affect der sich an den Menschen äussert; wir sind kaum auf der Welt, so wollen wir schon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Versagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, so empöret sich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieser Eigenwille wächset von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glüklich wären wir, wenn wir bey Zeiten einen so gefährlichen Feind unsrer Ruhe bey uns ausrotten könnten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unsre Handlungen bemeistert.

Man beobachtet, daß dieser Affect sich noch stärker bey dem andern Geschlecht äussert, als bey

bey dem unsrigen. Die Ursache davon ist diese: Wir kommen frühzeitig unter die Aufsicht der Lehrmeister, welche durch eine strenge Zucht unsren Willen beugen. Man untergibt uns hernach einen Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, sondern uns bey allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es sey daß wir Kriegsdienste nehmen, oder an Hof kommen, oder sonst unter ein ander Joch gespannet werden. Wir sehen uns allenthalben unter einem jungen und spöttischen Volk, das auf unsre Fehler lauret, uns verächtlich anblicket, und über die mindesten Vergehungen durchhechelt. Man widerspricht uns, man bestrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, so müssen wir gewärtig seyn, daß wir in verdriesliche Händel gerathen; dieses wiederfährt sowohl den artigsten als albersten jungen Leuten. Wir finden allenthalben sinnreiche Köpfe, die unsre Vorzüge beeifern und unsre Schwachheiten entdecken. Dieses erniedriget ein wenig unsern Hochmuth und die vortheilhaften Meynungen, die wir von uns selbst haben. Wir werden bescheiden, um nicht lächerlich zu seyn.

Mit dem Frauenzimmer im Gegentheil, verhält sich die Sache ganz anders. Sie werden zärtlich erzogen, man setzet ihrem Eigensinn nichts entgegen. Sie erwachsen unter der Aufsicht einer für sie stets besorgten Mutter. Ihr Verstand wird mit lauter Tändeleyen und Kleinigkeiten angefüllet; Aus diesen werden ihre

Begriffe zusammen gesetzt, die, indem sie als blose Puppen der Einbildung, sich am ersten in ihr Gehirne prägen, andere Eindrücke, welche von der Vernunft und Ueberlegung herkommen, so leicht nicht annehmen. Sobald erscheinen sie nicht unter andern Leuten, so schmeichelt ihnen jedermann. Es ist eine Unhöflichkeit, ihnen Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, welche sie beleidigen können: besitzen sie dabey ein wenig Schönheit oder Annehmlichkeit, so werden sie erhoben, bewundert und verehret. Man lässet ihnen keinen Raum übrig, sich selbst und ihre Fehler zu erkennen. Einbildung, Hochmuth und Eigensinn formiren also die ersten Gundsätze ihrer Sittenlehre. Die Mannsleute, die sich in ihre geputzte Angesichter vergaffen, helfen sie selbst mit verderben; sie vergöttern dieselben, als ihre Buhler, und werden von ihrem Eigensinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigensinnigkeit findet sich sowohl bey dummen, als bey verständigen Leuten. Nicht daß der Verstand an und für sich selbst die Ursache eines solchen Fehlers seyn solte. Mit Nichten. Es ist aber etwas gemeines, daß unsre Laster sich des Verstandes bedienen, um ihre Ausschweiffungen zu rechtfertigen. Ja so gar ihnen diejenigen verführischen Reitzungen zu geben, welche auch grosse Leute verblenden. Sie werden also, wo sie zusammen sind, je um desto gefährlicher. Verstand und Tugend machen zusammen die Weisheit aus. Diese ist allzeit lehrsam und lässet sich gerne sagen: sie hat nichts übertriebenes, nichts stolzes, nichts eigensinniges: sie kennet die uns von Natur

ne anklebende Schwachheit, sie demüthiget sich, sie sucht die Wahrheit und das Gute, ohne sich an Vorurtheile und eigne Neigungen zu binden.

Diejenigen, die zu wenig Verstand haben, können nichts bey sich überlegen, noch das Gute von dem Bösen unterscheiden: sie folgen ihrem Trieb, wie die unvernünftigen Thiere. Alles was sie wollen, das wollen sie mit Heftigkeit. Vergebens macht man ihnen Vorstellungen; die schönsten Vernunftschlüsse haben nichts, das sie rühret. Es ist eben so viel, als wenn man einen Ochsen der ackert, bereden wolte, seine Arbeit mit Ueberlegung zu thun. Dergleichen Menschen muß man Zaum und Gebiß ins Maul legen, und sie zwingen, dasjenige zu thun, was Pflicht und Gesetze von ihnen fordern. Dieses sind die dummen Eigensinnigen.

Der witzige Eigensinnige ist eine Creatur von einer ganz andern Art. Weniger lenksam, mehr gefährlich, und selten zurecht zu bringen. Hier gewinnet die Eigensinnigkeit das Ansehen einer Tugend, und man erweiset ihr wohl gar die Ehre, sie eine Standhaftigkeit, und wo es geistliche Sachen betrift, einen Wahrheitseifer zu nennen. Wie viele Glaubensartikeln sind nicht schon aus dieser Quelle entsprungen? Ueber unzehlichen Streitfragen, welche ein stolzer und eingebildeter Witz auf die Bahn brachte, verlohr die Religion ihre heiligste Wirkung, und die Wahrheit alle Macht sich auszubreiten.

Die-

Dieser Eigensinn allein, vom Hochmuth und Herrschsucht unterstützet, hat die vielerley Secten und Ketzereyen in der Welt eingeführet. Ein Mensch fühlet nicht sobald seine eigene Vorzüge, so will er befehlen; er will daß man seinen Einsichten sich unterwerffen, und ihn bewundern soll. Man kann ihm nicht wohl wiedersprechen, ohne ihn zu beleidigen; er macht aus seinen Lehrsätzen eine Sache GOttes; er wird andächtig bös: Es gilt nicht um die Wahrheit; er muß seine Meynungen behaupten.

Die Eigensinnigkeit verhindert nicht allein die Ausbreitung der Wahrheit, sondern sie störet auch die gemeine Ruhe, indem sie nichts als Zank und Uneinigkeit in der menschlichen Gesellschaft verursachet. Wir wollen, daß andere denken sollen, wie wir, und andre wollen im Gegentheil, daß wir so denken sollen, wie sie. Unendliche Verbitterungen und Feindseligkeiten werden dadurch genähret; das gemeine Volk wird gegen einander aufgehetzt, und man hasset einander, um die Eigensinnigkeit gewisser Leute zu verehren, die man Gelehrte und Geistlichen nennet.

Ein eigensinniger Mensch ist überdem auch ein unglückliches Geschöpfe, in Ansehung seiner selbst: er weis nicht nachzugeben; es soll alles nach seinem Willen gehen; wo er einmahl auf etwas fällt, da ist er nicht davon abzubringen. Er verhalsstarriget sich auf seinen Meynungen; er will sogar dem Verhängnis Regeln vorschrei-

schreiben. Er weichet weder zur Rechten noch zur Linken. Veränderungen, Vernunft, Glück und Zeit, alles dieses bewegt ihn nicht seinen Eigensinn fahren zu lassen, und sich nach seinen Umständen zu richten: Er wird lieber zehen Narrheiten begehen, als einmahl sagen, daß er sich geirret habe Unsre tägliche Erfahrung überzeuget uns unsrer vielfältigen Schwachheiten. Wie können wir unsre Fehler verbessern. Wie können wir als Christen unsre Mängel und unser tiefes Verderben einsehen, wenn wir im Voraus schon beschlossen haben, auf unsern Meynungen zu beharren, und unsre Thaten durch keinen Wiederspruch zu entehren. Der Weise lässet sich sagen; der Narr aber ist immer klug, spicht Salomon. Der Einfältige kommt zur Weisheit, indem er seinen eignen Einsichten mistrauet, und guten Rath annimmt. Der Eigensinnige im Gegentheil, bleibt ein Thor so lang er lebet.

Es ist noch eine Art der Eigensinnigkeit, die bis zur Hartnäckigkeit ausschweiffet. Leute von diesem Caracter sind eigensinnig, aus keiner ander Ursache, als um eigensinnig zu seyn: Sie nehmen weder Vernunft noch Vorstellungen an: Sie sind dermassen verhärtet und verstocket, daß sie niemahls den Verstand brauchen, um eine Sache zu überlegen: Sie haben keine Wahl, sondern wie sie auf etwas fallen, so fallen sie darauf: Sie wissen davon nicht die geringste Ursache zu geben: sie wollen, das ist alles. Ihre

ganze Freude, ihr ganzes Glücke, ihre ganze Hoheit bestehet darinnen, diesem gewaltsamen Trieb ihres Herzens sich zu ergeben, und ihm, wenn es seyn muß, alles aufzuopfern. Alles muß sich hier biegen, oder brechen; sie werden Helden, oder verlieren den Kopf: sie siegen, oder rennen in ihr eignes Verderben. Wenn sie sich vorgesetzt haben, auf einer Stelle zu bleiben, so weichen sie nicht vor tausend Spiessen und Degen; sie lauffen in das dickste Feuer und scheuen weder Gefahr noch Tod: Sie sind vernünftig ausser ihrem Eigensinn, sobald aber dieser sie einmahl aufbringet, so scheinen sie unsinnig. Der schwedische Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieser Eigenschaft. Seine Tapferkeit würde der grösten Helden ihre übertroffen haben, wo er sich selbst und seinen Eigensinn hätte überwinden können.

Man solte eine so wilde Leidenschafft nicht bey dem zarten Geschlechte vermuthen; allein auch dieses ist nicht frey davon: Es giebt gewisse Schönen, die eben einen solchen Heldenmuth besitzen, sich und ihre ganze Wohlfart einem so grausamen Eigensinn aufzuopfern. Die Eigensinnigkeit ist ohnedem schon ein Fehler dieses Geschlechts und die Liebe macht sie nicht selten zu eben solchen Märtirinnen einer blinden Leidenschaft, als die Männer zu eigenwilligen Schlachtopfern ihrer Heldensucht. Fol-

gens

wie die Geschichte leget uns davon ein lebendiges Beyspiel vor Augen.

Emilie, die einzige Tochter eines reichen Edelmannes, besas bey einer natürlichen Schönheit auch vielen Geist und Verstand. Ihr Vater machte sich daraus eine besondere Freude, sie alles lernen zu lassen, wozu sie Lust hatte. Sie übertraf in den Wissenschaften nicht allein ihr eignes Geschlechte, sondern auch viele geschickte Mannsleute. Sie hatte in der Philosophie, in der Geschichtkunde, in der Dichtkunst, in der Music und in der Zeichnung ungemeine Fortgänge gemacht: sie sprach frantzösisch und italiänisch, und ohnerachtet der grossen Lebhaftigkeit, mit welcher sie ihre Reden ausstiess, druckte sie sich doch eben so fein, als glücklich aus.

Der Vater, der seine Tochter vergötterte, überlies sie ihrem eignen Willen, sie mochte thun was sie wolte. Er schalt auf die arme Mutter, so oft sie sich unterstunde, etwas an der Aufführung seiner geschickten Tochter auszusetzen. Schweige doch, Mama, war öfters seine Erinnerung, deine Tochter hat mehr Verstand als du. Die junge Emilie bediente sich dieses Vorurtheils ihres Vaters: sie folgte in allen Dingen den Eigensinnigkeiten ihres kleinen Kopfes. Alles wurde gut geheissen, alles bewundert; ja sogar ihre Ausfälle und Schwermereyen wurden für reitzende Artigkeiten eines lebhaften und aufgeweckten Geistes

ge-

gehalten. Da galt kein Einreden, keine Vorstellung, kein Unterricht: sie war sich selbst ihr eignes Muster. Wolte man sie von etwas abbringen, so wo res eben so viel, als wenn man sie noch mehr dazu nöthigte. Kam es zum Wortwechsel und zum Disputiren, so übertraf sie in der Kunst, Schlüsse zu machen, alle Sophisten und Sprachhelden; sie wuste eine Frage mit der feinsten Bosheit zu verwirren; sie mengte Umstände hinein, die nicht dahin gehörten, und lies dargegen andre weg, welche das wesentliche der Sache ausmachten.

Auf die plauderhafte Jahre der Jugend, folgte das Alter der Liebe. Als die einzige Erbin eines sehr reichen Mannes hatte sie Liebhaber genug. Es meldeten sich bey ihr allerhand Freyer: Hofleute, Soldaten, Räthe, artige Müßiggänger, grosse Stutzer und kleine Herngrosse; ja gar Edelleute vom Lande, welche mehr die Hoffnung, durch sie ihre Güter frey zu machen, als alle andere Vortrefflichkeiten der Emilie herbey lockte. Kurz, sie hatte eine Menge Anbeter, sie durfte nur wehlen. Allein sie wehlte keinen: ihr Herz stunde unter der Botmäßigkeit ihres Eigensinns. Dieser allein regulirte ihre Handlungen und folglich auch ihre Liebe.

Ihr Vater hatte einen Schreiber: dieser war ein grober und ungeschliffener Mensch, der wenig von edlen Gedanken und scharfsinnigen Einfällen wuste. Sonst aber war er dem Leibe

benach nicht übel gebildet, er hatte schöne rothe Backen, und sahe einem guten vollblütigen Bruder gleich. Wer will hier von dem Geschmack urtheilen? Emilie, die kluge, die weise, die gelehrte Emilie, verliebte sich in diese schöne Fleischmaschine: sie gebrauchte alle ihre Reitzungen ihm die süssen Regungen der reinen und vollkommenen Liebe einzuflösen. Allein der unwürdige Gegenstand ihrer hohen Empfindungen hatte kein so zartes Gefühl: er wuste nichts von der Feinigkeit des Geistes in einer Sache, die ihm blos mechanisch vorkam: sie muste sich deswegen ein wenig herunter lassen, und ihm ihre Meynungen etwas deutlicher eröffnen: sie that solches als ein Mädgen, das Verstand hatte, und dictire ihm eines Tages, da sie alleine bey einander waren, folgenden Brief in die Feder:

Mein Herr,

Alle Leute sagen mir, daß ich artig wäre, und daß ich verdiente geliebt zu werden. Ihr sehet mich alle Tage, und sagt mir niemals dergleichen Höflichkeiten. Schreckt euch etwan mein Stand, und daß ihr geringer seyd, so wisset, daß die Liebe alles gleich machet.

Der Schreiber, als er diese Zeilen zu Papier gebracht hatte, stund auf und übergab solche der Emilie, mit einer tiefen Vorbeugung, ohne die geringste Verwirrung dabey mercken zu lassen. Emilie hielte dieses glückliche Flegma

für ein Kennzeichen der Ehrerbietung und Bescheidenheit; sie nahm den Brief, faltete ihn zusammen, schrieb darauf seinen Namen, und warff, indem sie weggieng, denselben vor ihm auf die Tafel.

Der Schreiber war so dumm nicht, daß er nicht solte suchen sein Glück zu machen. Er hatte die förmliche Erklärung vor sich in Händen. Er that, was auch ein andrer an seiner Stelle würde gethan haben; er lies sich die Absichten der Emilie gefallen.

Die auf ihrer Tochter Aufführung bisher wachsam gewesene Mutter war kurtz vorher mit Tod abgegangen. Es währete aber nicht lang, so wurde der Vater des Verständnisses seiner Tochter mit dem Schreiber innen. Dieses schnitt ihm durchs Hertz. Er sprach darüber mit seiner Tochter. Der lebhaffte Kummer, die unvermeidlichste Schande, die vernünftigsten Vorstellungen eines sie äusserst liebenden Vaters rührten sie nicht. Wie? sprach sie, gantz hochmüthig: Soll ich nicht die Freyheit haben, mir einen Mann zu wehlen? Ist dieses nicht ein Geschäffte das mich allein angeht? Muß ich nicht mit einem Mann leben? Muß ich nicht darauf bedacht seyn, darzu einen Menschen zu wehlen, welcher mir am erträglichsten scheinet? Ich gebe es zu, sprach der betrübte Vater, wann ihr im Stande seyd, davon zu urtheilen; wie aber, wann ihr euch in dieser Wahl betrüget? Wehlet, wen ihr wollt, wehlet aber nur vernünftig:

tig: bedencket euren Stand, die Ehre eures Vaters, das Glück so ihr machen könnet, die Schande so euch bevorstehet. Allein diese Reden waren vergebens. Emilie blieb unempfindlich gegen ihren Vater, und verliebt in seinen Schreiber.

Der Vater, nachdem er sahe, daß er bey seiner Tochter nichts ausrichten konnte, machte sich an den Schreiber. Er fieng an, ihn furchtsam zu machen. Er sprach ihm von Gefängnissen, von todtschiessen, und von allerhand schreckhafften Umständen. Alle diese Bedrohungen wurden mit den Anerbietungen einer schönen Geldsumme begleitet, im Fall er sich gutwillig entschliessen wolte, die Ansprüche auf seine Tochter fahren zu lassen. Der Schreiber war ein guter Mensch, der mit sich reden lies; er sahe nicht sobald ein halb tausend Ducaten vor seinen Augen, so wurde er von ihrem Glantz geblendet; er nahm sie und gieng davon.

Emilie, die sich verrathen, und von ihrem Liebhaber verlassen sahe, empfand alle Schmertzen und alle Wuth, die eine verletzte Liebe nach sich ziehen kann: Sie fiel in eine gefährliche Kranckheit, und man fürchtete um ihr Leben. Ihr Vater, der sie mit äusserster Zärtlichkeit liebte, war mit dem grausamsten Schrecken erfüllet; er konnte sie nicht in einem so elenden Zustand sehen, ohne sich zugleich als die Ursache ihres Todes anzuklagen. Er entschloß sich deswegen, alle andre Betrachtungen aus den Augen

zu setzen, um seiner Tochter das Leben zu retten. Er sand einen Boten hinter dem andern nach dem Schreiber und bat ihn, wieder zurück zu kehren, und das eingegangene Bündniß mit seiner Tochter durch die Heyrath zu vollziehen.

Allein Emilie war allzusehr gegen ihn aufgebracht. Der Schimpf, den er ihr erwiesen, nagte sie mit den allerempfindlichsten Schmertzen. Sie konnte sich nicht entschliessen, ihn vor sich zu lassen; der arme Vater kam dadurch in eine neue Verwirrung: er wuste sich weder zu rathen noch zu helffen: er suchte seiner Tochter einen von ihren andern Liebhabern annehmlich zu machen; ihr Eigensinn aber war unüberwindlich: sie konnte weder ihrem Liebhaber verzeihen, noch einen andern an seine Stelle annehmen. Ihre Kranckheit nahm darüber von Tag zu Tag überhand. In den Anfällen ihrer Hitze verlangte sie nur nach ihrem Geliebten. Der gute Mensch zeigte sich öffters vor ihrem Bette, in Meynung, sich mit ihr auszusöhnen. Der Vater fügte sein zärtliches Bitten, und der Beichtvater seine andächtigen Vermahnungen mit hinzu; doch alles war vergebens. Emilie fand in dem Gegenstand ihrer Liebe, zugleich denjenigen ihres Hasses. Nach einem langen und grausamen Kampf siegte der Eigensinn, und sie starb.

XIX. Die

XIX.
Die Freygebigkeit.

Liberalitate Liberalitas perit.

S. Hieron.

Es ist schwer die Gräntzen zu bestimmen, wo sich Freygebigkeit und Verschwendung scheiden. Die Freygebigkeit ist eine Tugend, und die Verschwendung ein Laster. Die eine rühret von dem Trieb einer edlen Seele her, die andere aber hat einen närrischen Ehrgeitz zum Grund. Die Freygebigkeit wird, sobald sie das vorgesteckte Ziel überschreitet, zur Verschwendung; und die Verschwendung kann niemals ausgeübet werden, ohne sich selbst, oder andern zu schaden.

Es ist eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kann, daß man uns geitzig schilt. Die Leute, die von uns haben wollen, oder welche sehen, daß man diejenigen Mißbräuche nicht mitmacht, die ihnen vortheilhafft sind, werden uns immer des Geitzes beschuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieser Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unsre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beyfall gewinnen, als bis sie uns eben so niederträchtig und so bedürftig sehen solten, wie sie sind. So lang

wird

wird die Freygebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freygebig zu seyn.

Laßt uns, weil so viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenschafft dieser Tugend etwas genauer untersuchen. Unter dem Wort Freygebigkeit verstehen wir eine solche Handlung, da wir durch freywillige Gaben und Gutthätigkeiten andre zu erfreuen suchen. Sie entstehet aus Liebe, aus Großmuth, aus Mitleiden: Ihr Endzweck ist allezeit dem Nächsten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menschen. Die Großmuth setzt ihren eignen Nutzen hintan, und das Mitleiden beweget uns den Armen und Nothdürfftigen beyzustehen. Sie ist also eine hohe Tugend. Ist sie eine Tugend, so muß sie durch die Vernunfft regieret werden: Ihre Würcksamkeiten müssen nicht allein nach ihrem Endzweck eingerichtet seyn, sondern sie müssen auch diejenigen Ausschweiffungen vermeiden, denen sie mehr als andre Tugenden unterworffen ist. Die Freygebigkeit bestehet also nicht darinnen, daß man viel giebt, sondern daß man giebt wo man geben soll. Wer eine wahre Freygebigkeit ausüben will, der muß seinen Stand und seinen Beruf prüfen: er muß seine Pflichten kennen: er muß wissen, in welcher Verbindung er mit andern Menschen stehet, und wie weit ihm alle diese Umstände erlauben, freygebig zu seyn. Man ist nach dem Trieb der vernünfftigen Natur, welchen die Religion billiget, verbunden, alle gesetzmäßige Mitteln zu gebrauchen, um seinen Zustand so viel zu verbessern, als es mög-

möglich ist. Aus diesem Bestreben fliesset die Fähigkeit ein rechtschaffener Vater, ein getreuer Ehegatte, ein nützlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein guter Bürger zu seyn.

Ein Verschwender kann keine wahre Freygebigkeit ausüben; dann indem er dasjenige, was er hat, liederlich und ohne Vernunfft hingiebt, so setzt er sich in Gefahr, selbst bedürftig zu werden; und dem gemeinen Wesen zur Last zu fallen. Er versorgt die Seinigen nicht. Er bringt sein Hauswesen in Unordnung. Er macht noch Schulden dazu, und stirbt, ohne sie zu bezahlen. Man sagt, er habe sich durch seine Freygebigkeit ruiniret; allein man solte dieses keine Freygebigkeit, sondern eine Narrheit, einen lächerlichen Hochmuth, eine schwermende Prahlerey und dergleichen nennen.

Man solte sagen, die Freygebigkeit wäre nur allein eine Tugend der Reichen und Wohlhabenden. Denn wer nichts hat, der kann auch nichts geben. Allein es ereignen sich Umstände, wo solche auch die geringste Menschen ausüben können. Ein armer Bauer ist freygebig, wenn er einem umsonst eine Arbeit verrichtet, oder einen Gang thut; denn sein Leib und seine Gesundheit sind seine Güter; wenn er damit einem andern ohne Entgeld dienet, so ist er freygebig. Ein Poet ist freygebig, wenn er einem ein Ehrengedichte umsonst verfertiget; und ein Soldat ist freygebig, wann er sein Leben für das Vaterland waget, oder aus Liebe für seinen Freund oder für seinen Fürsten die Waffen führet.

Die wahre Freygebigkeit ist selten eine Tugend der Fürsten, denn sie muß von uns selbst und unserm eigenen Gut herkommen; sie muß uns etwas kosten, sie muß aus Liebe, aus Großmuth oder aus Mitleiden herrühren. Die meisten Fürsten aber bedrängen ihre Unterthanen. Diese müssen alles herbey schaffen was man an andre verschencket, er entbehret deswegen nichts. Perdere multi sciunt donare nesciunt: sagt Tacitus. Wollen dergleichen Fürsten eine wahre Freygebigkeit ausüben, so müssen sie erstlich ihrem Volk Recht wiederfahren lassen, und dasselbe schützen, anstatt solches zu verderben. Folgendes Exempel wird uns von der Freygebigkeit eine nähere Erläuterung geben.

Sophronime und Bellander waren zwey Brüder, von gleicher Fähigkeit, aber von ungleicher Gemüthsart. Sie hatten reiche Eltern und wurden von ihnen unter der Aufsicht eines Hofmeisters auf Universitäten geschickt: dieser war, nach Art dieser Leute, einer von den falschen Großmüthigen, dessen Verdienste darinnen bestunden, daß er seine Untergebene von dem schädlichen Laster des Geitzes zu bewahren, und sie in lauter solche Gesellschafften von jungen Leuten zu bringen suchte, wo man derjenigen Eltern spottete, die aus zäher Sparsamkeit nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde machen sollen. Seine Untergebene beflissen sich also einer weit erhabnern Sittenlehre; sie suchten bey Spiel und Wein die Verachtung der Reichthümer frühzeitig zu lernen. Die alte Mutter, welche

die

die Welt nicht kannte, wünschte sich heimlich Glück, daß ihre Söhne so einen rühmlichen Ehrgeitz hatten, und sich vor andern durch ihre lebhaffte Aufführung hervor zu thun wusten. Sie hielt das Geld für glücklich angewandt, welches sie ihnen mit starcken Wechseln übermachen lies. Die jungen Herren giengen darauf auf Reisen: sie machten ihrem vornehmen Hausse allenthalben Ehre. London und Paris waren Zeugen von ihrer gläntzenden Aufführung und von ihren Freygebigkeiten. Jedermann bewunderte bey ihrer Zurückkunfft ihre Pracht, ihre Artigkeit und ihre französischen Manieren.

So glücklich hatte der Herr Hofmeister ihnen den Punct der Ehre beygebracht. Dieser aber kam so offt und viel, daß sich die Einkünfte daran stiessen.

Es ereignete sich bald ein Geldmangel, der den Sophromine aufmercksam machte. Er sahe, daß wo er noch ein paar Jahre seine Ausgaben und Freygebigkeiten auf gleiche Art fortsetzen würde, sie von sich selbst ein Ende nehmen dürften. Diese Vorstellung rührte ihn. Er rettete was er konnte, und kauffte sich ein Landgut.

Sophronime hatte etwas sehr geselliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müßiggang und die Faulheit druckte, suchte ihn in seine Bekanntschafften mit einzuflechten: Immer Zuspruch, immer Gäste; alles kehrte bey ihm ein, alles sahe hier hungerig, rostig und

hochadelich aus; alle Arme, alle Bettelleute, alle Landstreicher meldeten sich bey dem gnädigen Herrn. Er wolte eingezogen leben und Wirthschafften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm seine Freygebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war sie eine Schuldigkeit.

Er liebte eine reiche Wittwe bey Hofe, sie heyrathete ihn und brachte ihm auch einen einträglichen Dienst zuwegen. Sie war eine gute Haushälterin, damit war Sophronime gerettet. Seine Frau hies geitzig: sie wiedersetzte sich den gemeinen Mißbräuchen, und lies sich schelten. Ihr Mann hatte das Hertz, ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe aufforderten; sie sparten als Eltern, und beobachteten dabey einen wahren Wohlstand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Gesinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwiesen ihren Freunden so viel Höflichkeit, als es ihre Umstände litten: sie waren also in der That freygebig, sie waren es aber nur bis auf einen gewissen Grad, wo diese Tugend keinen grossen Schein hatte, weil dabey nichts übertriebnes und nichts ausschweiffendes war. Vernünftige Leute musterten ihre Haushaltung nach der Ihrigen. Prahler und Windmacher aber, funden immer etwas daran auszusetzen: Sie konnten solches wohl leiden, dann es ist ein süsser Vor-theil Leuten zu mißfallen, deren Hochachtung man mehr zu fürchten als zu suchen hat. So-

[illegible]mine lebte also in einem glücklichen Wohlstand; Sein Bruder aber gieng ganz andre Wege.

Dieser, nemlich Bellander, nachdem er das Seinige durchgebracht hatte, lebte auf Borg. Seine Glaubiger trieben ihn von einem Ort zu dem andern. Er hatte Kriegs-Dienste genommen, und einige Feldzüge mitgethan. So reich an Schulden, als Ehrentiteln heyrathete er eine Gräfin, die in gleichen umständen war: sie wuchten beyde hundert Räncke Gelder aufzunehmen. Die neue Schulden machten die andern vergessen; um sich sicher zu setzen, daß man beyde nicht unbescheiden ihm abfordern möchte, lies er sich zu einem Grafen machen, und sich daben den Titul eines Generals geben. Es spendiren keine Leute besser, als die das Geld darzu borgen. Dieses sind die rechten Freygebigen, welche die gantze Welt auslachen. Ein Paar so hochgebohrnes Volck, welches ein gleiches Schicksal und gleiche Neigungen vereiniget, haben einen doppelten Verstand, die Leute zu hintergehen. Was der Prasser durchbringt, muß der Bösewicht schaffen.

Bellander irrte mit seinem vornehmen Weibe allenthalben herum. Allenthalben hieß es, daß der Graf wichtige Verrichtungen hätte: Allenthalben lebte er auf Unkosten seiner Glaubiger. Wolte man ihn zur Zahlung anhalten, so

so schützte er seinen Caracter vor; mahnte man ihn mit Höflichkeit, so schwur er aufrichtig, daß er nicht bey Geld wäre, und doch unterdessen Standesmäßig leben müste. Drohete ein Glaubiger ihn zu verklagen, und nahm sich dabey ein wenig Freyheit im Reden, so schmiß er ihn ohne Complimenten die Treppen hinunter. Wie es aber keine Möglichkeit war, eine solche Lebensart in die Länge, ohne die geringste Einkünffte fortzusetzen, so wusten sie endlich nicht mehr, wohin sie sich wenden solten. Sie nahmen also ihre letzte Zuflucht zu dem Bruder, dem in ihrem Sinn so sehr verachteten und geitzig gescholtenen Sophronime. Dieser, der bisher seinem stoltzen Bruder mit zum Gespötte gedienet hatte, solte ihn nun mit Weib und Kind bey sich aufnehmen, und ihnen forthelfen. Er dachte nicht, daß Bellander so unverschämt seyn würde, ihm wieder vor die Augen zu kommen, da er ihm selbst noch eine nahmhaffte Summe schuldig war.

Was hatte Sophronime hier zu thun? Solte er sich eines nichtswürdigen Bruders halben eine unglückliche Ehe mit seiner Frauen machen, welche sich allem Beystand, die er ihm leisten mögte, vernünftig wiedersetzte? Solte er den Nutzen seiner eignen Kinder der Betrachtung eines liederlichen Menschen aufopfern: Solte er seinetwegen seine Ruhe, seine Ordnung, seinen guten Namen, seine Freunde, seine Gemächlichkeit, und sein mühsam erworbenes Gut Preis geben, dieses wäre wieder alle Gerechtigkeit.

ben. Die Laster würden herrschen und die Tugend der Gottlosen Sclave seyn. Sophronime glaubte demnach, daß das Band, womit er seiner Frauen, seinen Kindern und seinen Freunden verbunden wäre, viel genauer sey, als dasjenige des Geblüts, welches weder seine Neigungen gewehlet, noch die Tugend geknüpffet. Er glaubte, daß er bey so gestalten Umständen seinem Bruder nicht mehr als die allgemeine christliche Liebe schuldig sey. Er schenckte ihm so viel, als er an einen andern Ort kommen konnte, und überlies ihn dem Schicksal, welches er sich aus Muthwillen und Gottlosigkeit selber über den Hals gezogen hatte.

XX.

Der Witz.

oder

Abbildung des Philos und des Philint.

Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens.

Eccl. I, 18.

Ich werde nicht viel Witz nöthig haben, um zu beweisen, daß man glücklich sey, wenn man keinen hat. Das Exempel zweyer Brüder wird genug seyn, um uns dieser Wahrheit zu überzeugen.

Philos hat in der Welt sein Glück gemacht, ohne daß er nöthig hatte, selbst darzu etwas mit

mit beyzutragen. Er hat ein schönes rundes Angesicht. Die Gesundheit und das Vergnügen leuchtet ihm aus den Augen. Seine Gestalt ist dick, wohl untersetzt, und etwas beschwerlich in den Wendungen: Alles ist beynahen mastig und ausgefüllt. Die Natur hat ihn recht zu einer Magistratsperson erbauet: man kann nichts Verehrungswürdiger sehen, als einen so wohlgehaltenen Kopf in einer wohlgepuderten langen Staatsperucke.

Philos war von Jugend auf ein gutes Kind; still, bescheiden, ruhig, ohne List, ohne Bosheit: Er machte keine grosse Anschläge; er mengte sich in keine Weitläufftigkeiten. Er hatte nichts ausschweiffendes, nichts übertriebenes, nichts schalckhafftes. Die gröste Mühe war ihm etwas beyzubringeu. Seine Lehrmeister arbeiteten vergebens. Kaum daß er lesen und schreiben lernte; wegen den Wissenschafften mochte man thun was man wolte, er begriff davon nichts; die Natur, wuste vorher daß ihm doch alle diese Dinge dermahleinst nichts nutzen würden. Warum solte er sich damit den Kopf verbrechen, und solchen mit allerhand Grillen anfüllen, die zu nichts dienen, als einem das Leben verdrieslich und unruhig zu machen? Sonst redete er seine Muttersprache ziemlich gut: Er war auch mit gleicher Fertigkeit in denen Leibesübungen des jungen Adels geübet; Er sas gut zu Pferd und wuste wie man einen Haasen auftreiben solte. Er war dabey ein Haushalter, und liebte keine grosse

grossen Gesellschafften. Wenn er die Belustigungen nicht vor seinen Füssen fand, so gab er sich nicht die Mühe ihnen viel nachzulauffen: Seine Leidenschafften waren so hefftig nicht. Die Liebe quälte fast niemals sein ruhiges Gemüthe. Er überlies seiner Mutter die Sorgfalt für ihn eine Frau zu erkiesen: sie that solches zu seinem grösten Vortheil. Philos ist der beste Mann von der Welt: er hat seine Frau so lieb wie seine Pferde und seine Jagdhunde. Diese Gattung von Liebe hat nichts beschwerliches. Seine Ehe ist überaus glücklich: die Früchte davon sind liebenswürdig. Vier wohl ausgestopfte gesunde Kinder gauckeln um den vergnügten Vater, und um eine in ihre Geburten verliebte Mutter herum. Das gantze Hauß ist von dem Ueberfluß und dem Segen einer so beglückten Familie angefüllt. Dem Philos mangelte nichts mehr, als ein Rang. Bey Hof schien ihm derselbe etwas zu unruhig zu seyn. Er kauffte sich deswegen einen Platz in der Regierung der Provintz: er versiehet darinnen die Nothdurfft mit allen Ehren. Seine Aussprüche sind sehr natürlich; er fasset alles kurtz. Es kommt hier meistens darauf an, daß man eine Sache entscheidet. Er ist darinnen sehr glücklich, denn weil er nicht alles so genau untersuchet, so kostet ihm ein Urtheil nicht viel Mühe.

Einsmahls verklagte einer seinen Schuldmann: dieser kam, nachdem er war vorgefordert worden. Er hielt eine lange Rede, um sich zu entschuldigen. Philos wurde darüber, wie-

wieder seine Gewohnheit ungedultig. Er fragte den Beklagten: Seyd ihr dem Kläger schuldig? Jener antwortete mit ja. Nun, so zahlt ihn ins T • • Namen, war Philos Bescheid, was soll das viele Gewäsch? damit stund er auf und sein Amtsitz hatte ein Ende. Man dencke nur wie hurtig, die Processe zu Ende lauffen würden, wenn der schädliche Witz der Rechtsgelehrten sich zu so natürlichen Schlüssen herunter lassen würde. Ein glückliches Ungefehr, vermischt mit ein wenig Vernunfft, hilfft ihm allenthalben durch. O Philos! wie vortrefflich ist dein Zustand! wie glücklich bist du, daß du nicht viel Witz hast.

Philintes, der jüngste Bruder des Philos, hat weder solche Eigenschafften, noch ein solches Glück. Er hat ein edles Wesen, lebhaffte Augen, eine erhabene Nase, starcke aber wohl formirte Lefftzen, einen schlancken wohlgewachsenen Leib, sehr angenehme und höfliche Geberden; nichts niederträchtiges, nichts unanständiges. Sein Verstand ist ungemein; er besitzt eine tieffe Einsicht in allen Wissenschafften. Er verstehet Griechisch, Lateinisch und die vornehmsten europäischen Sprachen. Er kennet die besten Schrifftesteller der alten und neuern Zeiten. Seine Aufsätze sind voll des feinsten Witzes: Er weiß allen Sachen eine artige Wendung, eine gewisse sinnreiche Anmuth, und ein gründliches Wesen zu geben. Mit einem Wort, er hat alle grossen Eigenschafften, die einen Mann können empor heben und bewundern machen. Sein Glück

Glück war Anfangs nicht mittelmäßig. Er zeigte sich nicht sobald bey Hof, so brachte er sich die Hochachtung kluger und verständiger Leute zuwegen. Der König selbst schenckte ihm seine Gunst und brauchte ihn zu den wichtigsten Verrichtungen; Allein, sein grosser Geist machte andere klein. Die Eigenliebe der Menschen siehet nicht gern dasjenige an andern, wodurch sie sich selbst will gelten machen. Das schlimmste für den Philintes war, daß er nicht allein einen verständigen, sondern auch einen redlichen Hofmann abgab; er zeigte andern ihre Fehler, indem er sich derselben enthielt; seine Tugenden wurden also ein Vorwurff der Aergernis, woran sich die Laster stiessen. Philintes entdeckte bald die heimliche Ränke, womit der Fürst von seinen vornehmsten Räthen hintergangen wurde: er bemerckte, wie sie denselben durch ihre eigennützige Rathschläge in die verwirrteste Händel mit einflochten, und niemahls von einer Sache recht gründlich unterrichteten. Er suchte ihn deswegen auf die Erkennsnis seines wahren Nutzens zu bringen. Dieses war nicht klug. Man hält sich allezeit besser mit den Ministern, als mit dem Herrn: sie können einen wieder in Gnaden bringen, wenn man das Unglück hat daraus zu fallen; an statt daß sich niemand unser annimmt, wenn man jene beleidiget hat. Die Klugheit des Philintes muste hier den Regungen seines guten Herzens weichen. Man sieht daraus, daß ein Mensch der viel Verstand hat, noch unglücklicher wird, wann er dabey auch redlich ist. Es währte nicht lang, so wurde Philintes für

einen unruhigen, eigensinnigen und gefährlichen Menschen gehalten. Man liebt nicht die Leute bey Hof, die sich in alles mengen, und alle Geheimnisse der ersten Staatsköpffe ausklügeln wollen. Einige suchten den Philintes in ihre Banden mit einzuziehen, und ihn auch eine von ihren Töchtern oder Anverwandten zu verheyrathen. Allein Philintes, den nichts als Verdienste und wahre Annehmlichkeiten rühren konnten, heyrathete eine Person auf dem Lande, die so unvermögend, als Liebenswürdig war. Sehet hier abermahls einen groben Fehler, der von seiner guten Gemüthsart herrührte. Eine Frau zu nehmen die kein Geld und keinen wichtigen Anhang hatte; kann man dieses wohl einem Hofmann verzeihen! Philintes selbst hatte keine grosse Einkünffte, und seine Besoldungen giengen mit seinem Aufwand drauf. Er war ein ungemeiner Kenner von allen raren Kunst- und Natur-Sachen. Er liebte die Musick, die Pferde, die Gärtnerey. Kleider, Haußrath, Geschirr, alles war ausgesucht, nett und ins Auge spielend. Er hielt offene Tafel, man aß bey ihm gut, die Weine waren von den besten. Man lebte bey ihm ohne Zwang. Hier gab es öffters Feste des Apollo für die Gelehrten; hier sahe man die Weisheit der lacedemonischen Mahlzeiten mit der sinnreichen Schwelgerey des Petrons vereiniget; alles schmeckte hier nach einer mäßigen Wohllust und nach einem feinen Witz. Das schlimmste war, daß dabey viel Geld aufgieng. Der König starb. Dessen Nachfolger, welcher seine Erziehung von einem

Men-

Menschen bekommen hatte, der dem Philintes nicht gewogen war, schaffte ihn ab. Dieser Fall war schnell; Philintes hatte ihn nicht voraus gesehen. Er wurde ein Spiel der Nachstellungen seiner Feinde. Er muste aufpacken, und fortwandern. Er kam also von Hof zurück, wie Boileau sagt:

Triste, à pied, sans laquais, maigre, sec, ruiné.

Traurige Vortheile eines grossen Witzes. Hätte Philintes nicht mehr Geist, als sein Bruder gehabt, so wäre er gewiß nicht so unglücklich worden. Ein gemeines Glück ist nicht für grosse Leute; sie treiben sich durch ihren Verstand und durch ihre Wissenschafften in die Höhe; der Neid aber, und die Verfolgung stürtzet sie nicht selten wieder herunter.

In der Kirche ist ein grosser Witz eben so gefährlich als bey Hof. Er macht lauter Ketzereyen. Man untersucht die Religion. Man unterscheidet darinnen was wahr und was göttlich ist; und was hingegen die Clerisey und der Aberglaube darzugesetzet haben. Dieses ist ein frevelhafter Vorwitz. Man kommt hinter die Geheimnisse der Päbste. Man findet ihre Macht in allen vier Theilen der Welt ausgebreitet. Sie beherrschen solche unter allerhand Gestalten, auf dem Dorf, wie zu Rom; in Tunquin, wie zu Goa. Thut man nicht wohl, daß man den Witz excommuniciret, um gemächlich zu glau-

ben? Thut man nicht besser, man hält es mit der Constitution, als daß man die Ehre seiner Einsichten auf Unkosten einer fetten Pfründe behauptet? Ist es nicht besser, daß man sich der Kirche unterwirft nnd dabey gemächlich lebet, als daß man mit einem Kopf voller Witz, und einem leeren Beutel im Elend herum wandert? O wie schön, wie süß ist es nicht, die dem Altar geweyhte Opfer in den schönsten Pallästen und an den besten Tafeln zu geniessen! Nein, lasset uns den schädlichen Witz verbannen, und unser Leben einer glückseligen Unwissenheit wiedmen.

XXI.

Der Poet.

Ille oculos gessit sub pectore nobile monstrum.
Hinc facies oculos non tulit illa suos
Omnia qui vidit terramque hominesque Deosque
Omnia qui potuit cernere: cœcus erat.

Heinsius de Homero.

Ein ausserordentlicher Witz ist insgemein mit ein wenig Aberwitz begleitet. Dieses hatte schon Aristoteles zu seiner Zeit beobachtet. Er selbst war bey seiner Weltweisheit nicht sicher vor kleinen Ausfällen, wann er sich mit seinen Ringen zierte, und sich einbildete mit seinen dünnen Waaden einen galanten Mann vorzustellen. Von den Cynickern und andern phi-

philosophischen Fantasten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten sprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig neben ausschweiffen; und solte es auch nur in gewissen Geberden, in der Art sich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen bestehen. Sie haben einmahl etwas poetisches, das von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich ist. Ein Mensch der immer ausserordentlich denket, und noch darzu seine Gedanken auf eine besondere Art in gewisse Sprünge und Reimen setzet, der muß nothwendig eine überaus starcke Vernunft haben, wenn seine Lebhaftigkeit und das Feuer welches ihn entzündet, nicht ein wenig neben aus flattern soll.

Die Poeten haben dem menschlichen Witz die gröste Annehmlichkeit und Stärcke gegeben. Sie haben aber auch zugleich die närrischten Fabeln und die grösten Lügen erdacht: Sie haben das Alterthum mit heillosen Göttern erfüllet, und die grösten Tyrannen zu Helden gemacht: Sie haben ihre Neigungen und Thorheiten unter lauter Namen von Tugenden vorgestellt: Eine schmutzige Schäferdirne in eine Nymphe, und ein albernes Bürgermädgen in eine Huldgöttin verwandelt. Sie machten den grösten Böswicht um ein Geschenck zum Heiligen, und entweyhen aus gleicher Ursache das Heiligthum selbst: Sie schreiben Psalmen und Quodlibete, und besudeln eben dasselbe Pappier, wo sie von geistlichen

Dingen handeln, mit den abscheulichsten Unflåtereyen, wie Rosseau. Sie schreiben vor alles und gegen alles, wie ihnen die Sachen einschiessen, oder wie man sie deswegen bezahlet. Alle Begebenheiten, alle Vorwürffe werden von ihnen übertrieben. Alle andre Wissenschafften sind beschäfftiget Wahrheiten zu entdecken; Die Dichtkunst allein nähret sich mit Lügen. Plato wolte deswegen die Poeten aus einer wohlbestellten Republic verwiesen haben. Augustinus verglich sie denen Trunkenen, und Hieronymus denen Mäusen, die andern Leuten das Brod nagen:

Vivunt carmine insani poetae,
Si nugas adimas fame peribunt.
His mendacia sunt opes & aurum,
Fingunt quaeque voluut putantque palmam
Mentiri bene gloriosiorem.

Solte man aber deswegen eine so hohe Kunst verachten, weil sie von unverschämten Menschen mißbrauchet wird? Was vermag solches Virgil und Horatz, daß sie so schlechte Nachfolger haben.

Die ganze Welt ist heut zu Tage voll Poeten. Man sehe mir wie sie um die Gräber der Verstorbnen rasen, wie sie die Hochzeiten mit ihren Brautliedern verunreinigen, wie sinnreich sie lästern, und wie niederträchtig sie loben.

Doch ich rede hier nur von den hungrigen und brodlosen Poeten, die mit ihrer Leyer gleichsam hausiren gehen, wie Günther sagt, und eine schändliche Betteley treiben.

Es giebt auch noch eine andre Art von Poeten, deren Einfälle man mit Vergnügen lieset, die aber dabey im Umgang unerträglich sind. Man muß sie nicht kennen, wann sie gefallen sollen; sobald man sie siehet, so verlieret man für sie alle Hochachtung. Ich habe Poeten gekannt, die so dickblütig und traurig waren, daß es schien, als ob sie keine drey Wörter hervor bringen könnten. Andre im Gegentheil liessen ihren sogenannten bel Esprit schwermen, und niemand anders zum Wort kommen; noch andre sind so abscheuliche Fantasten, daß sie sich einbilden, die ganze Welt müste von nichts als ihren Gedichten reden. Man ist nicht sobald mit ihnen in Gesellschafft, so betäuben sie einem damit die Ohren, indem sie solche selbst mit einer entzückten Art hersagen, und alles, was sie darinnen beschreiben, einem lebendig vorgauckeln. Man hüte sich ja etwas daran auszusetzen, wo man nicht will, daß man eben die Begebenheiten mit ihnen haben soll, wie der Misantrope bey dem Molliere. Zweyerley Leute muß man ungescholten lassen, wenn man keine Verdrießlichkeiten haben will, nemlich die Pfaffen und die Poeten. Ich verstehe aber darunter nur solche, die um den Lohn heucheln und schmeicheln, oder schmähen und lästern, und die bey allen Geburts-Fällen, Heyrathen, Beförderungen und Lei-

chenbegräbnissen ihre hungerige Muse spielen lassen.

Ein schöner Geist, den die Poesie belebet, reimet nur der Tugend und der Wahrheit zu Ehren. Ein edles Feuer lodert in seiner Brust und treibet desselben Flammen himmlisch empor. Weil er erhaben denket, so kann er nicht niederträchtig schreiben. Der Glanz einer Krone verblendet ihn nicht: siehet er solche auf dem Haupt eines Tyrannen, oder eines untüchtigen Regenten, so wird sich seine Muse nie so weit herunter lassen, ihm zu Ehren ein Heldengedichte zu schreiben. Siehet er aber einen Friedrich auf dem Thron, der zugleich ein Weiser und ein Held ist, so vereinigen sich in ihm alle Triebe, dessen hohes Lob zu besingen, und denselben andern grossen Häuptern zum preiswürdigen Exempel vorzustellen. Die Majestät, so groß sie auch immer ist, schrecket ihn nicht ab, ihn hochzuachten, und zu lieben; ja dieses noch darzu ihm, wie der Herr von Voltaire dem König von Preussen, zu bekennen. Das Glück macht die Könige, die Tugend aber die Helden und Weisen. Wer jenes knechtisch erheben kann, der kennet den Werth von diesen nicht.

Warum erhält sich die Muse des Herrn von Voltaire nicht immer in dieser edlen Hoheit? Warum verfällt sie in die Niederträchtigkeit, auch Friedriche zu finden, wo sie nicht sind? Warum lobet sie ohne Unterscheid alles, was ihr einigen Vortheil verspricht? Warum läßt sie all=

ehrruhmsüchtig diejenigen Lobeserhebungen drucken, mit welchen sie selbst der grosse Friedrich beehret hat? Ist es nicht deswegen, weil derselbe nicht nur ein Poet ist, sondern auch daraus sein Handwerck macht, einer zu seyn?

Wie sehr sind doch die Gaben des Verstandes von den Gaben des Gemüths unterschieden. Der Herr von Voltaire wäre allzugroß, wenn er beyde in einem gleichen Grad besäse, und eben so viel Bescheidenheit und uneigennütziges Wesen hätte, als er die Kunst verstehet, schön zu denken und schön zu reimen.

XXII.

Die scheinheilige Frau.

Decipies alios verbis vultuque benigno.

Mart.

Neulich fiel die Frage vor: Ob ein Mann unglücklicher sey, wann er eine verliebte, oder eine zänkische, oder eine scheinheilige Frau habe? Crast war der Meynung, die erste sey unter diesen am erträglichsten; weil der Mann noch zu gewissen Zeiten von der gefälligen und aufgeräumten Gemüthsart seiner Frauen einigen Genuß hätte, folglich in seinem Ehestand doch manche Annehmlichkeiten, welche eine Frau von einem so gütigen Hertzen mit sich führte, ihm

könnte empfinden machen; die sogenannten Lie-haberinnen, fuhr er fort, sind insgemein solche Weibsbilder, die nicht leicht verdrießlich werden, sondern sich befleissen bey jedermann durch ihre Gefälligkeiten sich angenehm, und vergnügte Stunden zu machen. Da im Gegentheil eine zänkische Frau, wenn sie auch sonst alle gute Eigenschafften von der Welt besitzet, doch einen ehrlichen Mann keinen Tag in Ruhe lässet, sondern ihn bald über dieses, bald über jenes Sandkörnchen, das ihr in Wege kommt, zur Rede setzet. Der Mann ist dabey nicht Herr in seinem Hause, und muß sich immer ängstigen, wenn ungefähr ein paar gute Freunde bey ihm zusprechen, oder wann er sich sonst eine Veränderung machen will. Hat er einmahl einen guten Dienstboten, so jaget sie ihn mit ihrem steten Keiffen und Schelten wieder zum Hauß hinaus. Bey Tische lässet ihm das zanksüchtige Weib keinen Bissen ruhig hinunter schlucken. Ihr unaufhörliches Hadern macht ihm auch den besten Wein zu Eßig und Galle. Mit einem Wort, beschloß Crast, ein zänkisches Weib ist das gröste Uebel, so einem ehrlichen Mann in der Welt zustossen kann.

Ich bin zwar ihrer Meynung, erklärte sich darauf Organt; allein ich halte doch das Uebel noch grösser, wann auch die Scheinheiligkeit sich zu der Zanksucht gesellet. Ich habe davon ein Exempel erlebet, welches ich erzehlen will.

Melton, ein Edelmann, der viele Mitteln besas,

fes, und von einem stillen und eingezognen Wesen war, konnte sich lange nicht entschliessen, zu heyrathen. Die Schönen schienen ihm allzu eitel und ausschweiffend zu seyn. Er liebte die Ordnung und die Ruhe. Er fürchtete sich vor nichts mehr, als vor solchen Weitläufftigkeiten, davon ihm fast alle Haußhaltungen der Verehligten traurige Beyspiele zeigten. Sein Beichtvatter, ein andächtiger Mann, wann je einer war, sprach ihm unterdessen öffters von dem Seegen und der Glückseligkeit des Ehestandes. Melton hielt ihm die Erfahrung entgegen: er sagte, daß man allzuwenig glückselige Ehen entdeckte; daß ein ehrlicher Mann allzuviel wagte, wenn er sich entschlösse, eine Frau zu nehmen, und endlich, daß er mit seinem Zustand zufrieden lebte. Ja, erinnerte der fromme Mann, ein solches Leben aber himmelt nicht. So muß man sich also entschliessen, erwiederte Oront, eine Frau zu nehmen, um durch Creutz und Leyden in den Himmel zu kommen? Ich sage dieses nicht, erklärte sich der Geistliche: Man muß sich im Heyrathen vorsehen. GOtt hat ihnen ein schönes Vermögen gegeben, sie können damit ein frommes Kind glücklich machen, und zugleich mit ihr ein GOtt wohlgefälliges und vergnügtes Leben führen. Wie, ein frommes Kind! unterbrach Oront. Wissen sie ein solches? Der Geistliche nannte hierauf die junge Sellia. Sie war ein Exempel der Eingezogenheit und der Frömmigkeit, sie versäumte keine Kirche, sie richtete die Augen darinnen nur nach der Canzel und nach dem Altar, sonsten schlug

sie

sie solche immer aus Blödigkeit nieder, und sa-
he keinen Mannsmenschen nicht an. Sie hatte
sich dem Closter gewidmet, und wenn man ihr
vom Heyrathen sprach, so jagte die Schamhaf-
tigkeit ihr alles Blut ins Angesicht. Ihr Zu-
stand hatte ihr die Bescheidenheit, und ihre
Verstellung den Schein der Tugend beygeleget.
Sie hatte keine Mitteln, und lebte nur von der
Gnade eines ihrer nahen Anverwandten. Ge-
wisse Leute, die eine besondere Freude haben,
Heyrathen zu machen, brachten (mit Hülfe des
Beichtvaters) den Oront und die Gellia zusam-
men. Sie wurden ein Paar. Gellia war gleich
im ersten Jahr mit allerhand Fantasien herum ge-
trieben. Bald ärgerte sie ein nackendes Bild,
welches ihr Mann unter seinen Schildereyen
hatte, und welches er seiner züchtigen Frauen zu
gefallen, muste weg thun lassen. Bald war ihr
die Musick zuwieder, welche ihr Mann liebte.
Bald erklärte sie alle Leute, die eine Carte in die
Hände faßten, für unwiedergebohrne; bald
machte sie sich gar einen Scrupel daraus, einer
gewissen Lust in dem Ehestand zu geniessen, weil
sie gar zu empfindlich wäre; doch diese letzte Be-
trachtung verursachte, daß sie sich dem alten Ge-
brauch unterwarf. Im übrigen aber erklärte sie
alle Lust für sündlich und böse. Ihr Mann war
bey ihr nur ein natürlicher Mensch, der von der
Wiedergeburt noch nichts wuste. Wie er sich
auch aus Gefälligkeit für sie erklärte, so traf er
es übel. Sie liebte alle Menschen, nur ihren
Mann nicht. Er konnte es ihr in nichts recht
machen. Gieng er aus, so war er zu weltför-
mig;

nig; blieb er zu Hauß, so störte er sie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu sich, so waren es Weltkinder, die nur sündliche Gespräche führten. Sie wolte nur mit geistlichen und frommen Seelen umgehen, und durch sie ihren Mann catechisiren lassen. Eine solche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Hauß. Gellia bekümmerte sich um nichts: sie nahm lauter andächtige Schwestern und Brüder zu ihrem Gesinde: Diese hatten wieder andre Schwestern und Brüder, denen sie gutes thaten. Niemand sorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und ließ seine Frau machen, was sie wolte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantasien, und ein Märtyrer einer falschen Andacht. Sein grosses Vermögen verschwand, ohne daß er wuste wie es zugieng. Er wolte deswegen seiner Frauen einreden, sich der Haußhaltung besser anzunehmen; allein, sie war bekehrt, und warf ihm vor, daß er nur den Mammon für seinen GOtt hielt. Der ehrliche Mann wuste nicht, wie er daran war; er wolte gleichwohl auch nicht den Namen haben, daß er keine Religion hätte. Nein, er war in der That fromm; seine Frau mißbrauchte seiner Gutheit: sie verdarben beyde. So großmüthig sie auch das Geld verachteten, so konnten sie doch ohne Geld nicht leben: sie musten also ihre Güter versetzen; dieses war nicht genug: Sie borgten als gute Christen, und hörten auf ehrliche Leute zu seyn, indem sie nicht bezahlten.

Wir haben hierbey zwey Anmerkungen zu machen. 1) Ein Frauenzimmer, welches von armen Eltern gebohren, und niemahls gewohnt ist, eine Haußhaltung zu führen, pflegt insgemein unfähig zu seyn, ein grosses Gut zu verwalten, wenn sie durch eine reiche Heyrath darzu gelanget. Sie hat keine Begriffe von der Art, wie man eine Eintheilung macht: wie man etwas verwahret, schonet, aufhebet, und nützlich anwendet: sie weiß nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überschlagen, die eine mit der andern abmessen, und den Wohlstand eines Hausses besorgen muß; sie ist dabey nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zu Mund: hatten sie viel, so verthaten sie viel; hatten sie nichts, so behalffen sie sich wie sie konnten. Dieses giebt schlechte Haußhälterinnen. 2 Die zweyte Anmerckung ist diese: Eine falsche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geistlichen Hochmuth, als das Herz mit Einfalt und Demuth erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menschlichen Gesellschafft.

GOtt ist ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mitteln regieret, so will er auch, daß der Mensch in allem seinem Betragen sich darnach richten soll. Er verlangt von uns keine andre Andacht und Frömmigkeit, als die mit dieser Ordnung übereinstimmet. Wer sich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der geistlichen Uebungen, denen er sich ergiebet, und darüber er das Zeitliche versäumet, die natürliche

Fol-

Folgen dieser Verschonnis verändern, und also seinetwegen ausserordentlich wircken, der macht seine geistliche Uebungen zu einer Art des Verdienstes; der erwartet von GOtt, daß er seinetwegen den Lauff der Dinge unterbrechen und Wunder thun soll. Er führet GOtt in Versuchung und zeigt seinen Unglauben indem er vermeynet glaubig zu seyn. Der Seegen, den wir von GOtt erwarten, setzet Mitteln voraus, die wir anwenden müssen, etwas, das wir wollen, zu erhalten. Und wenn auch GOtt in Ansehung unsrer ausserordentlich zu wirken scheinet, so geschiehet solches doch nach der beständigen Ordnung, mit welcher ein Ding auf das andere wircket, ohne daß die Menschen es begreiffen können, wie es damit zugehet. Wir sind deswegen auf Mitteln gewiesen, und dieser allgemeinen Ordnung unterworffen. Bitten wir GOtt um etwas, so bitten wir ihn zugleich um die Mitteln. Nicht, weil GOtt nach seiner Allmacht nicht alles wircken könnte, sondern weil er nach seiner Ordnung nicht will. (*)

XXIII. Der

(*) Siehe freye Gedanken. II. Sammlung, das 5te Stück: Die beste Welt.

XXIII.

Der Geistliche.

Wir fehlen alle mannigfaltig. Jac. 3, 2.

Lasset uns ein wenig die Sprache der Freygeister entlehnen, und hören, was sie an den Geistlichen auszusetzen haben. Wir werden sehen, ob ihre Anmerkungen, so anzüglich sie auch immer seyn mögen, dem äusserlichen Kirchenwesen können nachtheilig seyn. Sie meynen, sie könnten keine bessere Proben ihres Witzes zeigen, als wann sie Leute lächerlich machen, die uns zur Wahrheit leiten und in dem Christenthum unterrichten sollen.

Sie sagen, der Hochmuth sey der Geistlichen ihre Hauptneigung: Siehet man nicht, führen sie zum Beweiß an, daß ihre ganze Sorgfalt dahin gehet, um sich vor andern Menschen zu erheben und bewundern zu machen. So bald hat einer nicht ein paar Leichenpredigten drucken lassen, so lieset man schon die wunderbare Geschichte seines Lebens. Man lieset, wie der Herr Vater und die Frau Mutter, als ehrsame Handwerksleute, ihr liebes Söhngen, wegen besondrer an ihm verspürten Gaben, auf Unkosten der gemeinen Liebe, zur lateinischen Schule gehalten. Dieses giebt nun Gelegenheit, die ausserordentlichen Führungen GOttes zu beschreiben, wie

derselbe auf die hohe Schule, darauf zur Pfarre und zugleich zu einem Weib gekommen sey; dergestalt, daß er im Zeitlichen, wie die Kirche im Geistlichen wäre versorget worden. Hier giebt es nun freylich allerhand Glossen, welche eben nicht gar erbaulich sind. Ich selbst kann nicht läugnen, daß diese Lebensbeschreibungen nicht öfters etwas lächerliches haben solten, da man sonsten dergleichen Schrifften nicht ehender heraus zu geben pflegt, als wann die Leute gestorben sind; denn nach der alten Regel des weisen Solons, kan man niemand vor seinem Ende selig preisen.

Solte man sagen, daß diese Anmerkung etwas zu bedeuten hätte; allerdings, sagen sie, man erkennet daraus den geistlichen Hochmuth mehr als zu viel. Ein Mensch, der so viele Sorgfalt anwendet, seinen noch unbeschlossenen Lebenslauf der Welt mitzutheilen, der muß nothwendig grosse Meynungen von seiner eignen Vortrefflichkeit hegen: Er muß etwas wichtiges vorspiegeln wollen. Dieses ist Hochmuth. Wie kann aber ein Hochmüthiger andern die Demuth lehren, welche mit zum Grund des Christenthums gehöret? Ein Hochmüthiger ist insgemein auch ein Zänker. Er verwirret die Kirche, den Staat und das Volk, ehe er etwas in seinen Meynungen und Lehrsätzen solte nachgeben. Wer ihm wiederspricht, ist ein Irrgläubiger, ein Schwermer, wo nicht gar ein Ketzer, ein Atheist: Leute, die mit Feuer und Schwerd müssen vertilget werden.

Was haben die Freygeister noch weiter zu erinnern? Ein den Geistlichen nicht weniger eignes Laster, sagen sie, ist der Geitz. Durch Geld kann man sie reden und auch schweigen machen: Sie lauffen um einträgliche Dienste; und wann es darum gilt, daß sie sollen befördert oder anderwärts hinberuffen werden, so rechnen sie genau aus, was die Pfarre mehr oder weniger auswirfft, und darnach schätzen sie den sogenannten göttlichen Beruf, ob sie ihm folgen sollen oder nicht. Diese Beschuldigung mag bey vielen, wo nicht den meisten, wohl einigen Grund haben. Allein warum solte den Geistlichen nicht sowohl erlaubet seyn, ihren Zustand zu verbessern als andern Leuten auch. Doch ich kenne Geistliche, die nicht so eigennützig denken und die bey einem sich ereigneten Beruf ihre Betrachtungen vornemlich auf die reinen Pflichten eines evangelischen Lehrers gerichtet haben.

Ueberhaupt sehe ich nicht, daß die Geistlichen dem Geitz mehr als andre Leute solten unterworffen seyn: Sie hinterlassen insgemein nichts, als Kinder und Bücher. Dieses zeiget nicht einmal eine Sparsamkeit, geschweige einen Geitz. Viele geben reichliche Allmosen, viele bekümmern sich gar nicht um ihre Haushaltung, um ihrem Amt desto sorgfältiger abzuwarten; viele vertiefen sich auch zu sehr in den Büchern, und lassen Weib und Kinder hausen, wie sie wollen. Viele essen und trinken gerne etwas gutes, und bringen mehr durch als der Altar

ein-

einträgt. Fürwahr hier finde ich wenig Kennzeichen vom Geitz; allein von dem lieben Ehrgeitz kann man sie so leicht nicht freysprechen.

Ich habe einen in der That frommen Geistlichen gekannt: Er war der Oberste in dem Kirchenrath. Der Fürst fand für gut, demselben einen von seinen weltlichen Räthen vorzusetzen. Der fromme Geistliche wolte demselben nicht die Oberstelle einräumen, sondern verlies darüber, ohne weitere Ursachen, eine Gemeine, die ihn sehr werth hielte.

Viele, welche die Fehler ihres Nächsten besser einsehen als ich, behaupten, daß öffters auch der demüthigste Prediger noch einen heimlichen Pabst unter seinem Mantel verborgen trüge. Ich kann so verwegen nicht urtheilen; allein dieses will ich nicht völlig in Abrede seyn, daß wenige Geistlichen seyn mögen, denen der Satan nicht mit starken Anfechtungen von dieser Seite zusetzen solte. Es gehet dieses ganz natürlich zu. Ein Mann, der auf einem erhabenen Lehrstuhl seine Wissenschafften mit einer prächtigen Art an das ganze Volk bringen kann: Der sich fast von jedermann verehren und bewundern siehet: der einen Schiedsrichter über die wichtigsten Fragen, welche die Seligkeit betreffen, abgiebt; und einem, wie man zu reden pflegt, so leicht den Himmel öffnen als verschliessen kann. Einen solchen Mann kostet es fürwahr allzuviel, bescheiden und demüthig zu seyn. Ich verzeih es ihnen, wann sie sich

nicht gar in weltliche Händel mit einflechten und den Staat sowohl als die Kirche reformiren wollen.

Man sage mir nichts von ihrem Handwerks-Neid, wann einer eine bessere Stimme und mehr Zuhörer hat, als der andre. Dergleichen öffentliche Vorzüge sind schwer zu erdulden. Es ist eine Art der Verschmähung für einen sittsamen Geistlichen, wenn man ihm nicht gleiche Aufmerksamkeit und Ehrerbietung erweiset als denen grossen Rednern, welche die Plätze in den Kirchen, worinnen sie predigen, vertheuren, mittlerweile daß andre die Stühle in ihren Kirchen leer und unwerth machen. Diese Verachtung muß einem ehrlichen Mann allerdings ein wenig empfindlich seyn: Sie sind Menschen, und wer kann mit einem gleichgültigen Wesen seine Gaben so verachtet sehen.

Alle übrige kleine Gebrechen, die man etwan noch die Geistlichen beschuldigen könnte, sind Fehler, die sie auch mit andern Menschen gemein haben.

Sehet hier die Geistlichen nach der Art der Freygeister geschildert, und in ihrer allerverächtlichsten Gestalt vorgestellet. Ich müßte nur noch pöbelhafft schimpfen und sie mit allerley Unnamen und Scheltworten entehren, um meine Schilderey in dem Geschmack des Dippels und Edelmanns auszuzieren; allein dieser Leute Art zu denken, gefällt mir so wenig, als ihre Schreibart. Sie

sind

sind diejenigen, von denen man mit Wahrheit sagen kan:

Den Abgrund zeigen sie, doch Rath und Hülfe nicht.

Sie können, so zu reden, das Wasser nur trüb machen, indem sie den Morast stets, wie diejenigen, die fischen wollen, mit ihren Stangen aufstossen. Weiter wissen sie nichts. Die Geistlichen, wie schon gesagt, sind Menschen wie andre auch; sie haben ihre Fehler. Die schädlichsten drunter sind die Zänker: Diese verwirren durch ihre Streitfragen die Religion, und stören dadurch die gemeine Ruhe. Folget aber daraus, daß man nach diesen wenigen alle andre beurtheilen müsse? Giebt es nicht auch treue und wohlmeynende Hirten unter ihnen, welche redlich in die Sachen eingehen, sich selbst zum Vorbild ihrer Heerden stellen und durch Lehren und Ermahnungen in der Kirchen viel gutes stifften? Geschiehet dieses gleich bey mancherley Schwachheiten und bey einem nicht allemal zum besten eingerichteten äusserlichen Gottesdienst, so hafftet bey mir doch keine Art des Zweiffels, daß sie nicht denjenigen GOtt, dessen Rechte sie lehren, und der Hertzen und Nieren prüft, auch mit Aufrichtigkeit meynen und auf Christi Befehl, wie Petrus seine Schaafe weiden solten. Die Früchte zeigen, wes Geistes Kinder sie sind; und die Wirkung, die sich bey frommen Lehrern an ihren Zuhörern äussert, beweiset, daß sie ihr Amt nicht ohne Krafft und Segen führen.

Ich sehe die Schwachheiten der Geistlichen:

Ich kenne aber keine solche Böswichte und Betrüger unter ihnen, wie einige Freygeister sich eine Freude machen sie abzuschildern.

Wenn wir aufrichtig die Wahrheit liebten, so würden wir uns zuförderst von Vorurtheilen und Affecten suchen frey zu machen. Man muß eine Sache nicht ganz für gut halten, weil sie etwas gutes hat; so wenig als man sie deswegen gantz für böse achten muß, weil sie etwas böses hat. Alle Sachen in der Welt sind durch das allgemeine Verderben gemenget: Böses und gutes ist unter einander. Gewinnt das Gute bey dem Menschen die Oberhand, so stehet das Böse unter seiner Gewalt, und kann nicht mehr über ihn herrschen, ob es gleich noch hin und wieder sich reget, und auch wohl gar zuweilen einen frommen Mann zu Fehltritten verleitet. Wenn man ihn aber nach solchen Mängeln und Fehltritten verdammen wolte, wo würde da die Gerechtigkeit statt finden? Wo würde man Menschen finden, welche die geistlichen Aemter versehen solten?

Ja, spricht der Freygeist: Die Pfaffen haben in der menschlichen Gesellschafft das gröste Unheil gestifftet; es wäre demnach ein Glück für die Welt, wenn man solche gar abschaffen würde. Dieser Schluß hat etwas überaus lebhafftes. Wenn eine Sache in der Welt aus ihrer richtigen Stellung kommt, wenn sie zu Mißbräuchen Anlas giebt, wenn daraus böses entstehet; so sind wir hurtig mit unsem Urtheil

da-

dahinter drein und wollen, man soll sie gar abschaffen. Wir bedencken nicht, daß endlich nichts mehr übrig bleiben würde, wann wir alles abschaffen wolten, was in der Welt gemißbrauchet und übel handthieret wird; denn wo ist etwas so gutes und so heiliges, das nicht durch unsre Ausschweifungen und Thorheiten pfleget dem Mißbrauch unterworffen zu seyn? Die Religion der Bösen hat allezeit böses gestifftet, soll man deswegen keine Religion haben? Die ungerechten Richter und Sachwalter haben die Gerechtigkeit geschändet, die Gesetze verwirret, und unsägliches Unheil in dem gemeinen Wesen verursacht; soll man deswegen kein Gericht und keine Gesetze haben? Die Fürsten und Regenten mißbrauchen ihre Gewalt: sie verderben Land und Leute, welche sie beschützen solten; sie verheeren durch jämmerliche Kriege allen Wohlstand der bürgerlichen Gesellschafft; soll man deswegen alle Fürsten und Obrigkeiten abschaffen?

Man wende hier seinen Eiffer gegen die Mißbräuche, gegen die Unordnungen, gegen das Böse selbst, welches allenthalben wie das Unkraut unter dem besten Waitzen mit aufschiesset; so werden die guten Früchte Raum zu ihrem Wachsthum finden; so wird das Böse seine Kraft verliehren und weder in der Kirche, noch in den Gerichts-Häussern, noch in dem Staat die Oberhand behalten können. Gänzlich aber solches auszurotten, ist eine vergebene Bemühung. Denn das Böse gehöret mit zu der ge-

gegenwärtigen Welt, auf daß das Gute offenbar werde.

Es gibt unter den Geistlichen redliche und fromme Leute. Wer wolte daran zweifeln? Allein sie sind untermengt. Die Menschen machen die Priester, die Gnade aber allein macht Christen. Die Geistlichen suchen Aemter, um ihr Glück zu machen; die Gnade aber bindet sich weder an die Gelehrsamkeit noch an das Amt; sie würket ohne Ansehen der Person. Christus hatte am meisten mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten zu thun; sie waren ihm am wiederspänstigsten und verwirrten durch ihr Gezänke über ihre Satzungen, dessen deutlichste Lehren. So sehr er auch auf ihre Bosheit und unlauteres Wesen schalt, so verwarf er deswegen doch ihr Amt nicht. Er lehrte vielmehr selbst in dem Tempel, und trieb die Marktschreyer und Krämer daraus, welche dieses zur Verehrung seines himmlischen Vaters gewidmete Haus durch ihre Schacherey und Leichtfertigkeit entheiligten.

XXIV.

XXIV.

Die wahre Hoheit.

Ite nunc fortes ubi celsa magni
Duxit exempli via.

Claud.

Die wahre Hoheit findet sich nur allein bey den Weisen und bey den Helden: Sie ist eine Tugend, die sich über die gemeinen Begriffe des Pöbels erhebet, und alles verabscheuet, was niederträchtig und lasterhaft ist.

Die Religion hat nichts, als Hoheit: sie zeiget wie man sich mit seinem Herzen bis zu GOtt empor schwingen, die Eitelkeiten dieser Welt großmüthig verachten, sich von allen Sachen, welche die Natur einer unsterblichen Seele beflecken, enthalten, und dagegen sich immer in einer hohen und wirksamen Tugend üben soll.

Die weisen Heiden hatten ungefehr davon gleiche Begriffe. Die Aufrichtigkeit, die Großmuth, die Freundschaft und die Liebe des Vaterlandes, waren bey ihnen solche Tugenden, welche aus der wahren Hoheit des Geistes herflossen. Wie solches die Lehren des Socrates, Plato, Aristoteles, Cicero, Plinius, Seneca und andre mehr, deutlich beweisen. Die Abbildung grosser Leute, welche man bey dem Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Quintilian

tilian, Curtius, Sallust und andern alten Geschichtschreibern findet, haben etwas, das uns rühret, und die Tugenden der Heiden bewundern macht. Wir können nicht unsre Hochachtung einem Aristide, einem Phocion, einem Scipion, einem Cato, einem August, einem Antonin, einem Trajan, einem Titus und dergleichen versagen.

Einige Stellen, die ich bey dem Plinius finde, haben mich ganz besonders gerühret: Sie fassen alles in sich, was man von der wahren Hoheit des Geistes sagen kann.

„Du bist Kayser, sagte er zu dem Trajan, du „kannst alles; aber eben dieses ist die Ursache, „daß dir destoweniger zu thun erlaubet ist. Wie „es eine Glückseligkeit ist, wenn man alles thun „kann, was man will; so ist es im Gegentheil ei„ne wahre Hoheit des Geistes, nichts zu thun, „als was man thun soll. Weil du nicht höher „mehr steigen kannst, als du gestiegen bist, so ist „dir kein Mittel mehr übrig, um weiter zu kom„men, als daß du dich von dir selber herunter läs„sest; du bist sicher, daß du dabey nichts von dei„ner Hoheit verliehren kannst.

Ferner: „Nichts ist grösser und deiner würdi„ger, als daß du die entfernteste Länder durch „deine Güte, und durch deine Großmuth ver„einiget hast. Du hast die Widerwärtig„keiten des Glückes zu einem vortheilhaften „Ausgang zu wenden gewußt. Du hast alles

„an-

„angewandt, um dem römischen Volk denjeni„gen Uberfluß zuwegen zu bringen, welcher ihm „nicht sowohl den Stand der Menschen, als der „Bürger empfinden machte. Dieser Ueberfluß „ist dein eignes Gut, du nährest nicht die Kinder „der Bürger mit Blut und Raub, wie die wil„den Thiere ihre Jungen.

Ferner: „Deine Macht ist so eilfertig den „Nothleidenden zu helffen, daß es genug ist, wann „du weist, daß einer von deinen Bürgern elend ist, „um ihn glücklich zu machen, oder wenigstens sei„nen Zustand zu verbessern u. s. w.

Unter den christlichen Völkern haben die Spanier einen sehr hohen Geist; weil er aber nicht selten mit einem gleich grossen Hochmuth gepaaret ist, so kommt es, daß ein Spanier eben so leicht grausam, als großmüthig zu seyn pfleget.

Gratian in seinem Homme universel redet von der Hoheit des Geistes folgender gestalt: „Die Hoheit des Geistes setzet ein gewisses „erhabnes Wesen zum Grund, welches dem „gemeinen Mann unbekannt ist. Sie begnüget „sich nicht gutes einem Freund zu erweisen, son„dern sie hat sogar eine Freude, auch ihren Fein„den dergleichen zuthun. Diese Tugend, wel„che sich auf das Christenthum gründete, em„pfängt ihren vornehmsten Glanz von der Be„leidigung. Sie richtet darauf ihre starre Bli„cke, um aus der leichtesten Rache ein bewun„dernswürdiges Werk der Grosmuth zu ma„chen

„chen. Sie verabscheuet; als eine Feindin von „aller Prahlerey, ein gewisses aufgeblasnes Wesen, dessen man sich in glücklichen Begebenheiten, so leicht zu bedienen pflegt.

„Der Fürst selbst fürchtet nicht seinem Rang „etwas dadurch zu vergeben, wann er sich bürgerlich herunter lässet. Er fürchtet nicht, aus „seiner Majestät heraus zu treten, wann er „sich als ein Mensch zeiget, weil der Mensch „grösser in ihm ist, als der Monarch. Er kann „ohne Gefahr die Sitten einer Privatperson annehmen, und sich stellen, als ob er vergessen „hätte, daß er der Herr sey. Es ist gefehrlicher für die Grossen, wenn sie zu hoch, als wann „sie zu bürgerlich sind. Die Niederträchtigkeit „ist das verhassteste Laster, dessen sich die wahre „Hoheit schämet. Alle Art von Kleinmüthigkeit, Neid, Verrätherey und was sonst eine kleine Seele zeiget, ist derselben dermassen „entgegen, daß sie ihren Abscheu dargegen nicht „verbergen kann. Ohne diese Geistes Hoheit ist „man nicht wirklich groß; mit denselben aber ist „man groß, man mag auch so gering seyn, als „man will.

Die Franzosen haben stets grosse Gedanken und grosse Leute gehabt. Einer ihrer berühmtesten Schrifftsteller, und zugleich einer der berühmtesten Sittenmahler, ich meyne den Labruyere, macht von der Hoheit des Geistes „folgende Beschreibung: Die wahre Hoheit des „Geistes, sagt er, ist frey, angenehm, leut„selig,

„selig, bügerlich: je genauer man sie kennet, de„sto mehr wird man sie bewundern; sie beuget „sich gegen diejenige die geringer sind, und „kommt allezeit wieder in ihr grades Wesen: Zu„weilen giebt sie alles hin, und scheinet gar nicht „dasjenige zu seyn, was sie ist. Sie ist aber „dabey immer im Stand, sich wieder zu zeigen, „und sich gelten zu machen. Ihr Wesen ist „edel und leicht: Sie macht sich ehren, und „flößet uns ein Vertrauen ein: Sie macht die „Fürsten groß, ohne daß sie uns empfinden „läst, daß wir klein sind. Eine falsche Hoheit „im Gegentheil, hat etwas wildes, das sich nicht „beykommen läst; weil sie ihre Schwäche füh„let, so verbirgt sie sich, oder zeigt sich wenig„stens nicht mit einer offnen freyen Stirn: Sie „lässet sich nicht sehen, als nur so viel es nöthig „ist, dasjenige zu scheinen, was sie nicht ist, „und dasjenige zu verbergen, was sie ist, nehm„lich eine wahrhafte Kleinigkeit.

Unter den Italiänern hat Tasso die Hoheit des Geistes mit diesen wenigen Worten schön ausgedrückt:

L' alte non temo, e l' humili non sdegno.

Nichts ist so hoch, um mich in Furcht zu setzen,
Und nichts so klein, um es gering zu schätzen.

Unsre meisten Grossen zeigen ihre Hoheit in einer ungemeinen Pracht; die wahre Hoheit aber ist ihnen wenig bekannt. Wann sie sich mit

mit einem steiffen Kopfe, mit aufgeworffnen Lefzen und mit grossen Augen, in einem glänzenden Aufzug und einem Gefolg von vielen geputzten Leuten zeigen, und öfters, wie im Triumf, auf einem goldenen mit sechs Pferden bespannten Wagen zur Schau herum führen lassen; so meynen sie, und bilden sich ein, sie wären wirklich so hohe Menschen, als ihre Titeln lauten; allein wenn ihr Geist nichts hohes hat; wann ihre Gedanken niederträchtig und ihre Neigungen pöbelhaft sich auslassen; so sind sie nichts anders, als prächtig gekleidete Comödianten auf dem Schauplatz dieser Welt.

Die falsche Hoheit hat heut zu Tage fast alle Menschen eingenommen; sie wütet als eine ansteckende Seuche, nicht allein an den Höfen, sondern auch in den bürgerlichen Staaten. Man sehe nur, wie die Leute, die darinnen in Aemtern sitzen, sich brüsten und aufblähen; wie gebieterisch und großherrisch sie sich geberden; wie sie sich verehren und betiteln lassen; da giebt es lauter Herrschafften, lauter Gnaden, lauter Excellenzen und dergleichen. Weis man doch nicht mehr, wie man einen wirklichen grossen Mann, der Vorzüge und Verdienste hat, vor andern ehren und unterscheiden soll.

Die sonst natürlichen Holländer haben endlich auch den närrischen Wind in Kopf bekommen. Ihre Rathsherren putzen sich wie die französischen Marquisen, und wollen keine Bürger mehr, sondern grosse Herren und Standspersonen seyn; vor

vor ihren Abgeordneten muß ein ganzes Heer ausrücken, und sie gar mit vier Wirbeln verehren. Es ist eine solche kindische Hoheit unter Haer Exelenzien, daß es fast nicht anders läst, als wenn die Meistersänger eine Heldengeschichte vorstellen.

So gar die ehrbare und bescheidene Schweitzer, die bisher noch das einzige Volk waren, welche die alberne Titelsucht nicht bey sich haben einreissen lassen, fangen nun auch an, ihre Rathsherren und Bürgermeister, wann sie auch gleich von dem niederträchtigsten Pöbel herstammen, hochwohlgebohrne Excellenzen und gnädige Herren zu betiteln. Wie sollen alle diese kleine fanatische Hoheiten wieder zu ihrer natürlichen Vernunft und Bescheidenheit herunter kommen?

Sehet, so vergessen die Republicken das edle bürgerliche und einfältig-gesellige Wesen, welches die Frucht einer glückseligen Freyheit ist, ohne welche keine wahre Hoheit statt finden kann: Sie lassen die falsche Hoheit bey sich überhand nehmen, und erwegen nicht, daß diese jederzeit den Umsturz aller freyen Staaten nach sich gezogen hat.

An den Höfen hat der Wohlstand die schändlichsten Unterthänigkeiten und niederträchtigsten Schmeicheleyen geadelt. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Unschuld sind allda Kennzeichen eines blöden Verstandes. Wir verkauffen um ein

wenig

wenig Titeln und Rang das edelste Gut unsres Lebens, nehmlich die Freyheit. Wir suchen in der Sclaverey unsre Ehre, und helfen, aus einem närrischen Hochmuth, dem ganzen menschlichen Geschlecht die Fesseln anlegen.

Unter allen Völkern scheinen mir die Engelländer noch die vernünftigsten zu seyn: Sie verehren die wahre Hoheit und eifern für ihre Freyheit. Sie lachen, wann sich der Adel mit seinen Ahnen, und der Staatsmann mit seinen Titeln viel heraus nehmen will. Sie sehen auf wahre Verdienste, und auf alles, was die Republick kann glücklich machen. Sie halten die unumschränkte Macht eines Königs, der keinen Gesetzen unterworffen ist, für eine wahre Tyranney, und für eine Verletzung der Menschlichkeit. Man findet in ihren Schrifften die gründlichsten Urkunden des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfart seines Volks zu befördern; keine aber derselben nachtheilig zu seyn. Das Volk stehet unter seinem Schutz, aber nicht unter seiner Gewalt: Er selbst stehet unter den Gesetzen, und wann er darwieder handelt, so wird er zur Rechenschaft gezogen. Seine Richter sind die Stimmen des Volks, welches durch einen beständigen Auszug vernünftiger Männer sich unter dem Namen eines Parlaments versammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Besoldung des Königs und die Erhaltung seines Hauses besorget. Einen solchen König kann die Natur leiden, und

ein freyes Volck lieben. Er schickt sich zum Haupt eines vortrefflichen Staats, wo man die Tyrannen verabscheuet, und die Rechte des menschlichen Geschlechts für heilig hält. Hier vereiniget sich die Hoheit, die Macht und die Ehre in einem König der ein Richter, ein Beschützer und ein Vater seines Volkes ist.

Weisheit, Großmuth und Menschenliebe machen also den wahren Caracter der Hoheit aus. Ihr Wesen ist so weit von der Niederträchtigkeit entfernet, als von einem närrischen Stolz: sie ist eben so wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmhertzig und grausam.

Keine Hoheit ist lächerlicher, als diejenige, die sich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Mensch, der mit einem langen Register stolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht selten das Verderben anderer Menschen verursachet hat, und der selbst weiter keine rühmliche Eigenschaften besitzet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herstammet; ein solcher Mensch hält sich für groß und andre für klein: gleich als ob wir nicht alle einerley Ursprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœlesti sumus omnes semine nati
Omnibus ille idem pater est.

Lucr.

Er will, daß man seiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausschweiffungen

zu gut halten, und sich wohl gar, wann es ihm einfällt, von ihm berauben und plündern lassen soll. Er sagt, er müste Standesmäßig leben: So viele Bediente, so viele Pferde und eine solche Tafel halten, wobey ein Dutzend müßiger Leute aus Ueberfluß sich kranck essen können; Mittlerweilen daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müssen. Man muß ihm Geld geben, ihm dienen, und sich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfängt, ihm zu Gefallen sich tod schiessen lassen.

Sehet hier den wunderbaren Wahn der falschen Hoheit. Sehet hier ein ganzes Land im Verderben, weil es der unbeschränkten Macht eines Fürsten unterworffen ist, der nicht auf sein Land, sondern nur auf sich allein siehet. Kommt man an seinen Hof, so wird man fast die Höflinge mit nichts beschäfftiget sehen, als diejenigen Güter, die man dem Volk gewaltsam auspresset, mit schwelgender Wohllust heillos durchzubringen.

Dem Fürsten macht es der Adel nach; er borgt so lang man ihm leihet; soll er zahlen, so entschuldiget er sich, daß er Standesmäßig leben müste. Der Cavalier fährt mit Kutschen und Pferden, und seine Glaubiger gehen zu Fuß durch den Koth. Der Cavalier muß jährlich so viele neue Kleider haben, und seine Glaubiger haben mit einem etliche Jahre genug. Der Cavalier tractirt prächtig, seine Tafel ist mit den leckersten Speisen und besten Weinen besetzt; seine Glau-

biger behelffen sich mit einem Stück Rindfleisch und einem schlechten Franken Wein. Sind diese Leute nicht Narren, daß sie sich nicht auch zu Edelleuten machen lassen, so könnten sie ihr Gut selbsten verthun, und im Fall der Noth sich gleicher Vorzüge bedienen, um sowohl ihr als andrer Leute Geld großmüthig durchzubringen.

Es kommt in der Welt alles darauf an, daß man sich erkühnet, eine gewisse Hoheit vorzuspiegeln, und dadurch die Sinnen der Menschen zu fesseln, daß sie einen für vornehm und vortrefflich halten. Wer so viel über andre Leute gewinnen kann, der darf sich alles über andre Menschen heraus nehmen. Er kann borgen, tractiren, Figur machen, und mit seinen Ehrentiteln prangen; ja gar andere Leute, wann er will, betrügen und hinter das Licht führen. Er braucht dabey nur ein wenig verwegen und hochmüthig zu seyn.

Que maudit soit le jour ou cette vanité
Vint ici de nos jours troubler la pureté.
Dans le tems bien heureux du monde en son enfance
Chacun mettoit sa gloire dans sa seule innocence;
Chacun vivoit content & sous d'egales loix,
Le merite y faisoit le merite des Rois.

Mais enfin par le tems le merite avili,
Vit l'honneur en roture & le vice annobli,
Et l'orgueil d'un faux titre appuyant sa foiblesse
Maitrisa les humains sous le nom de noblesse,

Boileau Sat. V.

XXV.

Der Fürst.

Emitur sola virtute potestas.

Claud. III. de Conf.

Alle Stände sind vermengt: Man findet Böse und Gute untereinander; zu Fürsten aber solte man allein die besten Menschen wehlen. Ein Fürst ist das Haupt eines ganzen Volks: Man erwartet von ihm die grösten Vollkommenheiten.

So abscheulich mir die Tyranney vorkommt, so zärtlich und so demüthig ist bey mir die Verehrung für einen würdigen Fürsten: Aber eben diese zärtliche Verehrung macht, daß ich mir von ihm nur grosse und erhabne Eigenschafften vorstelle. Es wird mir erlaubt seyn, einen kurzen Abriß von einem solchen Fürsten zu machen. Ueberhaupt sieht er des unvergleichlichen Verfassers des Antimachiavels seinen vollkommen ähnlich. Ich habe nur noch einige Züge zu bemerken, die dessen Person insbesondere betreffen.

Erste Eigenschaft.

Ein Fürst muß seine ganze Hoheit in der Glückseligkeit seines Volks suchen.

Diese Pflicht begreift alle andre unter sich, denn

denn darum ist er ein Fürst. Er soll sein Volk regieren, um es glücklich zu machen, um es zu schützen, um die Unordnungen zu steuren, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um die Tugend zu belohnen, und die Laster zu strafen.

Die Natur hat aus diesen Absichten den Menschen die Anleitung gegeben über sich Fürsten zu setzen, und die Herrschsucht gab ihnen Tyrannen: die Kronen waren vor Zeiten eine Vergeltung der Tugend: heut zu Tag haften solche auf der Geburt. Land und Volk ist ein väterliches Erbtheil. Der Fürst kann damit machen, was er will.

Ein böser Fürst sieht nur auf sich selbst: Er ist ein Fürst für sich und nicht für das Volk. Er macht sich nicht allein fürchten, sondern auch hassen. Er will, daß alles vor ihm zittern soll; er leidet nicht, daß man ihm frey unter die Augen siehet: Er spricht nicht anders als mit einer drohenden Stimme und mit einem grimmigen Gesicht.

In bocca ha sempre le minaccie e l'onte
Traverso il guardo e tenebroso il ciglio.

Er kennet kein andres Gesetz als seinen Befehl. Seine Unterthanen sind in seinen Augen nicht viel besser als die Frösche, mit welchen er zu seiner Kurzweil sich die Zeit vertreibet. Wie der sinnreiche la Mothe solches in einer seiner Fabeln sehr artig ausdrucket. Gleichwohl ist es eine

ausgemachte Sache, wie der vortreffliche Verfasser des Antimachiavels p. 2. erinnert, daß der Fürst nichts weniger als der eigenthümliche Herr derjenigen Völker ist, welche unter seiner Botmäßigkeit stehen. Er ist nichts anders als ihre vornehmste Obrigkeit, und sie vereinigen sich unter seiner Regierung, um von ihm beschützt zu werden.

Die zweyte Eigenschaft.

Ein Fürst muß sich nicht auf seine Räthe verlassen, sondern sich der Regierungsgeschäfte selber unterziehen.

Ein Fürst, welcher alles auf seine Räthe ankommen lässet, und um nichts weiter bekümmert ist, als wie er gut essen, trinken, schlaffen und sich den Lüsten ergeben möchte, verdienet nicht den Namen eines Fürsten: Man verachtet ihn, und ich sehe keine Ursache, warum man ihn verehren solte. Der hohe Stand, den keine Tugenden begleiten, ist wie ein heßlicher Kopf, den viele Edelgesteine bey einem reichen Aufputz zieren, und der sich dadurch nur desto mehr beobachten macht.

So wenig aber ein kluger Fürst die Regierungs-Angelegenheiten andern überläst, so wenig verachtet er auch die Rathschläge vernünftiger Leute: Er trauet seinen eignen Einsichten nicht zu viel. Er ist deswegen besorgt, sich die ausserlesenste und vortrefflichste Männer, die er finden kann, zu

zu Räthen zu erkiesen: Männer, welche die Welt kennen, welche den Geschäften gewachsen sind, und eine weitläuftige Wissenschaft mit Klugheit, Witz, Erfahrung und einer wahren Redlichkeit gesellen. Diese sind zwar so leicht nicht zu finden; es wird ein wenig Mühe kosten, und der Fürst wird allen seinen Verstand darzu von nöthen haben. Allein es ist dieses eines der nöthigsten Stücke, die zur Regierungskunst erfordert werden. Er muß sich deswegen in einer so wichtigen Wahl weder von dem äusserlichen Ansehen, noch von dem Glanz des Adels blenden lassen. Die Tugend muß bey ihm mehr gelten, als zweymahl sechszehen Ahnen, und ein ehrlicher Mann mehr, als ein ganzes Dutzend Schmeichler.

Ein böser Fürst ist eigensinnig, wild, aufgeblasen, zornig. Er lässet sich nicht einreden; es ist eben so gefährlich ihm zu wiedersprechen, als seinen Befehlen nicht schnur stracks nachzuleben. Er spricht: ich will: Das ist genug. Er braucht demnach keine Räthe, sondern nur Soldaten und Exequirer.

Ein weiser Fürst verlieret nie die wahre Hoheit seines Berufs aus den Augen: Sie gründet sich auf die Wohlfart seines Volks. Sein Vergnügen ist, dieser Neigung sich zu ergeben, sie macht ihn so groß, als sein Volk glücklich. Er weiß als Herr von seinem Cabinet und von seinen Handlungen, seine Räthe in Ehrfurcht zu erhalten: Er weiß denen schädlichen Wirckungen ihrer

heimlichen Banden vorzukommen: Er weiß ihre eigennützige Anschläge, ihre Ränke, ihre Verwickelungen, womit sie alles verwirren, und aufhalten. Allein er muß öffters thun, als wüste er solche nicht, und so lang mit Güte und Nachsicht darunter spielen, bis der Zeitblick da ist, da er, ohne seinen Nachtheil und Schaden, ihnen durch den Sinn fahren, das Gute befördern, und ihre Cabalen zertrennen kann.

Ein einziger treuer Freund wäre genug, ihm die wahre Beschaffenheit seines Hofes bekannt zu machen; dann, wo nicht alle, doch die meisten seiner Höflinge, erscheinen vor ihm verlarvet. Die Kunst sich zu verstellen und zu maskiren ist eine Kunst des Hofs. Ein Fürst hat deswegen einen Freund, oder ehrlichen Mann vonnöthen, der es aufrichtig mit ihm meynet, und dem er sich anvertrauen kann. Ein solcher Vertrauter, oder Günstling, wie man ihn zu nennen pflegt, darf nur einen guten Verstand, und ein gutes Herz haben; hat er auch Erfahrung und Wissenschafften dabey, so kann ihn der Fürst desto besser brauchen. Allein wie sehr ist nicht hier ein Fürst zu beklagen? Er findet dergleichen Leute selten: sie finden allzeit Günstlinge genug, die ihnen schmeicheln, aber fast niemahls einen Freund der das Herz hat, ihnen die Wahrheit zu sagen. Plato hat schon zu seiner Zeit davon die Ursache entdecket. Er sagt: Libertatem et amicitiam veram natura nunquam tyrannica gustat.

Ein

Ein Fürst, so hoch er immer ist, muß seinen Rang nie über die Tugend setzen. Findet er diese, so findet er einen Freund, dessen Adel sich am besten für seinen Purpur schicket.

Dritte Eigenschaft.

Ein Fürst muß die unbändige Heldensucht vermeyden, und mehr suchen sein eigenes Volk in Ruhe zu beherrschen, als fremde Länder zu erobern.

Unter allen Leidenschaften, die einen Fürsten einnehmen können, ist keine die mehr Unheil in der Welt anstifftet, als der abscheuliche Trieb Eroberungen zu machen. Nichts schmeichelt die Eigenliebe der Könige mehr, als diese unsinnige Heldensucht. Die Vorstellung einer grossen Macht; die weit ausgespannten Gränzen vieler Völckerschaften und Provinzen; ein zahlreiches und glänzendes Heer; die Anstalten zum Krieg; die stolzen Aufzüge der Befehlshaber; der prächtige Adel, der sich aus Eitelkeit klein macht, um den Fürsten desto grösser zu machen; die Siegeszeichen einer erfochtenen Schlacht; die Unterwerffung einer eroberten Stadt; die Dankfeste, wo die Andacht selbst Triumflieder anstellet, um das Blutblad zu heiligen, welches die Menschen unter sich angerichtet haben; das Lob der Dichter und der Zuruf eines aufgebrachten Pöbels, den das Donnern der Canonen unter dem betäubenden Klang der Glocken, und krie-

gerischen Instrumenten jauchzen macht. Alles dieses blendet und rühret einen hochmüthigen Fürsten. Er höret nicht das Schreyen der Nothleidenden; er kommt nicht an die Gegenden, wo die Natur selbst über der Wuth und Grausamkeit der Menschen sich entsetzet; wo der Jammer eines ganzen Volks die Seufzer gen Himmel schickt, und das Blut der gräßlich Ertödteten um Rache schreyet. Nein, an solche abscheuliche Gegenden kommt der Fürst nicht selbst. Er siehet nur seinen Ruhm; er höret nichts als die Lobeserhebungen seiner Schmeichler und Befehlshaber. Diese umringen ihn allenthalben. Vernunft, Gerechtigkeit und Menschenliebe finden sich wenig in dieser Gesellschaft: Und siehet ja zuweilen des Fürsten Blick neben durch, und höret von ungefehr das kümmerliche Wehklagen der Nothleidenden, so kommen doch alsobald tausenderley andre Dinge ihm wieder vor die Augen, die ihn von der Betrachtung solcher betrübten Vorwürfe hurtig abrufen.

Unselige Heldensucht! Elende Tapferkeit! Was Wunder, da jener griechische Weise, der gelehrte Aristoteles, seinen jungen Schüler aus Macedonien in dieser schädlichen Tugend unterrichtet, dieser nachmahls von einem Räuber beschuldiget wurde, daß er der gröste unter allen Räubern sey? Kann auch etwas närrischer als dieses Hirngespinst der Ehre seyn? Bäche von Blut: aufeinander gethürmte Hauffen von ertödteten Leichnamen: Brandplätze, Schutt und Graus in verheerten Städten und Dörffern:

verwüstete Länder: Armuth, Elend und Jammer allenthalben: Sehet hier die traurige Vorwürffe, auf welche die Helden ihre Siegeszeichen setzen.

Vierte Eigenschaft.

Ein Fürst muß Land und Leute beschützen, aber niemahls ohne Noth seine Person einer Gefahr aussetzen.

So verwerfflich die abscheuliche Heldensucht ist, wann sie einen Fürsten einnimmt, so sehr erhebet ihn die wahre Tapferkeit. Als das Haupt seines Volks ist er verbunden, solches sowohl nach der Gerechtigkeit zu regieren, als gegen eine ungerechte Gewalt zu vertheidigen. Es ist eine Glückseligkeit für denselben, wann er dasselbe in Ruhe und Ordnung beherrschen kann; Es solte ihm, als einem Fürsten nicht beyfallen, diejenigen Bürger, die sich seiner Regierung anvertrauet haben, zu seinen eignen Ländersüchtigen Absichten zu mißbrauchen. Allein, wenn es darauf ankommt, Land und Leute und Rechte zu beschützen, so wird bey diesen Umständen seine Tapferkeit aufgefordert, und das ganze Volk richtet die Augen auf ihn. Hier ist es schön, wenn man ihn mit unverzagten Muth, ohne Schwachheit und ohne Wildheit, vor der Spitze seines Heeres siehet; Nicht, um solches auf die Schlachtbank zu liefern, und sich dadurch einen falschen Ruhm zu erfechten; als mit Vernunft zu regieren und seinen Feind zu besiegen.

Ist aber ein Fürst kein Kriegsheld, so muß er als das Haupt seines Volks der Sache mit Rath und Weisheit helffen, und seinem Heer einen tüchtigen Feldherrn vorsetzen. Die Großmuth, die Menschenliebe und die Wissenschafften bringen einem Fürsten noch mehr Ruhm als die Kunst zu kriegen.

Ein Fürst ist verbunden sein Leben um so viel sorgfältiger zu bewahren, je mehr die gemeine Wohlfart von dessen Erhaltung abhänget. Er muß deswegen, wann er bey seinem Heer ist, sich keiner Gefahr aussetzen, sondern alles mit der grösten Behutsamkeit vornehmen. Carl der XII. König in Schweden focht in einer Schlacht wie ein Dragoner, und starb in den Laufgräben wie ein Mensch der den Tod heraus forderte. Dieses heißt dem Heldenmuth den Helden selbst aufopfern: Gustav Adolph, einer seiner vortrefflichsten Vorfahren brachte in der Schlacht zu Lützen, sich und seine Bundsgenossen, um alle Vortheile, weil er sich zu weit in die feindliche Hauffen einstürzte und darüber das Leben verlohr.

Es kann kein grösseres Unglück seyn, als wann ein Fürst in einem Gefecht umkommt; indem dadurch das ganze Heer auf einmahl ausser der Macht des Befehls gesetzet wird, und in Gefahr stehet, durch allerhand Verwirrungen und Mißhelligkeiten zerrüttet zu werden. Ich halte deswegen dafür, daß Ludwig der XIV. es am klügsten gemacht habe, indem er sich in grossen

und

und wichtigen Unternehmungen zwar nahe bey der Armee aufzuhalten pflegte, um die Befehle, nachdem die Sachen liefen, desto hurtiger zu ertheilen, aber niemahls doch sich selber einiger Gefahr aussetzte. Ich will nicht sagen, wie hoch insgemein die Siege zu stehen kommen, wodurch man einen König zum Helden macht.

Fünfte Eigenschaft.

Ein Fürst muß ein guter Haußhälter seyn. Er ist der Oberaufseher der öffentlichen Gefälle, und der Ausspender der Vergeltungen wahrer Verdienste.

Die Haußhaltungskunst ist einem Fürsten um so viel nöthiger, weil er gleichsam den Haushalter des gantzen Staats vorstellet. Er muß deswegen in allen Stücken sich einer genauen Ordnung befleissen: überflüßige Pracht und Aufwand, nebst der Grundverderblichen Schwelgerey meyden: Keine Schulden machen, keine Landgüter und Höfe, die ihm eigen sind, vielweniger ganze Ländereyen und Dorfschafften versetzen: Die Güter seiner Unterthanen nicht mit seinen eigenthümlichen verwirren: Das Volk nicht mit unerlaubten Schatzungen und schweren Auflagen bedrängen, noch die öffentlichen Gefälle zu seiner eignen Ueppigkeit verschwenden, sondern zu des Landes Sicherheit und Wohlfahrt ge-

gebrauchen. Hierinnen bestehet die ganze Haußhaltung eines weisen Fürsten.

Gleichwie das Haupt seine Sorgfalt auf alle Gliedmasen des ganzen Cörpers lenket, so wird auch ein wahrer Fürst sich die Wohlfart seines ganzen Staats überhaupt und eines jeden Bürgers insbesondere angelegen seyn lassen. Dieses kann nicht besser geschehen, als durch eine ordentliche Haußhaltung, und durch eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit. Er lässet nicht nur einen jeden bey dem ruhigen Besitz des seinigen, sondern er sucht ihn auch dabey mit aller Macht zu schützen. Die öffentlichen Gefälle dienen dazu, die Aemter und Angelegenten des Staats, bey einer durchgängigen guten Policey zu unterhalten. Er besoldet damit die Räthe und Amtleute, die Lehrer in Kirchen und Schulen, die Gerichtsdiener und Soldaten: Er belohnet damit die Tugenden und Verdienste. Er zeiget durch seine Ordnung und weise Haußhaltung, womit er den ganzen Staat regieret, wie ein jeger Bürger für sich auch im Kleinen sein Haußwesen wohl einrichten, und seine Einnahmen und Ausgaben vernünftig gegen einander abmessen soll. Er giebt ihnen Exempeln der Mäßigkeit, und einer vernünftigen Lebensart. Er unterläßt dasjenige selbst, was er will daß seine Bürger unterlassen sollen, und wiederstehet großmüthig allen Mißbräuchen, welche sowohl den Hof, als das Volk ins Verderben stürzen.

Ein böser Fürst ist auch ein böser Haußhälter.

Er betrachtet die Habseligkeiten seiner Unterthanen, wie sein eigenes Gut; er verschwendet eines mit dem andern. Nichts ist ihm zu kostbar, seine Wohllust zu vergnügen. Er plündert sein eigenes Volk, um groß zu scheinen, und setzet ein ganzes Land auf das Spiel, um seinen Begierden und Eitelkeiten nichts zu versagen.

Ist der Fürst ein Geitzhals, so ist er seinem Land eben so schädlich. Er füllet Kisten und Kasten und Gewölber mit Gold und silbernen Geprägen. Er entziehet dadurch dem Volk die Nahrung: der Umlauf des Geldes ist gehemmet, alles Gewerbe stehet still. Die Unterthanen sollen immer geben, und herbey schaffen, ob sie gleich nichts einnehmen noch verdienen. Aus den Arbeitshäussern werden Hospitäler, und aus den Kirchen und Schulen, Armen- und Waysenhäusser. Der Fürst selbst geniesset nicht seiner Reichthümer, indem er solche verschliesset; und der ganze Staatskörper bekommt die Auszehrung, weil die Nahrungssäffte fehlen.

Die Verschwendung ist zwar bey einem Fürsten ein Laster, daß nicht so schändlich lässet; allein es ziehet gleichwohl alles Unheil und Verderben nach sich. Keine Verschwendung ist ohne Unordnung und ohne Ungerechtigkeit. Wo aber Unordnung und Ungerechtigkeit herrschen, da muß endlich Land und Leute, und Fürst und alles zu Grund gehen. Ich habe Fürsten gekannt, die ihre Regierung mit Pracht und Ueppigkeit anfiengen, mit Drang und Zwang ihrer

erschöpften Unterthanen fortführten, und mit dem Ruin ihrer Länder, bey unzehligen Schulden endigten: dergestalt, daß diese in langer Zeit nicht mehr konnten in Aufnahme gebracht werden; da im Gegentheil diejenigen, die einen geitzigen Fürsten hatten, nach dessen Tod leicht wieder empor kamen; indem dessen Nachfolger die hinterlassene Schätze darzu gebrauchten, Handel und Wandel einzuführen, und denen von Mitteln entblößten Einwohnern wieder unter die Arme zu greiffen und zur Nahrung zu verhelfen.

Sechste Eigenschaft,

Ein Fürst muß eine fürstlichen Pracht zeigen, ohne dabey in das Kleine und Niederträchtige zu verfallen.

Eine geziemende Pracht ist einem grossen Fürsten anständig: In ihm vereiniget sich die ganze Hoheit des Staats. Der Mensch wird durch das, was in die Sinnen fällt, zum Gehorsam und zur Ehrerbietung bewegt. Das äusserliche Ansehen eines Fürsten muß demnach so beschaffen seyn, daß man auch an seiner Person und an seinem ganzen Wesen keine andre Vorwürffe findet, als die ihn Verehrungswürdig machen. Dieser Glanz, diese Hoheit, diese Majestät, die sein ganzes Thun begleitet, zeiget sowohl von der Liebe und Hochachtung, als von der Glückseligkeit seiner Bürger. Diese ehren

sich

sich gleichsam selbst in der Herrlichkeit, welches ihr Oberhaupt umgiebet. Unwürdiger Fürst, der dadurch verleitet wird, die Güter seines Volks zu mißbrauchen, und solches zu unterdrücken.

Ein weiser Fürst richtet seinen Hofstaat nach solchen Einkünften ein, die ihm theils seine eigne Güter abwerffen; theils aber nach solchen, die ihm das Volk freywillig zustehet; um dadurch sowohl den Fürsten zu ehren, als den Umlauf des Geldes zu befördern, zu welchem der Fürst durch seine Ausgaben den ersten und stärksten Bewegungstrieb zu geben pflegt. Ein kluger Fürst, der einen gewissen Aufwand macht, welcher für sein Land ersprieslich ist, der setzt dadurch alles in Bewegung, die Künste und Wissenschafften blühen; der Handwerksmann hat die Hände voll Arbeit; der Landmann verdienet bey seiner schweren Arbeit ein Stück Geld; und der Kaufmann theilet den Genuß aller Früchte, Arbeit und Reichthümer in dem ganzen Land aus. Es ist hier ein gewisser Mechanismus, welcher auf eine sehr leidliche Art das Geld beständig in die Cammer eines Fürsten leitet, und durch die klugen Ausgaben desselben wieder dem Volk in die Hände spielet: Wie das Herz, welches das Blut durch alle Glieder treibet.

Nichts schändet den Pracht eines Fürsten mehr als die Armuth des Volks. Solte er nicht auf die Gedanken kommen, daß sein Uebermuth und seine Verschwendungen solches mit verursa-

 chen;

chen; oder wann dieses nicht ist, daß es zum wenigsten mit auf ihn ankäme, dessen Verderben zu verhüten, und solche Anstalten vorzukehren, daß die Armen und Nothleidenden versorget würden. Der Hochmuth hat leider alle Menschen verdorben. Die Grossen bilden sich ein, er ließ ihnen schön, und die Geringen halten ihn für die Ehre selbst. Niemand ist mit seinem Zustand zufrieden. Der Grosse will immer grösser, und der Vornehme immer vornehmer seyn. Nichts kann unsre Begierde sättigen. Der Hochmuth muß Geld haben, um seine Anschläge hinauszuführen, sein Ansehen zu unterstützen, seine Titeln zu erhöhen, und seine Vortrefflichkeiten zu behaupten. Wo will man aber das Geld hernehmen, wann die Einkünfte mangeln? Will ein Fürst das Volk mit schweren Auflagen pressen, um einen unnützen Pracht zu zeigen? O fürwahr ein ganzes Land ist nicht vermögend, so viel aufzubringen, als ein üppiger Hof allein verschwenden kann. Will ein Fürst seinem Pracht nicht Maaß und Ziel setzen, so muß er nothwendig Land und Leute ruiniren.

Ein Fürst ist an und vor sich selbsten groß: Er braucht keiner äusserlichen Zierrathen um seinen Stand zu erhöhen. Die Hoheit haftet auf seiner Person. Die Macht seines Volkes, die sich mit ihm vereiniget, ist genug ihn Verehrungswürdig zu machen, wenn ihn auch gleich kein äusserlicher Glanz umgiebet. Ein Curius war nicht weniger ein Feldherr der mächtigen Römer, ob er gleich bey seinem Camin sich damit ein Geschäfte

schäfte machte, Rüben zu braten, und es hinderte nicht den frommen Antonin, Kayser von Rom zu seyn, ob er gleich allen eitlen Pracht gering schäzte.

Siehet ein Fürst wohl aus, und hat ein erhabenes und majestätisches Wesen, so ist es desto besser. Nur muß er nichts gezwungenes haben; seine Hoheit muß natürlich seyn; und das Ansehen seiner Person mehr die Grösse seines Gemüths, als seiner Reichthümer zeigen. Wann er sich immer geschmückt wie die Damen, und die kleine Putzmännergen, oder wie die Helden auf der Schaubühne sehen lässet, so benimmt ihm eine so niedrige Sorgfalt im Kleinen vieles von der Ehrerbietung im Grossen. Wie er sich im Gegentheil einer gleichen Verachtung aussetzen würde, wann er sich allzunachläßig und unachtsam, oder wohl gar schmutzig und unsauber kleiden solte, wie ein gewisser Fürst, der öffters ohne Unterkleider, und wie er aus dem Bette aufstund, seinen Leuten Gehör ertheilte; Es ist seiner Hoheit und Würde gemäß, auch in dem äusserlichen einen gewissen Wohlstand zu beobachten, die ihm die Ehrerbietung beybehalten, und der Verachtung derjenigen, die um ihn sind, entziehen kann.

Siebende Eigenschaft.

Ein Fürst muß die Gerechtigkeit lieben und handhaben, deswegen ist er ein Fürst.

Die Gerechtigkeit ist gleichsam die Seele eines weisen Fürsten, dann in dieser Eigenschaft stellet er den grossen Beherrscher der Welt vor: Er ist der Richter seines Volks: Er schaffet den Waisen Recht, er schützet die Wittwen und die Fremdlinge; er rächet den Elenden und Armen. Er schlichtet der Bürger Sache nach Recht und Billigkeit, und erhält unter ihnen beydes die Ordnung und den Frieden.

Ein böser Fürst weiß nichts von dieser himmlischen Tugend. Er kennet nicht was Recht ist, er thut was er will: Er überlässet die Sorgen der Regierung und der Verwaltung der Gerechtigkeit seinen Räthen und Beamten; die mögen das Volk strafen, und mit Scorpionen züchtigen: Sie mögen recht richten oder nicht, darum bekümmert er sich wenig. Er ist Fürst, um seinen Wollüsten gemächlich abzuwarten, und dadurch seinen grossen Muth zu zeigen, daß er das Herz hat, Land und Leute zu verderben. Wie kann er das Unrecht bestraffen, welches er selbst begehet? Wie kann er das Gute belohnen, welches er selber nicht kennet?

Man bedenket nicht, daß keine Bürde schwerer ist, als die Last einer Krone. So sehr ein Fürst über alle andre Menschen erhaben ist, so verächtlich wird auch derselbe wenn er seiner Würde nicht gewachsen ist; wann er die Bosheit herrschen, und die Gerechtigkeit mit Füssen treten lässet; Seine Regierung wird abscheulich,

und sein Name ein Fluch bey den Nachkommen.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß ein Fürst auch ein ehrlicher Mann, ein erhabener Bürger und ein guter Christ seyn müsse. Diese Eigenschaften soll er nicht allein mit allen vernünftigen Menschen gemein haben, sondern er muß dieselben auch in einer so hohen Vortrefflichkeit besitzen, daß er billig darinnen den Rang, als Fürst und Haupt seines Volks, über alle andre Menschen solte behaupten können.

XXVI.

Der Held.

- - Tendit in ardua virtus.
Et talis meriti gratia major erit.

Ovid. de Ponto L. II. El. 2.

Es sind gewisse grosse und edelmüthige Leute in der Welt, welche die Schrifft das Salz der Erden nennet: diese erhält die gütige Vorsehung noch dem menschlichen Geschlecht zum besten; weil es sonst seinen Jammer und sein Elend nicht würde absehen können: ja es würde ohne sie in Gefahr stehen, durch die abscheulichsten Verwirrungen und Laster gar aufgerieben zu werden, wie solches die Geschichte

der wilden Völker bezeugen, die ohne Ordnung und ohne Gesetze gelebet, und wie die reissende Thiere sich einander ausgerottet haben.

Diese grosse und edelmüthige Leute sind die Virtuosen unter den Menschen und die Weisen unter den Starken: Sie regieren das menschliche Geschlecht durch ihre Rathschläge, und beschützen solches mit einem tapffern Muth; Sie formiren die Sitten der vortrefflichen Leute und verhindern durch ihre Vernunft die Ausschweiffungen eines rasenden Pöbels. Mit einem Wort: Sie sind Helden.

Ein Held ist, wie ihn Cicero beschreibet, ein starker und großmüthiger Mann, gut, einfältig, ein Freund der Wahrheit und redlich in allem seinen Thun (*). Die Natur hat ihn über andere Menschen, wie die Fürsten das Glück erhoben. Sein ganzes Wesen zeigt etwas edles, etwas hohes, etwas Verehrungswürdiges. Liebe und Ernst, Freundlichkeit und Majestät, Gerechtigkeit und Güte beleben alle seine Handlungen. Sein grosser Geist herrschet über ihn selbst, wie über andre Menschen. Es ist billig, daß man ihn ehret, und daß der Schwächere sich von ihm regieren lässet.

Zwey

(*) Virum fortem & magnanimum, eundem bonum simplicem, veritatis amicum & minime fallacem. *Cicero L, I. de Off.*

Zwey Sachen gehören zu einem Helden: Er muß vortreffliche Eigenschaften besitzen; er muß solche zum besten des menschlichen Geschlechts anwenden. Es geschehe nun solches im Krieg oder im Frieden; durch tapfere Thaten, oder durch weise Rathschläge.

Wo nicht die Tugend glänzt, da find ich keinen Helden.

Der Begriff von einer Tugend setzet nothwendig eine Uebereinstimmung der Vernunft mit unsern Thaten voraus; folglich ist der wahre Heldenmuth sehr weit von der Leichtsinnigkeit und von dem Frevel unterschieden. Es giebt also viel weniger Helden in der Welt als man insgemein dafür zu halten pfleget.

Ein wahrer Held thut alles mit Ueberlegung und aus gerechten Beweggründen. Er lässet sich nicht durch Zorn und Rache aufbringen, noch durch Neid und Mißgunst verleiten, etwas ihm unanständiges vorzunehmen. Ihn blenden weder Schätze, noch Hoheit, noch eine falsche Ehre. Er weiß nichts von Eigensinn und stolzer Aufgeblasenheit. Sein ganzes Wesen zeigt, eine edle Seele in der grösten Einfalt. Verstellung, Betrug, Lügen, Doppelsinnigkeit, Schmeicheleyen und dergleichen sind nur Eigenschaften einer niedrigen Gemüthsart: Ihm sind dergleichen Regungen unbekannt. Der ehrliche Mann ist bey ihm so groß als der Held. Die Menschenliebe und die Großmuth sind die Richtschnur aller

ker seiner Thaten: diesen opfert er willig seinen Eigennutz, seine Ehrsucht und seine Gemächlichkeit auf.

Siehet er sich vor der Spitze eines Heers, dann diese Stelle gebühret ihm, so ist ihm auch das Blut der geringsten Soldaten viel zu kostbar, als daß er solches ohne Noth verschwenden solte. Er ist wohl tapfer, aber nicht grausam. Er hat keine Freude am Würgen und Morden; Er macht sich keine Ehre daraus, seinen Degen mit der Feinde Blut zu färben, noch selbst mit wildem Muth in die feindliche Legionen einzustürmen. Er ist bey dem Heer, um solches zu regieren, nicht aber das Blutbad mit eigner Faust zu verherrlichen.

Ein wahrer Held setzet sich niemahls ohne wichtige Ursache in Gefahr. Er wagt sein Leben nicht aus blinder Verwegenheit. Er weiß daß sein Leben ein Gut ist, welches bey ihm alle Güter gelten macht. Alle Tugenden, alle Gaben, alle Weisheit, alle Rathschläge gründen sich auf das Leben. Höret dieses auf so fällt auch alles andre hin. Es ist demnach eine grosse Thorheit, ein Leben gering zu achten, das man zu so vielen herrlichen Dingen, zur Verehrung GOttes, zum besten der Menschen, und zu seinem eignen Vergnügen anwenden kann.

Ein falscher Heldenmuth weiß nichts von diesen edlen Empfindungen. Er kennet weder die Pflichten der Menschlichkeit noch der wahren

Eh-

Ehre. Er ist überhaupt unwissend in allem was uns die Gerechtigkeit und Weisheit lehren. Er eilet aus blinder Wuth, der Gefahr und dem Tod entgegen. Er prüfet nicht die Ursachen seiner Handlungen. Er schätzet das Leben für etwas geringes; indem er weder dessen Werth noch rechten Gebrauch erkennet; ja er macht sich sogar aus dieser Verachtung einen besondern Ruhm; nicht anders, als ob die Ehre grösser wäre, wie ein tollkühner Mensch zu sterben, oder als ein vernünftiger Mensch, zum besten des Vaterlandes zu leben. Dieses ist der närrische Ehrenpunct, welchen ein unsinnig Braver für seinen Abgott hält. Diesem opfert er sein Glück, sein Leben und alles auf. Er kehret sich an keine Gesetze: er trotzet, er flucht, er will über alles hinaus; alles soll sich vor ihm biegen oder brechen.

- - Iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget sibi nata, nihil non arroget armis.

Die Zeiten, darinnen wir leben, haben einen der grösten Kriegshelden hervor gebracht: Ich rede von Carl dem XII. König in Schweden. Als Feldherr und Soldat machte er den ganzen Norden zittern: Er gab seinen Nachbarn einen König nach seinem Gefallen, und stieß denjenigen vom Thron, der ihm zuwieder war. Das Glück seiner Waffen war so schnell, so groß und so ungemein, daß sein blosser Name schon die Feinde schreckte, und sie, wo er ihm Anzug war, in die Flucht brachte. Ein so unerhörtes Glück vermehrte seine Einbildung. Er glaubte, daß ihm

nun ferner nichts mehr wiederstehen könnte. Er trotzte die Zeiten, die Menschen, die Gefahr und den Tod.

Die Schlacht bey Pultawa war das traurige Ziel seiner herrlichen Siege. Er wurde von denen ihm so verächtlichen Russen geschlagen. Alles gieng verlohren: Volk, Waffen, Befehlshaber, Geld, Kriegscanzley: Nichts blieb übrig, als sein unüberwindlicher Eigensinn. Er flohe in die Türckey, und meynte die Pforte gegen seine Feinde aufzuwiegeln. Er sprach mit den Mahometanern, als ob sie seine Unterthanen wären. Er bedrohete sie, er schalt auf sie, er wehrte sich gegen sie aus seinem Hause; nicht als ob er es mit einem mächtigen Reich, sondern mit einem Hauffen Räuber zu thun hätte. Das ganze Gebäude stund schon in lichten Flammen; alles krachte und blitzte neben ihm herum im Feuer. Der König wolte sich nicht ergeben: Endlich stürmte er mit dem Degen in der Faust auf die Belagerer loß, und wurde, da er fiel, ihr Gefangener.

Mehr entrüstet als gedemüthiget lehrte er seine Wache ihn als einen König ehren. Nach einer geraumen Zeit, da man ihn tod geglaubet, kam er auf einmal in Europa wieder zum Vorschein. Er verließ die asiatische Gränzen, durchreißte als ein gemeiner Mann, ohne erkannt zu werden, einen grossen Theil von Ungarn und Teutschland. Man sahe ihn wieder bey seinem Volk, so gebietend und so unerschrocken als vorher.

her. Seine Wiederwärtigkeiten hatten ihn nicht geändert. Ohne Truppen, ohne Geld und ohne Bunds-Verwandten, wiedersetzte er sich der Macht dreyer grossen Potentaten. Sie wolten ihn zum Frieden zwingen; allein er wuste nicht nachzugeben. Er wußte nur wie man befehlen solte.

Da es ihm unmöglich war, dasjenige zu erhalten, was er in Teutschland hatte, fiel er in Norwegen ein, und belagerte Friedrichshall. Wie andere ein Lustfeuer mit ansehen, so betrachtete er hier in den Laufgräben das Feuer, welches die Belagerten machten. Das Verhängnis erbarmte sich endlich über diesen wunderbaren König, noch mehr aber über das arme Volk, welches durch seine Heldensucht aufgerieben wurde. Eine Falconetkugel warf ihn zu Boden, und befreyete damit die Dänen von ihrem Feind, und die Schweden von ihrem unglücklichen König.

Also starb Carl der XII. der seinem verkehrten Heldenmuth, die Wohlfahrt seiner Länder, das Blut vieler tausend Menschen, und endlich sich selbst aufgeopffert hat.

Der Prinz Eugenius von Savoyen, der unter den grossen Feldherren unserer Zeiten einem wahren Helden mit am nächsten kam, wird dem ungeachtet bey verschiedenen vorgefallenen Kriegshandlungen, die seinen Namen unsterblich gemacht

macht haben, einer Verwegenheit beschuldiget. Die Schlacht bey Belgrad 1717. hatte allerdings etwas, daß derselben nicht ganz unähnlich sahe. Allein, er wuste die Schwäche seines Feindes, der nicht das Herz hatte auf ihn loßzugehen. Er wagte es also, da er seinen Vortheil erblickte, ihn selbst anzugreiffen, und zeigte seinem Heer die Nothwendigkeit sich durchzuschlagen. Dieses brachte ihm einen herrlichen Sieg zuwegen. Seine Kriegshandlungen in Teutschland und in Italien waren besser abgepaßt. Der Engeländische General, Herzog von Marlborough schickte sich trefflich zu ihm: er mäßigte durch seine kaltsinnige Vernunft, den hitzigen Muth des Prinzen; wiewohl demselben dieses Feuer bey zunehmenden Jahren dergestalt vergieng, daß ich beynahe diesen sonst so muntern Helden, in seinem letzten Feldzug am Ober-Rhein, mehr für einen alten Schulmeister, als für einen grossen General angesehen hätte. Er schien gleichsam nur bey der Armee zu seyn, um die grossen Preussen und die zum Theil schlechten Crayß-Völker zu schonen.

Hätte man ein wenig mehr Mäßigung und Vorsichtigkeit gebraucht, um die Türcken bey Grotzka anzugreiffen, so würde man vielleicht Belgrad nicht in den Händen eines Volkes sehen, das nicht allein unsre Kunst zu kriegen gelernt, sondern auch unsere Fehler sich trefflich zu Nutzen zu machen weiß. Die blose Herzhaftigkeit macht noch lang keinen Helden; ohne Klugheit ist sie vielmehr schädlich. Man entschuldiget sich

übel

übel mit Unglück und Zufällen, wann sie natürliche Folgen unserer Handlungen sind.

Die Herzhaftigkeit macht einen Soldaten, die Klugheit aber einen General: Man muß deswegen eine wilde Herzhaftigkeit den gemeinen Soldaten nicht allein zu gut halten, sondern auch vor einer Schlacht ihnen mehr Fleisch, Bier und Brandewein, als sonst reichen lassen, um ihre Lebensgeister dadurch aufzumuntern; denn leere Körper haben kein Feuer, und unterliegen bald bey annahendem Gefecht. Allein mit den Befehlshabern hat es schon eine andere Bewandnis: diese haben allen ihren Verstand und alle ihre Vorsichtigkeit vonnöthen, um ihren Posten wohl wahrzunehmen; und müssen also den Kopf mit überflüßigen Dünsten, die von vielem Essen und Trinken herrühren, sich nicht beschweren. Ein Feldherr insonderheit muß sich durch keine ungestümme Regungen hinreissen lassen. Er muß Meister von sich und seiner Herzhaftigkeit seyn; Er muß bloß allein seine Gedanken auf die glückliche Ausführung eines weisen Unternehmens richten.

Der Herr von S. Evremond, der in der Kunst die Menschen zu schildern, nicht seines gleichen hatte, machte einen Vergleich zwischen dem Prinzen von Conde, und dem Marschall von Turenne, zwey der grösten Feldherren ihrer Zeit. Es finden sich darinnen verschiedene Stellen, die sich besonders hieher schicken.

„Die

„ Die Geschäftigkeit des Prinzen, sagt derselbe, erstrecket sich weiter als die Nothwendigkeit der Sachen es erfordert; der andere ist so geschäftig, als er es seyn soll: Er vergisset nichts überflüßiges: Er suchet als Meister von den Strapatzen des Krieges, sowohl als von der Zucht, das feindliche Heer zu verderben, und das seinige zu erhalten. Man kann sich gegen die Ueberfälle des ersten nicht genug in acht nehmen: Seine Kühnheit und sein Muth schmeisset alles darnieder, was man sich auch einbildet, ihm entgegen zu setzen; der andere sucht sich aus aller Gefahr zu wickeln: Er findet Mitteln zu Sicherheit, wo alle Anzeigen sind, daß er verlieren würde. Man mag dem Prinzen Truppen geben wie man will, alte oder neue, bekannte oder unbekannte, so führet er sie zum Treffen mit einem gleich stolzen Muth. Mit wenig Truppen im Gegentheil, denen Turenne nicht trauet, sucht er sich ausser Gefahr zu setzen, und mit wenig guten, die bey ihm ein Vertrauen erweckt, unternimmt er als etwas leichtes, was unmöglich scheinet.

„ So viel Eifer der Prinz auch hat, Schlachten zu liefern, so wird Turenne deren doch noch mehr geben; weil er sich darzu besser weiß die Gelegenheit zu bereiten. Alles muß bey ihm dem Nutzen der Sachen weichen: Er verträgt das Murren seiner Neider, die üblen Dienste seiner Feinde, den Verdruß derjenigen, denen er dienet, nur um einen wahren

„ Dienst

„ Dienst zu leisten. Der Prinz hat mehr Auf„merksamkeit auf die Befehle des Hofes, bis „sich eine Gelegenheit ereignet: Alsdann höret „er nichts als seinen Muth, und hält sich nicht „verbunden jemand von seiner Handlung Re„chenschaft zu geben, als seiner eignen Ehre.

„Der Ruhm des Herrn von Turenne ist je„derzeit mit dem Nutzen seiner Verrichtungen „verknüpft. Man wird ihm verlieren müssen, „um seinen Werth recht zu erkennen, und es „wird ihm sein Leben kosten, einen so vollkom„menen Ruhm, wie er verdienet zu erwer„ben (*).

Sehet hier zwey grosse Feldherrn, deren jeder nach seiner Art unvergleichlich war, ob man gleich in ihrer Art zu denken und zu handeln einen grossen Unterschied beobachtet. Die Klugheit, wie wir bereits angemerket haben, ist eigentlich die Haupt-Tugend eines Feldherrn. Es äussern sich aber nichts destoweniger im Krieg auch solche Fälle, wo der Feldherr ebenfalls für seine Person eine besondere Herzhaftigkeit zeigen, und so braf thun muß, wie ein gemeiner Soldat. Was die Klugheit beschließt, muß der Muth hinaus führen.

Sei-

(*) S. Evremond Oeuvres melées, T. V. 65.

Scipio kann uns hier zum Exempel dienen. Dieser wuste als ein Feldherr zu commandiren, und auch als ein Soldat zu fechten. Niemahls hatte ein großmüthiges Herz, eine würdigere Ursache, sich in seinen eignen Muth zu verlieren, als da es darauf ankam, einen Vater zu retten. Dieser regierte als Feldherr das römische Heer. Er hatte sich zuweit mit den Feinden eingelassen; er wurde von ihnen umringet. Scipio erblickte ihn in dieser Gefahr. Er hatte keinen Augenblick zu verlieren. Hundert Reuter die er ungefehr bey sich hatte, waren viel zu langsam in einem so zärtlichen Umstand ihm beyzuspringen. Er stürtzte mit schneller Wuth allein in den feindlichen Hauffen: er machte sich Raum mit dem Degen in der Faust und rettete seinen Vater in dem Augenblick, da man ihn niederhauen wolte.

Dieser Scipio bezeigte eine gleichmäßige Hezhaftigkeit, nach der unglücklichen Schlacht bey Cannes, da die Römer von dem Hannibal waren überwunden worden. Er hatte sich mit einigen vornehmen Befehlshabern, die mit ihm der Gefahr entronnen waren, in eine Berathschlagung eingelassen, um der gemeinen Sache wieder aufzuhelffen. Mittlerweile kam man ihm anzudeuten, daß Metell mit einem Trupp junger Römer, welche aus den vornehmsten Geschlechtern waren, sich entschlossen hätten, Rom zu

verlassen, und sich zu Schiff zu begeben, um Schutz bey einigen benachbarten Königen zu suchen. Diese Nachricht setzte alle Kriegs-Häupter in Verwirrung, und gab Gelegenheit zu neuen Rathschlägen. Scipio aber stund auf, und sprach: Es ist nicht Zeit mit vielen Ueberlegungen sich aufzuhalten, wann die Gefahr auf das äusserste gekommen ist. Wo euch, fuhr er im Eiffer fort, das Heil von Rom noch anlieget, so lasset uns alles daran setzen; lasset uns keinen Augenblick verlieren; lasset uns den Metell aufsuchen. Scipio gieng damit hin, und hatte nur ein kleines Gefolg. Er fand die jungen Römer noch beysammen: sie waren eben im Werck begriffen, ihr schändliches Vorhaben auszuführen. Er nahete sich ihnen mit einem stoltzen und erhabnen Wesen, und sprach indem er den Degen zog, mit einer lauten und behertzten Stimme: Ich schwöre Rom nie zu verlassen, und werde auch nicht zugeben, daß einer unsrer Bürger solches verlasse; wo ich anders thue, so zerschmettere mich Jupiter und zerstöre auf das schrecklichste mein Haus, mein Geschlecht und alles was ich habe. Wisse Metell, fuhr er mit gleichem Eiffer fort, daß sowohl du, als alle ihr, die ihr hier zugegen seyd, eben diesen Eyd thun müsset, wo ihr nicht durch dieses Schwerd umkommen wollet. Des Scipio Gegenwart, sein Muth und seine Reden schreckten die gantze Versammlung, nicht anders als ob Hannibal selbst vor ihren Augen stünde. Alle schwuren wie es Scipio von ihnen verlangte,

und untergaben sich der Anführung dieses Helden (*).

Die dritte hertzhaffte That dieses grossen Römers findet sich in eben diesem Buch. Er hielte die Stadt Liturgis in Spanien belagert. Die Soldaten, nachdem sie dreymal waren zurück geschlagen worden, wolten keinen Sturm mehr wagen. Diese Zaghafftigkeit verdroß den Scipio. Wie! sprach er zu ihnen, seyd ihr es, ihr Römer, die ihr mir geholffen habt Carthago einnehmen, und jetzo fürchtet ihr euch die Mauren einer mittelmäßigen Stadt zu ersteigen? Indem er dieses sagte, riß er, mit einem verächtlichen Zorn, einem von seinen Reutern den Schild aus der Hand, und rief gantz entrüstet seinen Soldaten zu: Sie solten ihm die Leitern anschlagen; er wolte der erste seyn hinauf zu klettern; er bestieg solche auch würcklich mit einem unerschrockenen Wesen. Die Römer aber sahen nicht sobald ihren Feldherrn in Gefahr, so schrien sie aus vollem Halse, er möchte sich doch zurück ziehen, sie wären bereit Sturm zu lauffen und die Stadt zu erobern.

Sehet hier die Würckungen einer wahren Hertzhafftigkeit, wodurch Scipio seinen grossen Heldengeist zeigte, da er sonst bey allen andern Gelegenheiten sein Leben mit äusserster Behutsamkeit zu schonen wuste. Wie solches dessen Auf-

(*) T. Livius L. XXVIII.

Aufführung bey Carthago bezeugte, wo er sich unter währendem Sturm durch drey grosse und starcke Soldaten mit ihren Schilden bedecken ließ. Der Abt von S. Real macht über diese Handlung eine Anmerckung, die hier eine Stelle verdienet.

" Scipio, sagt er, schätzt das Leben so hoch
" als es würdig ist gehalten zu werden: Niemals
" war eine Sorgfalt gerechter und gegründeter.
" Er schonte seines Lebens, um den Hannibal zu
" zwingen, die Vortheile seiner sechszehenjähri-
" gen Siege mit Schande zu verlieren, um vor
" seinen Augen und in seinem eignen Land, sein
" Heer, welches für unüberwindlich gehalten
" wurde, niederzumachen; und endlich Carthago,
" so bereits Rom in die äusserste Noth gesetzet
" hatte, eben diesem Rom zu unterwerffen. Er
" schonte seines Lebens, um die Gräntzen des rö-
" mischen Staats bis in die Mitte von Asien,
" welches den meisten Europäer noch unbe-
" kannt war, unter dem Namen seines Bruders
" auszubreiten. Mit einem Wort, er schonte
" seines Lebens, um solche Exempeln der Groß-
" muth, der Mäßigkeit, der Uneigennützigkeit,
" der Standhafftigkeit, der brüderlichen Liebe
" und so vieler andern unschätzbaren Tugen-

(*) Oeuvre de l'Abbé de S. Real, T. V. de la Valeur.

„ den aufzuweisen, daß sie auch die Nachwelt
„ in Verwunderung setzen musten.

Der wahre Held ist demnach von einem frechen, tollkühnen und verwegenen Menschen weit unterschieden. Alle seine Anschläge werden mit Klugheit überlegt, und mit Tapferkeit ausgeführet. Sein Endzweck gehet in allem auf die gemeine Wohlfahrt; er suchet den Frieden unter der abscheulichen Nothwendigkeit des Krieges.

Sehet ihn vor der Spitze eines mächtigen Heers: er untersucht dessen Beschaffenheit, und überlegt genau, wie viel er mit demselben unternehmen kann. Er richtet darnach alle seine Anschläge ein. Seine Entschliessungen sind zuweilen langsam, zuweilen hurtig, nachdem es die Gelegenheit und die Umstände erfordern. In seinem Thun folget alles auf einander: alles gehet geschwind und doch ordentlich von statten.

Liefert er eine Schlacht, so geschiehet solches mit gröstem Vorbedacht, und wann er es für gut findet; nicht aus Noth gezwungen, oder aus unzeitigem Eifer. Er wehlet dazu die vortheilhaffteste Lage: er stellet sein Heer in Schlachtordnung: er durchstreichet alle Linien: er ermuntert seine Soldaten zum Treffen: er spricht ihnen einen Muth ein: er erinnert sie ihrer Schuldigkeit. Ein erhitztes Blut wallet in seinen

Adern: seine Augen sind voll Feuer: sein gantzes Wesen ist kriegerisch. Wo er sich zeiget, da werden seine Leute behertzt; er selbst aber muß seinen Muth zurück halten. Die Klugheit begleitet ihn: Sie will gleichen Antheil an seinen Siegen haben: Sie richtet alle seine Bewegungen ein: sie stellet ihm alles gegenwärtig vor die Augen.

Virtus animusque in pectore præsens.

Die Schlacht beginnet: man höret den donnernden Knall des groben Geschützes die Losung zum Angriff geben. Das Geräusch der Waffen, das Wiehern der Pferde, der kriegerische Schall der Trompeten und Paucken schrecket die Kleinmüthigen und ermuntert die Hertzhafften zum Streit. Die Hauffen regen sich von allen Seiten, sie treffen auf einander mit gantzen Gliedern. Man höret nichts mehr als ein fürchterliches Gebrüll. Der Dampf erfüllet die Lufft, das Feuer wird allgemein und das Morden abscheulich. Der Held ist zugegen. Ihm wird bald ein Freund, bald ein Diener von der Seite geschossen. Hier werden Männer und Pferde und dort gantze Linien getrennet. Das Geschrey der Fechtenden, das Geheule der Verwundeten, das Rasseln der Wägen, welche in die Flucht eilen, das Weheklagen derer Weiber, die noch mehr aus Furcht als für ihre Männer weinen; alles dieses beweget die Na-

tur, und macht auch die Tapfersten weichherzig.

Der Held bejammert den Verlust so vieler Menschen: das Mitleiden regt sich bey ihm; allein seine Pflicht, sein Amt und seine Ehre rufen ihn zu andern Betrachtungen. Er ist in steter Bewegung. Er siehet, er mercket alles; er giebt Befehle auf Befehle; und indem er solche austheilet, hat er stets den gantzen Plan von der Schlacht vor Augen. Nichts verwirret ihn in einem so wichtigen Geschäfft, nichts macht ihn kleinmüthig. Er sucht allenthalb gegenwärtig zu seyn, und wo er selbst nicht hinkommt, da fliegen seine Befehlshaber auf und ab. Den Fechtenden schreyet er zu, den Flüchtigen ruft er nach. Er selbst scheuet keine Gefahr: er wagt sich, so viel als es einem Feldherrn erlaubt ist sich zu wagen.

Doch weder Tapfferkeit noch Klugheit helffen; die Sachen lauffen übel. Die Soldaten ermüden im Streit: der eine Flügel wancket, der andere ist schon getrennet. Die Schlacht scheinet verlohren. Der Held giebt darum die Hoffnung noch nicht auf: sein Muth erhitzet sich von neuem. Er suchet die Ordnung der zerstreueten Hauffen wieder herzustellen. Er bringt die Flüchtigen wieder zusammen. Er führet sie abermal an den Feind. Er thut alles was möglich ist, demselben den Sieg aus den

Hän-

Händen zu reissen; allein, das Verhängniß streitet wieder ihn. Nur ein Weg ist ihm noch offen. Er weichet; aber er weichet als ein Held. Sein Abzug giebt ihm die Ehre eines halben Sieges: er verlieret die Schlacht, und erhält seine Armee. Sein hoher Geist verfällt nicht in die Schwachheit eines über seinen Unfall aufgebrachten Gemüths. Weder Zorn noch Kleinmuth bringen solches in Unordnung. Er beuget sich unter der Hand eines GOttes, der den Sieg giebt, wem er will.

Begleitet aber ein günstigeres Geschicke seine Waffen; sieht er den Feind in der Flucht und sich als Uberwinder auf dem Kampfplatz, so ist er darum nicht hochmüthiger. Er sucht sich seines Sieg zu bedienen, aber nicht zu überheben. Er läßt einen Theil seiner Soldaten die Flüchtigen verfolgen. Er verhindert die andern Soldaten, daß sie nicht ihre Posten verlassen, und zur Unzeit auf Beute und Plünderung auslauffen. Er hemmet die Wuth und Mordsucht der Fechtenden. Er ehret auch die Tugend an seinem Feind. Das Glück der Waffen macht ihn zu keinem trotzigen und unbarmhertzigen Uberwinder: die Unschuldigen zu beschützen, den Nothleidenden beyzuspringen, die Ordnung und die Menschlichkeit unter seinen Soldaten mitten im Gefecht, mitten unter den besiegten Feinden zu erhalten: dieses sind die Regungen seines großmüthigen Hertzens. So dencket,

so sieget ein Held. Unächte Begriffe, die uns andere Vorstellungen von der Tapferkeit geben! Unwürdige Schmeichler, die durch ihr schändliches Lob die verruchteste Tyrannen zu Helden machen!



Mora-

Moralischer
Schildereyen,
Zweyter Abschnitt.

Cum Statuas & imagines, non animorum simulacra sed corporum studiose multi summi homines reliquerint: consiliorum relinquere ac virtutum nostrarum effigiem non multo malle debemus.

Cicero pro Archia.

I.

Abbildung des Königs in Pohlen.

Im Jahr 1723.

Man kann sagen, daß die Natur diesen Fürsten zu einem König gemacht, und daß diejenigen Unrecht hatten, die ihm diese Würde so lang verweigert haben. Der Bau seines Leibes ist starck, untersetzt und wohlgewachsen. Alle Gliedmassen an demselben haben eine abgemessene Verhältnis. Die Züge seines Gesichts formiren eine solche Bildung, die mit einmal etwas grosses und erhabenes ausdrückt. Man findet darinnen nichts als männliche Zeichen: einen grossen Mund, starcke Leffzen und Augenbraunen, eine hohe Stirne und breite Kienbacken. Nur die Augen mischen in ihr lebhafftes Feuer einen Blick, der huldreich und freundlich ist.

So hat die Natur diesen König gezeichnet. Die Beschaffenheit seines Gemüths kommt damit vollkommen überein. Er hat ein gantz königliches Wesen. Er ist tapffer, großmüthig,

an

angenehm, gefällig, und der liebenswürdigste Fürst von der Welt.

Ich scheine hier dem König zu schmeicheln. Ich will mich mit seinen Fehlern rechtfertigen. Er hat seine Religion verändert, er ist den Wollüsten ergeben, er übertritt das sechste Gebot, ohne einmal Böses zu dencken. Was kann man hier zu seinem Ruhm anmercken, ohne den Lastern das Wort zu reden? August hat gemeine Fehler, und ungemeine Tugenden. Er ist ein Mensch, aber dabey ein grosser König. Seine Fehler sind Fehler seines gleichen: sie haben nichts wildes, nichts grausames.

August, sagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wann ich gewiß wüste, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es ist bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freygeist war, der nicht mehr glaubte, als was viele unsrer Fürstenkinder insgemein zu glauben pflegen: nemlich daß ein GOtt im Himmel sey, sie aber, als Fürsten auf Erden, thun könten was sie wolten. August hatte demnach, als er zu der römischen Kirche übergieng, eigentlich noch keine Religion; man kann also nicht von ihm sagen, daß er die Seinige verändert hätte; er nahm nur eine an. Wie eifrig aber er sich darinnen erzeiget, lehret unter andern das Exempel mit seinem grossen Hund, dem er den Rosencrantz um den Hals hieng, da ihn sein Beichtvater erinnerte, der Meße mit beyzuwohnen.

Wir

Wir könnten dergleichen Begebenheiten noch verschiedene anführen, um zu beweisen, daß die Herren Catholicken eben keinen gar eifrigen Proselyten an Sr. Königl. Majestät gemacht haben.

Daß August den Wollüsten ergeben ist, solches hat er ebenfalls mit den meisten Grossen gemein. Er ist von einem sanguinischen Temperament; doch muß man dieses von ihm anmercken, daß er bey allen seinen Lustbarkeiten, wo andre sich vergessen, sich selbsten nie vergisset. Er besitzt sich vollkommen und zeiget in allem daß er König ist. Ich unterwinde mich nicht seine Liebeshändel zu rechtfertigen; dergleichen Ausschweiffungen lauffen deutlich wieder die Gesetze unseres Glaubens, welcher auf ein keusches und unschuldiges Leben dringet. Wenn man aber bey einem Laster auch die Tugend loben könnte, so müste man sagen, daß August seine Liebhabereyen vortrefflich zu wehlen wisse.

Es sind Ausschweiffungen, sie mögen so schön seyn als sie wollen; darinnen aber ist der König zu loben, daß er nicht, wie es ehemals der Churfürst sein Bruder, wegen der Reitschin gethan, seiner Gemahlin, der Königin übel begegnet, ja nicht einmahl derselben etwas von seiner Hochachtung und Ehrerbietung entziehet: August ist in der That großmüthig, und es muß ihn jedesmal ein grausames Leiden kosten, so offt ihn eine neue Leidenschafft hinreisset, welche

das

das Opffer der vorhergehenden verlanget. Wort und Zusage mit den theuresten Versicherungen und Eydschwüren gelten hier nicht länger, als die Neigungen des Königs. Er ist darinnen wie andre Menschen, welche etwas zukünftiges versprechen, das nicht in ihrer Macht stehet, um einer gegenwärtigen Lust zu geniessen, die sie mit allzustarcken Reitzungen überfällt. Die Schönen glauben dasjenige was sie wünschen, und werden betrogen: sie beklagen sich darüber mit Unrecht, weil sie in gleichen Fällen es ihren Liebhabern eben so machen. Wolten wir aufrichtig mit einander handeln, so müsten wir uns von unsern zukünftigen Neigungen gar nichts versprechen, wie jener gewissenhaffte Liebhaber, dessen Braut deswegen wieder zurück gehen wolte, weil er sich weigerte zu schwören, daß er sie beständig lieben würde; dann dieses, sprach er, wäre eine Sache, die mehr auf sie, als auf ihn ankäme. In der That: die Liebe lässet sich zu nichts binden, sie beherrschet uns, auch wieder unsern Willen. Man muß eine starcke Seele haben, wenn man Meister von ihren Neigungen seyn will. Sie setzet die Könige aus ihrer Hoheit, sie macht die Helden zu Sclaven, und die Weisen zu Thoren. Hier siehet man das wahrhaffte Kleine in dem eingebildeten Grossen. Eva zeiget dem Adam die verbotene Frucht, und er lies sich verführen.

Ich habe alle die berühmten Liebhaberinnen des Königs gesehen. Die erstere war die Gräfin Königsmarck, die Mutter des berühmten Graf Moritzens von Sachsen; sie war im Jahr

1718.

1718. am Hof zu Dreßden: sie und die Fürstin von Teschen hatten beyde von der galanten Welt, in welcher sie eine kurtze Zeit ihre Annehmlichkeiten hatten verehren sehen, ihren Abschied bekommen. Man sahe kaum mehr auf ihren Stirnen noch die Spuren der Möglichkeit, daß sie auf dem Schauplatz dieses galanten Hofs in einigen Auftritten die vornehmsten Spielerinnen gewesen waren. Sie erschienen jetzo nur noch als zwey philosophische Zuschauerinnen, denen die Höflichkeit wegen des traurigen Verlusts ihrer vormaligen Annehmlichkeiten, noch mit ihrem Witz und ihrer starcken Vernunfft zu schmeichlen suchte. Die Gräfin von Cosel sahe ich als ein junger Student in Halle, wo sie als eine von Hof verwiesene Liebhaberin des Königs sich hingeflüchtet hatte: sie hielte sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Strasse bey einem Bürger, unweit dem Ballhaus auf. Ich gieng fast täglich zu einem guten Freund, der gleich neben bey wohnte. Das Gerüchte breitete sich aus, daß sich daselbst eine fremde Schönheit aufhielte, die gantz geheim lebte. Das Studentenvolk ist vorwitzig. Ich sahe sie etlichmalen mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedancken hinter dem Fenster stehen; so bald sie aber gewahr wurde, daß man sie betrachtete, so trat sie erschrocken zurück. Ausser den Leuten, die ihr das Essen über die Strasse brachten, sahe man niemand, als einen wohlgekleideten Menschen bey ihr aus und eingehen, den wir für ihren Liebhaber hielten. Man kann

keine schönere und erhabnere Bildung sehen. Der Kummer, der sie nagte, hatte ihr Angesicht blaß und ihren Blick sehnend gemacht; sie gehörte unter die bräunlichen Schönen, sie hatte grosse, schwartze, lebhaffte Augen, ein weisses Fell, einen schönen Mund und eine fein geschnitzte Nase. Ihre gantze Gestalt war einnehmend, und zeigte etwas grosses und erhabenes.

Es muß dem König nicht leicht gewesen seyn, sich von ihren Fesseln loszumachen: Sie war eine Holsteinerin aus dem Geschlecht Bruchsdorf: sie hatte den Herrn von Hoym in Sachsen geheyrathet: ihre Begebenheiten hat uns der Herr von Pölnitz in dem galanten Sachsen beschrieben. Sie erhielte sich neun Jahre in des Königs Gnade, und beherrschte die Sachsen, die Pohlen und den König. Ein solches ausserordentliches Weib verdienet in den Geschichten unsrer Zeiten eine eigne Stelle. Ihr Exempel ist lehrreich für grosse Herren, weil hier eine einzige Buhlschafft so viel als eine gantze Armee zu unterhalten kostete. Unsägliche Summen giengen darauf, um die Hochachtung zu zeigen, welche der König für dieses Weib hatte.

Der an den teutschen Höfen herum geirrte geistliche Ritter, Abt und Graf von Buquoit, macht aus ihr eine Heldin, er nannte sie eine starcke Frau, gab ihr gute Lehren und sprach ihr von

von den Wegen GOttes (*). Die Sittenlehre an den Höfen ist von der gemeinen Sittenlehre sehr unterschieden: sie richtet sich nach den Umständen und Leidenschaften der Grosen. Die Heiden haben ihren Königen zu Gefallen, die Laster vergöttert, die Christen thun solches nicht, sie geben ihnen nur einen andren Namen und was man an dem Pöbel straft, bewundert man öfters an einem Fürsten.

Die Gräfin von Dänhof war diejenige Heldin, welcher endlich die schöne Coselin weichen muste: Sie kam derselben weder an Schönheit noch an Gemüthsgaben bey. Die Gräfin von Dänhof hatte als eine Tochter des Cronmarschalls, den stärksten Anhang in Pohlen. Der Feldmarschall Flemming, den die herrschsüchtige Coselin gegen sich aufgebracht hatte, suchte sie zu stürzen, und die Gräfin von Dänhof darzu zu gebrauchen. Die Politic und des Königs natürlicher Wanckelmuth mogte also wohl den meisten Antheil an dieser Liebe haben. Die Gräfin von Dänhof hatte eine frische Farbe, ein munteres Aug und ein aufgeraumtes Wesen

(*) Lettre à la Comtesse de *** Die Briefe dieses ausserordentlichen Heiligen, der im Grund ein ehrlicher Mann seyn mogte, sind einzeln gedruckt, und dörften mit der Zeit sehr rar werden, wenn anders kein Liebhaber seiner Schrifften solche nebst seinem wunderbaren Lebenslauf, zusammen heraus zu geben sich entschliesen solte.

sen: sie lachte und scheckerte gern, wie das rechte sächsische Wort lautet: Papogayen, Affen, Mohren, kurzweilige Leute und dergleichen waren ihr Zeitvertreib. Viel Geist und hohe Gedanken hatte sie eben nicht. Doch war sie sehr angenehm, und hatte keinen Mangel an guten Einfällen. Sie liebte den König sehr, und konnte für Schrecken ohnmächtig werden, wann sie sich nur vorstellte, ihn zu verlieren: sie machte ihm im übrigen keinen Verdruß, mengte sich in keine Staats-Geschäfte, und war weder herrschsüchtig noch eifersüchtig; sondern ihre ganze Neigung gieng dahin, um den König zu vergnügen. Ihre eigne Schwester, die Littauische Feldherrin muste sogar mit darzu behülflich seyn. Diese beyde Schwestern waren immer um den König. Die Littauische Feldherrin war klein und zart von Person, aber nicht übel gebildet: sie hatte Muth für zehen Männer, und man sagt, daß sie einmahl die Post von Warschau bis nach Danzig geritten sey. Sie flog, wann sie zu Pferd sas.

Das Glück der Dänhofin dauerte nicht so lang, als ihrer Vorgängerin ihres. Die schöne Dieskau kam im Jahr 1720. an die Reihe der königlichen Buhlerinnen. Dieses Fräulein vereinigte in ihrer Gestalt alle Reitzungen und Schönheiten einer Sächsin; der prächtigste Bau des Leibes trug einen Kopf, den man nicht schöner mahlen kann. Die Augen blitzten von einem Feuer, das mehr Unschuld als Ueppigkeit zeigte; allein Geist und Lebhaftigkeit hatte sie un-

gleich weniger, als ihre Vorgängerinnen, deswegen muste sie auch bald hernach der Fräulein von Osterhausen weichen, die zwar nicht so glänzend schön, aber dargegen ein so annehmliches, schmeichlendes Wesen hat, daß sie das Herz des Königs bis an sein Ende dürffte behaupten, wann die Triebe der Buhlerey sich nicht mit den zunehmenden Jahren des Königs erschöpfen, und ihn in einer Sache kaltsinniger machen werden, darinn en er sonst ein so grosser Held, als grosser König ist.

II.

Abbildung des Feldmarschalls Grafen von Flemming.

Viele wundern sich, wie dieser Mann habe so groß werden können. Denn es kommt fast alles hauptsächlich auf ihn an. Es sey, der Feldmarschall habe keinen gar tiefsinngen Verstand, noch eine weit sich ausbreitende Staatskunde: so hat er doch sehr viel Witz und Lebhaftigkeit. Er ist dasjenige im einem vollkommenen Grad, was man einen artigen Hofmann nennet: munter, aufgeräumt, angenehm, auch, wann es an das Trinken geht, lustig, wild und ausschweiffend. Er siehet wohl aus, und hat eine gute Bildung. Seine Lineamenten sind zart und bezeignen mehr einen Wollüstigen als Ehrgeitzigen. Er ist mittelmäßig von Statur, wohl untersetzt und flei-

fleischigt, ohne dick zu seyn. Frisch und gesund von Farbe, und stets zur Freude geneigt, wann er in Gesellschaft ist. Er hat ein sehr leutseliges gefälliges Wesen. Er ist hurtig im Feuer, aber auch bald wieder zu besänftigen. Mit einem glücklichen Scherz kann man bey ihm mehr ausrichten, als durch weit hergeholte Vernunftschlüsse. Im Grund mag er aufrichtig seyn. Er glaubet deswegen, daß er sich als ein Politicus verstellen müste. Seine Verstellungen aber sind nicht natürlich noch fein genug. Für einen Soldaten ist er zu verwegen und zu unvorsichtig. Er macht keinen Plan, sondern läst es darauf ankommen, wie Zeit und Glück und Zufälle es fügen. Man weis deswegen auch von wenig grossen Thaten zu sprechen, die er verrichtet hat. Die Schweden haben ihn ziemlich in die Schule geführet. In Pohlen hat er unsägliche Summen, meistens unnöthig verschwendet, und seinem Herrn die Krone theuer erworben. Weil er sich die schwersten Dinge leicht vorstellet, und dabey sich zuviel auf seinen Witz verlässet, so ist er sehr kühn grosse Sachen zu unternehmen. Man muß ihm das Recht wiederfahren lassen, daß er stets geschäftig und voller Anschläge ist. Er hat dabey einen hurtigen Begriff und ist von einer geschwinden Entschliessung. Er ist von Natur großmüthig, freygebig, gütig, zugleich aber auch hefftig, jähzornig und eigensinnig, wenn man sich ihm zuviel wiedersetzet, und nicht die Zeit abwartet, in welcher man etwas bey ihm ausrichten kan. Die Arbeit macht ihm nicht viel zu schaffen. Er ist der Unruhe von

Ju-

Jugend auf gewohnt. Wann er in einem Tag hundert Menschen anzuhören und Bescheid zu geben hat, so ist ihm dieses nicht mehr Arbeit, als wenn andre einem Schauspiel mit beywohnen. Er schläft öfters nur auf einem Sessel, und wenn etwas vorfällt, daß man ihn aufweckt, so ist er so munter und so aufgeräumt, daß man ihm von keiner Schläfrigkeit nichts anmercket. Dergleichen Leute sind für die Geschäfte und für die grosse Welt gebohren. Es ist gewiß, daß der Feldmarschall wohl hunderterley Personen; unter hunderten aber kaum einer einen Feldmarschall abgeben könnte. Auf seiner Canzley sahe es Tag und Nacht geschäftig aus. Hier war die hohe Schule für junge Leute, welche zu den wichtigsten Geschäften solten zugerichtet werden. Der Feldmarschall war ein guter Lehrmeister und machte vortreffliche Schüler. Ich kannte darunter den Herrn von Suhm, der nachgehends Gesander an verschiednen Höfen wurde. Ich meyne nicht, daß ich je einen artigern und angenehmern Hofmann gekennet hätte. Er hatte alles dasjenig an sich, was die Franzosen einen homme poli und einen fin courtisan nennen.

III.

Der unglückliche Gelehrte am Hof.

Oder:

Einige Nachrichten von dem geheimen Rath und Ober-Ceremonienmeister, Freyherrn von Gundling.

Dieser unglückselige Staatsmann spielet unter allen Sterblichen eine der lächerlichsten und zugleich betrübtesten Rolen. Er ist geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeister, Präsident der Wissenschafften, Rath in allen Dicasterien, und General-Aufseher aller Kriegs- und Civil-Aemter.

Dieser Gundling ist ein leiblicher Bruder des berühmten Professors dieses Namens in Halle. Beyde sind Söhne eines Predigers in Nürnberg. Die Fähigkeit zu den Wissenschaften brachte den einen nach Halle, auf die hohe Schul, und den andern hier nach Hof. Jener wird geehrt und dieser dienet dem ganzen Hof zum Gelächter. Man legt ihm alle Würden und Ehrentiteln bey, um ihn desto mehr zum Thoren

zu

zu machen. Ob er gleich von Natur nichts thörigtes zeiget, als was er mit vielen Gehrten gemein hat. Er ist ein Pedant, voll Einbildung, aufgeblasen, ruhmredig, finster, ernstlich lächerlich und traurig kurzweilig.

Eine solche Figur schickt sich an einen Hof, wo man keine Comödianten hält, und doch gerne lachen will. Gundling war Anfangs Lehrer auf der Ritter-Schule zu Berlin. Da nun der König einen Menschen um sich haben wolte, der ihm stets so wohl aus den Zeitungen als aus den alten und neuen Geschichten einige Nachrichten geben könnte, so kam Gundling darzu in Vorschlag. Der General von Krumkau brachte ihn nach Hof. Der König machte ihn zu seinem Hofrath und Zeitungsreferenten. Gundling wurde also ein vornehmer Mann. Die Einbildung von der Vortrefflichkeit seiner Verdienste übernahm ihn. Die Ehre beständig mit Fürsten und grossen Herren umzugehen blähete ihn auf. Ein steiff zurück geschlagener Kopf, eine spreustige Mine, eine lang abhängende Staats-Perücke, grosse Augen, die keinen Geist hatten, aufgeworffene Lefzen, und Schritte, welche nach der Scansion in genere heroico abgemessen waren; alles dieses gab den neuen Staatsmann zu erkennen.

Kurz hernach erhielt er auch den Titel eines geheimen Kriegsraths. Wie sich der Titel zum Mann, und der Mann zum Titel schickte, dieses galt gleich viel. Es war eine Mode,

wann sie nicht noch ist, daß man den Thoren die Titeln um Geld verkaufte. Gundling bekam solche, propter Excellentiam, umsonst. Vielleicht hält er den Kriegsbedienten bey dem König Collegia über den Polyb, Elian, Cäsar und andere alte Schriftsteller, die vom Krieg geschrieben haben; und erfüllte also dadurch noch besser die Pflichten seines Caracters, als manche Kriegsräthe, welche, wie ehemahls Diogenes, die Kriegsleute für lauter Eseln halten. Vermuthlich gefallen dem König seine Einfälle; denn er hat ihn beständig bey sich, und bedient sich seiner zur Kurzweil.

Anfangs tröstete sich Gundling damit, daß der König kein Liebhaber der Wissenschaften sey. Er hielt ihm deswegen eine Zeitlang, als ein kleiner Martyrer der Gelehrsamkeit, die Schnitzer gegen die Philosophie zu gut. Allein da Se. Majestät es ihm zu bund machten, riß er aus, und begab sich nach Breßlau. Einige wollen die Bekümmernis über die überaus schmähliche Art, womit ihm der König begegnet sey, habe ihm dermassen zugesetzt, daß er sich aus Verzweifflung zu Halle in die Saal hätte stürzen wollen.

Ich weis nicht was die Grossen in der Welt für ein Recht haben, dergleichen unglückliche Menschen, weil sie ein wenig Fantasten sind, zu mißhandeln, und sie dadurch noch verwirrter zu machen. Billig solten die Gebrechen des menschlichen Verstandes noch mehr unser Mitleiden

rühren,

rühren, als die Gebrechen des Leibes, die man durch Arzneymitteln zu heilen sucht. Zudem so ist es eine leichte Sache, einen Menschen, der nur ein wenig etwas von unordentlichen Bildern im Gehirn hat, zu einen Gecken zu machen. Ich habe einen sehr vernünftigen Mann sagen hören, daß, wo es alle Leute mit einander verabreden würden, ihn für einen Narren zu halten; er selbst an der Richtigkeit seines Verstandes würde zweifeln müssen. Wie viel weniger ist ein schwacher Kopf im Stand, dergleichen Versuchungen auszustehen.

Gundling kam nach einer kurzen Entfernung, wieder nach Hof. Einige sagen, der König hätte ihn als einen Ausreisser von Halle wegnehmen, und wieder nach Berlin bringen lassen; andere sagen, er sey von Noth und Elend gedrungen, selbst wieder dahin gekommen, und habe sich nur dieses von dem König ausgebeten, daß er ihn hinfort nicht mehr für einen Gecken halten solte.

Der König hatte Mitleiden mit dem Mann. Er entdeckte bey seinen gelehrten Ausschweiffungen auch viel guts an ihm. Es kam so weit, daß Gundling mit dem Anfang des 1718. Jahrs wirklich viel Vermögen bey dem König hatte. Viele vornehme Herren des Hofs fuhren zu ihm, und machten ihm die Aufwartung. Er brachte einem Bedienungen, Gnadenbezeigungen und Ehrenstellen zuwegen. Er hatte allerhand wichtige Geschäfte unter Händen: Der König

nig machte ihn zu seinem wirklichen geheimen Rath, zum Freyherrn, zum Präsidenten der Academie der Wissenschafften und zum Oberceremonienmeister. Er führte ihn in alle Collegia ein; Gundling muste ihm von allem Bericht abstatten, was darinnen vorgieng; Ja, die Sachen giengen gar zu weit, daß es hies, Gundling solte Hofmeister von dem Kronprinzen werden; zum wenigsten ängstigte damit der König seine vornehmste Minister. Man glaubte es bey Hof und Gundling glaubte es selbst.

Alle diese Dinge mögen nur ein bloses Lustspiel des Königs gewesen seyn. Gundling ist unterdessen noch immerfort um und bey demselben. Stets unruhig, stets geplagt und voller weitläuftigen Anschläge: das Schrauben hat dabey kein Ende; diejenigen die mit ihm an der königlichen Tafel speisen, haben ihn zum besten, und schütten ihm öfters allerhand Getränke unter einander; dergestalt, daß, wo auch Gundling nicht den mindesten Ansatz zu einigem Aberwitz hätte, er doch endlich darzu verleitet werden müste. Sein Fehler ist ohnedem, daß er den Trunk liebet. Hätte Gundling einen so aufgeräumten Kopf, wie Aristippus, der philosophische Hofschmarutzer des Dionysii zu Syracusa, so könnte er dem König und seinen Höflingen bessern Bescheid geben; so aber fängt er an zu disputiren und zu schelten, so bald er ein wenig Weingeist im Kopf hat. Dieses ist eben dasjenige, was man sucht. Doch soll er manchem zuweilen auch,

inter pocula, schon treffliche Wahrheiten unter gie Augen gesagt, ja öfters selbst der Majestät nicht gar geschonet haben. Allein, was muß man einem Menschen nicht zu gut halten, den man für einen Narren hält und ihn trunken macht, um Artigkeiten von ihm zu hören?

Die lächerlichste Ehrenstelle, welche ihm der König auftrug, war die Stelle eines Ober-Ceremonienmeisters. Viele meynen, der König habe dadurch des Herrn von Bessers, der solche vorher bekleidet hatte, spotten wollen; allein, da Gundling auch an die Stelle des grossen Leibnitzens zum Präsidenten der Wissenschafften gemacht wurde, so konnte endlich Besser ihm seine gehabte Ehrenstelle, die ohne dem bey dem König war unbrauchbar worden, wohl gönnen.

Der König, um seinen Ober-Ceremonienmeister Standsmäsig aufziehen zu lassen, erfand eine besondere Ceremonienkleidung: ein rother mit schwarzen Sammet und goldenen Knopflöchern, nach der neuesten Mode, mit grossen Aufschlägen verfertigter Rock; Ein Unterkleid von Goldstücken; Eine lang auf beyden Seiten herab hängende Staats-Peruke von weisen Ziegenhaaren; Einen Huth mit einem weisen Federbusch, rothe seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, auch Schuhe mit rothen Absätzen: Sehet hier den neuen Herrn Oberceremonienmeister in seiner Staatskleidung.

Der

Der König erwies der französischen Mode noch eine gleiche Ehre, indem er die Profosen bey seinen Regimentern ebenmäsig auf französische Art kleiden und sie mit einem grosen Haarbeutel versehen lies. Auf diese Weise suchte der König, nicht ohne wohlgegründete Ursache, eine Tracht in seinem Lande lächerlich zu machen, welche wir Teutsche, zu unsrer eignen Schande, bisher recht kindisch nachgeäffet haben.

Der Herr Oberceremonienmeister, der sich ohnedem der Reinlichkeit halben in keinen gar zu grossen Zwang setzte, war unterdessen nicht wenig beflissen seine prächtige Staatskleidung bald abzutragen und zu nichte zu machen: in der Hoffnung, daß ihm der König hernach eine anständigere würde verfertigen lassen; allein der König, der überaus sinnreich ist, den Hochmuth seiner Minister zu demüthigen, lies ihm noch ein anderes Kleid von braunem Tuch machē, welches auf den Kanten mit Silber gesticket war, und wo in einem verschlungenen Zug die Buchstaben W. U. R. M. G. sehr deutlich mit eingezogen waren.

Ich habe eines von den Patenten gesehen, welches ihm der König hatte ausfertigen lassen; alle seine Titeln befanden sich in demselben. Die Lobeserhebungen waren darinn eben so verschwendet. Man konnte dasselbe für ein förmliches Pasquill über die Narrheit der Titeln halten. Man kann einem wohl den Adel um Geld,

ohne

ohne weitere Absicht auf einige Verdienste gegeben; dann ein Thor kan wohl ein Edelmann seyn; aber wie einer, den man für einen Thoren hält, einen königlichen Rath abgeben soll, dieses verstehe ich nicht. Alle Titeln und Würden müssen natürlicher Weise eine Beziehung auf gewisse Geschäfte, oder wenigstens auf gewisse Verdienste haben. Wo nicht, so sind sie auch keineswegs als eine Ehre, oder als eine Vergeltung eines rühmlichen Verhaltens, sondern nur als ein bloses Spielwerk der Grossen anzusehen.

Es fehlet dem Herrn Gundling auch nicht an grossen Bestallungsbriefen; allein es ist wahrscheinlich, daß solche eben so wenig bey ihm, als die Titeln zu bedeuten haben. Dann die Einnahme des königlichen Universalraths sind kaum zulänglich einen alten Schreiber, der ein ehrlicher verunglückter Kaufmann von Nürnberg ist, zu unterhalten; doch ich hätte fast seinen Diener vergessen, der von linker Hand aus edlem Geblüt entsprossen ist, und nun hoffet, durch das Ansehen seines Herrn, seine hochadeliche Familie wieder empor zu bringen.

Dieses ist noch nicht genug. Es fand sich in Berlin eine Tochter des berühmten Geschichtschreibers Larrai: sie hatte ein wenig Mitteln, dabey aber einen närrischen Hochmuth. Man glaubte, daß sie mit Gundling ein artiges Paar ausmachen würde. Man stifftete also unter ihnen eine Heyrath. Die vornehmsten Officier,

ciers, welche den Gundling bey dem König zum besten hatten, versprachen sich auf diesem Hochzeitfest eine Kurzweil, die alle Einfälle an Muthwillen übertreffen solte; allein Gundling bekam davon Nachricht, er stellte sich krank, oder war es in der That, und lies sich den Tag vorher mit seiner Schönen trauen. Auf solche Weise entgieng er diesesmal den schalkhaften Streichen, die man ihm spielen wolte.

Bey so gestalten Umständen siehet man wohl, daß Gundling dem ganzen Hof zum Gelächter dienet; dem ungeacht aber will man doch gleichwohl wissen, daß er öfters ganze Stunden lang mit dem König allein im Cabinet verschlossen sey, daß er bey ihm schreibet und arbeitet, daß er vielen Leuten nützlich und andern Menschen schädlich wäre, u. s. f. Wenn dieses sich so verhält, so setzen ihn diese Umstände in der That zu weit über einen königlichen Hofnarren.

Dem sey nun wie ihm wolle, Gundling hat nichts weniger, als den Witz eines aufgeräumten Kopfes, der durch einen gewissen Verschlag, oder durch gewisse Ausfälle kurzweilig und poßirlich ist. Sein ganzes Wesen ist dunkel und ernsthaft: alles was ihn lächerlich macht ist ein pedantischer Hochmuth, darinnen ihn doch noch unsäglich viele andere Gelehrte übertreffen. Ich habe selbst noch einige Briefe von ihm, die ein ganz ordentliches und gesetztes Wesen anzeigen, und nicht das mindeste ausschweiffen-

des

des haben. Seine Bücher, die er heraus gegeben, sind alle gründlich geschrieben, doch ohne vielen Geist. Es scheinet demnach, als wolte der König hier einen Gelehrten den Soldaten zum Schauspiel machen.

Sonst hat der arme Gundling eine nicht gar glückliche Gesichtsbildung, und ich fürchte sehr, daß der Ausgang seiner abentheurlichen Geschichten derselben gleichförmig seyn dörfte:

* * *

Das Ende des unglücklichen Gundlings, welches An. 1732. sich ereignete, bewähret diese Prophezeyhung. Ich will die Nachricht davon, wie ich sie erhalten habe, von Wort zu Wort mittheilen: "Wir haben am verwichenen Donnerstag allhier ein Begräbniß gehabt, "von dem Herrn geheimen Rath, Baron von "Gundeling, welches folgender Gestalt ist vor "sich gegangen; Es ist derselbe, so bald er verschieden, aus dem Schlosse auf königliche Ordre weggetragen, auf einem Brett nach der "verwittibten Laquaienfrauen Hause, allwo die "Chirurgi denselben geöfnet, gebracht, nachhero "sind ihm seine Kleider angezogen, und er in das "Faß gelegt worden, welches ihm der König schon "vor etlichen Jahren hatte machen lassen. Es "sind an solchem ordentliche Bänder um und "um, daß die Helfte kan abgenommen werden, "anstatt eines Deckels; Es ist auch ordentlich "mit fein Welsch ausgeschlagen, und schwarz "angestrichen wie ein Sarg, nur daß auf die "oberste Helfte ein weises Creutz über das Faß "her-

"herunter gieng. Auf beyden Seiten des Fas-
"ses stunden folgende Verse:

Hier lieget ohne Haut,
Halb Mensch, halb Schwein, ein Wunderding:
In seiner Jugend klug,
In seinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz,
Des Abends allzeit voll,
Beweint, ruft Bachus laut!
Diß theure Kind, ist Gundeling.

"Er ist auch in selbigem Faß begraben worden. "Alle Generale, alle Officier und sowohl geheime als Kriegsräthe, wie auch der ganze Magistrat der Stadt mit der sämtlichen Bürgerschafft musten dieser Leichenproceßion mit beywohnen. Er wurde bis nach Vorstädt gebracht, "allwo er in der Kirche ein Gewölbe bekommen; "die Herren Prediger aber wolten nicht mitgehen, ob es ihnen gleich der König befehlen lassen, die ganze Schule aber war da, und sungen: Ach wie nichtig, ach wie flüchtig, ist der "Menschen Leben. Herr Faßman hielte ihm die "Parentation. So viel von dem Herrn Gundling.

So weit trieb man an dem berlinischen Hof die Possen mit diesem unglücklichen Menschen. Die Kurzweil der muthwilligen Höflinge starb mit ihm nicht aus. Man suchte andere gelehrte Leute auf, welche fähig waren den Verlust

lust des Herrn Gundlings, wo nicht völlig, doch einigermassen zu ersetzen. Beyliegende zween königliche Patente zeigen, ob und wie man sie gefunden habe. Das zweyte betrifft zum wenigsten einen Cavalier, dessen Schrifften die Welt sehr wohl aufgenommen hat, und der sich sehr unglücklich muß vergangen haben, um einen dergleichen Abschied, wie hier Lit. B. enthalten ist, zu verdienen.

Lit. A.

Wir (*) . . .
Urkunden und bekennen hiemit gegen jedermänniglich, absonderlich vor der eruditen Welt, daß Wir den Wohlgebohrnen, Edlen, Weisen und Hochgelahrten, Unsern guten besondern ꝛc. Grafen von Stein, in Ansehung desselben weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Müntzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pneumaticis, und Staticis, wie nicht weniger in der Cabbala und Erkäntnis und Prüfung der guten und bösen Geister, deren Nutzen und Gebrauch und Misbrauch, imgleichen in der wunderbaren Lehre von den Præ-Adamitis, und deren vormaligen Wirtschafft und Haushaltung, auch sonst in Historicis und Metaphysicis, Logicis, Rhetoricis, Cataploricis, vor allen andern aber in der Algebra, Arte combinatoria und der Punctirkunst und Boutonomantia, auch in der

(*) Den hohen Namen des Königs haben wir aus Ehrerbietung weggelassen.

weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung; zum Vicepräsidenten unserer Königlichen Societät der Wissenschafften auserseheen, ernannt, angenommen und bestellet haben; thun auch dieses hiermit und in Krafft dieses also und dergestalt, daß besagter Graf von Stein in der Ordnung der zweyte Socius von ermeldter gelahrten Gesellschafft seyn und bleiben; was zu deren Nutzen, Aufnehmen und heilsamen Beförderung ihres bereits erworbenen Ruhmes gereichen und ersprießlich seyn kan, beytragen und es daran in keinem Stück ermanglen lassen soll, wie es einem fleißigen getreuen und wohlintentionirten Vicepräsidenten und Socio anstehet, eignet und gebühret, auch der gesamten löblichen Societät zuversichtliches Vertrauen desfalls zu Ihm gerichtet ist. Er soll auch dahin sehen und fest darüber halten, daß die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire, und ein jegliches Membrum wenigstens ein Specimen Eruditionis, alle Jahr, durch den Druck heraus geben müsse. Der Vicepräsident, Graf von Stein aber, bleibet von solcher Arbeit dispensiret; obgleich sein herrliches und erleuchtetes und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem besten Klee- oder Waitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productiones in der Menge hervor zu bringen mehr als gar zu tüchtig und geschickt wäre. Auf das Calenderwesen in unserm Königreich, Provinzen und Landen muß der Vicepräsident Graf von Stein eine sorgfältige und genaue

At-

Attention haben, damit keine Unterschleiffe dabey vorgehen, keine fremde Calender eingeführet und gebrauchet, auch die Gelder, so von denen Calendern einkommen, zu keinem andern Ende als wozu sie destiniret, angewendet, übrigens aber, bey Verfertigung der Calender, dem Publico und insonderheit denen Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vorher wissen wollen, zur Freude und Nutzen, alle Behutsamkeit gebrauchen, damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre; ingleichem die Krieges und Friedens-Läufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben als von nöthen, gebrauchet, der Sonnencircul nicht verkehret und viereckigt sondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel als ihrer seyn können angesetzet, die verworffene oder böse Tage aber vermindert werden mögen. Daferne auch der Vicepräsident Graf von Stein besondere Veränderungen anmerken solte: e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworffen habe, oder daß er mit dem Saturno Venere und Mercurio im Quadrat stünde, oder auch daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanellae Zeiten angemerket worden, sich noch weiter aus dem Geleise geben und verrücken oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii Principiis, abschleiffen und verschlingen solte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwanz-

sternen zu vermuthen wäre; so hat der Vice-Präsident Graf von Stein ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mitteln und Wege, wie denenselben am besten abzuhelfen, bedacht zu seyn. Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobbolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen; so ist demnach dem Vicepräsidenten Grafen von Stein aus dem Prætorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Währwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellschafften nicht ermangele, sondern deren Dinge eine grosse Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen, Heiden, Gruben und Höhlen auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also Er, der Graf von Stein, nicht ermangeln, sein äuserstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6. Thalern bezahlet werden. Alldieweil auch eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, alle 10. Jahre gewisse Ordensleute Jesuiter und an-

der

der dergleichen Geschmeisse und Ungeziefer von Rom anhero kommen, so muß der Vice-Präsident von Stein nicht allein diesem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen, um sie, wo möglich feste zu machen und zur gefänglichen Hafft zu bringen, sondern auch keinen Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünschel-Ruthe, durch Seegensprechen, Allruncken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, oder verborgen, ausfündig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolget werden; wie er dann auch von jeglichem Thresor, welchen er ausgraben wird, den vierten Theil zu geniessen haben, und solches zu reicher und ansehnlicher Belohnung seiner leistenden treuen und angenehmen Dienste Ihm angedeyhen soll. Imgleichen soll er aller Privilegien, Freyheiten, Präeminentien, Recht und Gerechtigkeiten, so andern dergleichen Vicepräsidenten competiren und zustehen sich ebenfalls zu erfreuen haben, und dabey so es dessen bedürftig, wieder allen Eintrag, Belästigung und Betrug ernst- und nachdrücklich geschützet, mainteniret und gehandhabet werden. Zur Urkund haben Wir diese Bestallung eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Insiegel bedrucken lassen. So geschehen Berlin den 19. Januar. 1732.

(L.S.)

Lit. B.

Congé expedié au Baron de P***
à sa Retraite de Berlin.

Nous * * * * * * Savoir faisons par les presentes que le Baron de P*** natif de Berlin et autant qu'il nous est connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la chambre de feu notre Grand pére de glorieuse memoire; comme aussi au service de la Duchesse d'Orleans dans la même qualité, Colonel à celui d'Espagne, Capitaine de Cavallerie dans l'Armée du feu Empereur, Camerier du Pape, Chambellan du Duc de Brunsvic, *Enseigne au service du Duc de Weimar*, Chambellan à celui du feu notre Pére de bien heureuse memoire; enfin, et en dernier lieu Grand Maitre des Ceremonies au nôtre: se voyant comme *inondé et emporté* par le torrent des emplois militaires les plus honorables, et des plus eminentes charges de la cour, qui successivement ont plu sur sa personne; las du monde et entrainé par les mauvais exemples du nouveau Chambellan Montaulieu (*), qui peu de tems avant lui,

(*) Dieser Montaulieu war ein Sohn des General de S. Hypolite der vormals in savoischen Diensten stund,

lui, à deserté la cour: le dit Baron de P** nous a recherché et treshumblement suplié de lui acorder en grace un congé honete pour le maintien de sa bonne reputation et renomée.

Deferant donc à sa demande et ne jugeant pas à propos de refuser à sa bonne conduite le temoignage dont il nous à requis, vu les importans services qu'il à rendu à notre cour royale *par ses plaisanteries* & les amusemens qu'il à procuré à nôtre Pere defunct l'espace de neuf ans. Nous n'avons pu nous empecher de declarer à la gloire du Baron, et declarons que pendant tout le tems qu'il à passé à notre service, *il n'a été ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourse, ni empoisonneur, qu'il n'a point ravi et violé de jeunes filles, calomnié grossierement,* ou porté la

 moin

---

stund, und darinn seinen Arm verlohren hatte. Er hatte in Leipzig eine Verwandtin, welche daselbst mit dem reformirten Prediger versprochen war: Sie besas grosse Reichthümer. S. Hypolite meynte, sie solte sich besser für seinen Sohn schicken. Er kante die Welt, und wuste, wie man die schon halb erwischte Beute dem Geistlichen wieder abjagen solte. Er lies seinen Sohn gegen Erlegung eines Stück Geldes zum königlichen Cammerherrn machen, und damit nach Leipzig reisen. Die Schöne wurde bald von ihrem Vetter, der wohl aussah, geblendet, der goldene Schlüssel hatte

moindre attente à l'honneur de quique ce soit à notre cour ; mais qu'ils s'est toujours conduit en galant homme et convenablement à son origine, n'ayant jamais fait qu'un usage honete des talens que le Ciel lui à accordés pour atteindre au but du theatre qui est de representer agreablement et plaisammént le redicule des hommes, afin des les en corriger par là.

De meme, il à toujours suivi tres sincerement le conseil de Bachus quant à la modera-

---

hatte über sie eine magische Kraft; sie wurde der Kirche untreu, um Frau Cammerherrin zu werden. Der Geistliche muste mit einem feinen Abtrag vorlieb nehmen, und der Herr Baron von Montaulieu brachte darauf seinen eroberten Schatz, als ein andrer Jason nach Berlin. Die Verschwendung ist sonst nicht das im Schwang gehende Laster dieses Hofes, wo die Haushaltungskunst auf das höchste getrieben wird. Man kan also leicht urtheilen, wie grosses Aufsehen der junge Montaulieu durch seine Ausgaben müsse gemacht haben; sie giengen so weit, daß er in wenig Jahren seiner Frauen grosses Gut, zu 2. Tonnen Goldes völlig durchgebracht, und sie in solche Umstände gesetzt hatte, daß sie nichts als ihre Kleider übrig behalten: Unterdessen, daß er sich mit einem Schatz an Jubelen und Edelgesteinen zu 50. bis 60000. Thaler werth soll davon gemacht, und was kaum glaublich, noch weit mehr Schulden hinterlassen haben. Siehe Leben Friedrichs Wilhelms, Königs in Preussen p. 1062.

deration & à la ſobrieté et pouſsé la charité chretienne jusqu'a faire pratiquer aux paiſans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir: il poſſedoit encore parfaitement les Anecdotes de nos chateaux et maiſons de plaiſance et particulierement les liſtes de nos vieux meubles et ſavoit de reſte par ſes merites ſe rendre utile et ſerivable aupres de ceux *qui connoiſſoient la mechanceté de ſon eſprit et le peu de bonté de ſon coeur.*

Nous rendons de plus temoignage au dit Baron qu'il ne nous à jamais fait mettre en colére, ſi ce n'eſt lorsque ſon importunité paſſant toutes les bornes du reſpect, eſſuioit de profaner et de deshonorer les cendres de nos glorieux Ancètres d'une maniere indigne et inſupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes et ſteriles, que les plus beaux corps ont leurs diformités et les tableaux des plus grands peintres leurs defauts; nous voulons bien auſſi pardonner au dit Baron ſes fautes et defauts; et nous lui accordons par la preſente, quoi qu'a regrêt, le congé qu'il à ſollicité, voulons au ſurplus abolir et aboliſons entierement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la memoire en ſoit pour jamais effacé parmi les hommes; ne croyant pas que

personne soit digne de remplir la dite charge aprés le susdit Baron.

Donné à Potzdam le 1. *d' Avril* 1744.

IV.

Abbildung des Professor G**

Der Professor gehöret unter die lustigen und aufgeräumten Gelehrten. Wenn der König in Preussen sich gern eine Kurzweil mit gelehrten Leuten machen wolte, so solte er diesen an statt des unglücklichen G** nach Hof kommen lassen. Er würde bessere Bescheide und sinnreichere Scherzreden von sich geben können. Ihm lacht die Freude, der Verstand und ein jovialisches Wesen aus den Augen. Er hat die muthwilligsten Einfälle von der Welt, das ganze menschliche Geschlecht muß seinen gelehrten Spöttereyen herhalten. Die Götter selbst sind nicht sicher vor seinen Anzüglichkeiten, er findet das Lächerliche bis auf den Thronen der Majestäten.

Nie hat noch ein ernsthafter Witz, und eine gründliche Gelehrsamkeit sich besser mit einem lustigen und aufgeweckten Kopf vertragen. Er besitzt Wissenschaften, die einem grossen König angenehm, und einem Land nützlich seyn können. Er würde sich also nicht

nicht übel nach Hof schicken; doch er ist noch besser auf einer hohen Schule; da kan er reden und schreiben, was er will.

Es herrscht unter dem Herrn G*** und seinem Herrn Gevatter, dem Canzler L***, eine beständige Eifersucht; so gute Freunde sie auch sind, wann sie mit einander trinken, welches oft geschiehet. L*** ist ein Mann von einem ernsthaften und hochmüthigen Ansehen, er heget eine grosse Einbildung von sich selbst: sie ist nicht ganz ungegründet: Der Mann ist wirklich gelehrt, und von einem erstaunlichen Fleiß. Er hat einen starken Anhang und wagt in den Geschichten der mittlern Zeiten vieles auf Muthmassungen. Er will denselben sogar die Ehre der Wahrheit erwiesen haben. G*** ist schlimm; er ist auch in diesen Gegenden bekannt. Er findet hier den Herrn Gevatter öfters in dem Land der Feen und der Träume. Nichts ist sodann sinnreicher als seine Art, den Herrn Gevatter zurecht zu weisen. Also wetzen und schleiffen sich diese beyde belesene Männer einander selbst, zum Besten der gelehrten Welt, welche ihnen manche gute Erläuterungen in den teutschen Geschichten und dem daraus fliessenden Staatsrecht zu danken hat.

In seinen Lesstunden lacht man öfters mehr, als in einer Comödie. Er lacht auch selbst so herzlich mit, daß ihm darüber sein dicker Bauch schockelt. Er ist gesetzt und dick von Leibe, hat eine frische Farbe, ein sehr fleischigtes

tes Gesicht mit rothen Hängbacken und einen doppelten Kien.

So viel Witz und Vernunft er besitzet, so stark ist auch sein Gedächtnis. Er lieset viel, und kan alles sehr artig wieder vorbringen. Man muß ihm zuhören, wenn man auch gleich nicht will; ja man hört ihn öfters in seinen Lesstunden am liebsten, wann er gar nicht studiret hat, denn da erzehlet er seinen Zuhörern die artigste Dingen. Von seinen Einsichten und Wissenschaften zeigen seine Schriften.

So viele Ehre und so vielen Ruhm aber dieser gelehrte Mann durch seine Wissenschaften sich bisher erworben hat, so sehr schändet ihn sein leichtfertiges Weib. Sie ist eine Base des wirklichen Staatsministers, Herrn von K **. Diese nahe Anverwandtschaft brachte ihm den Titel eines geheimen Raths zuwegen. Wiewohl es seitdem Mode ist, daß unsre grosse Herren bald so viele Räthe auf ihren hohen Schulen, als bey ihren Höfen haben; ohnerachtet sie die wenigsten davon kennen.

Die Frau geheime Räthin siehet wohl aus: sie hat alle Reitzungen einer wollüstigen Venuspriesterin. Man erzehlet, daß einsmahls ein junger Edelmann, der bey ihm die Collegia besuchte, der rechten Thüre verfehlet, und zu der Frauen ins Zimmer gekommen wäre. Man weis nicht, was den guten Professor eben damals nöthigte, aus seinem Hörsal sich zu derfel-

selbigen zu begeben. Gelehrte Leute haben allerhand Einfälle. Genug er kam in ihre Stube, und fand bey ihr eine schöne blonde Perucke auf einem Stuhl hangen. Er fragte, wer solche dahin gebracht hätte? Das verschmitzte Weib, so reich an Einfällen, als an Buhlerstreichen, antwortete: sie hätte ihn längst gern eine guten Perucke auf dem Kopf gesehen, und zu dem Ende diese heimlich bestellen lassen, in Hoffnung, sie würde ihm gefallen. Der weise Mann glaubte seiner höflichen Frauen, oder that zum wenigsten so: Er setzte die Perucke auf, und gieng davon. Der Edelmann, der sich so lang versteckt hatte, als diese Unterredung währete, kam darauf wieder zum Vorschein, und muste sich bequemen, des Herrn Professors kleine schmutzige Perucke aufzusetzen, um damit sich aus dem Hause zu machen.

V.

Der Abt, Graf von Buquoi.

Unter vielen ausserordentlichen Menschen, die ich in der Welt gekant habe, war keiner wunderbarer, als der Graf von Buquoi. Ich glaube, daß man mir Dank wissen soll, wann ich das Andenken eines Mannes, der eine solche besondere Person in der Welt gespielet hat, zu erhalten suche; denn da er mehr den Höfen, als den Gelehrten bekannt war, so ist es kein Wunder, daß diese weder in ihren historis-

storischen A. B. E. Büchern noch sonst von ihm einige Meldung thun: Da er doch allein wegen des Eifers, womit er die unumschränkte oder sogenannte despotische Gewalt, als das gröste Ungeheuer in der menschlichen Gesellschaft anzugreiffen, und bis zu seiner äussersten Gefahr zu bestreiten sich erkühnet, unter den grossen Leuten eine ganz eigne Stelle verdienet.

Er war aus einem vornehmen Geschlecht in Frankreich, und von Jugend auf zu ausserordentlichen Dingen geneigt. Seine Lebhaftigkeit gerieth von einem Abweg auf den andern. Aus einem Freygeist wurde er ein schwermender Heiliger. Aus einem Soldaten ein Cartheuser-Mönch. Aus einem Mönch ein Feind der Menschen und seines Lebens. Aus einem Menschenfeind, ein büsender Wandersmann: Hernach ein elender Schulmeister; Ferner ein Glaubenslehrer, ein Weltmann, ein Menschenfreund, ein Aufrührer, ein Gefangener, ein Flüchtling, ein Staatsheld, ein Sittenlehrer an Hof, und ich weis nicht was noch mehr. In einem Alter, da man die Welt am meisten lieb gewinnet, trieb er den Haß gegen dieselbe so weit, daß ihm der strenge cartheuser Orden noch zu Weltförmig schien; Er wolte sich mit der Welt ganz und gar abwerffen, und insonderheit seine plauderhafte Zunge strafen. Er gab sich also in die wegen ihrer abscheulichen Strenge berühmte Abtey de la Trappe: Die darinnen befindliche Anachoreten wüteten aus einer schrecklich über-

übertriebnen Andacht in ihr eigen Fleisch und Blut. Buquoi wolte auch hier das äuserste aufsetzen, allein er schwächte dadurch dergestalt seine Gesundheit, daß er eine Lebensart verlies, die ihm das Leben selbst würde gekostet haben. Er meynte das Herumwandern in der Welt solte sich besser für ihn schicken. Er entschloß sich also nach der Regel des H. Ignatius, die Wallfahrt zu Fuß anzustellen.

Er kam auf dem Weg nach Paris ermüdet und lechzend in einen Weinberg; er brach darinnen eine Traube ab, um sich damit zu erquicken; allein der Hüter ertapte ihn, und fiel ihn mit so derben Worten an, daß Buquoi seinen H. Ignatius vergas, und auf einen so groben Menschen, der ihn zu schelten sich erkühnte, seinen Degen zog. Die Reue überfiel ihn gleich nach dieser Heldenthat; er verwechselte zu seiner Erniedrigung seinen galonirten Rock gegen die erste Bettlerskleider die ihm vorkamen, und setzte darinnen seine bußfertige Wallfart fort. Diese Lebensart trieb er eine Zeitlang; allein sie schickte sich so wenig für seinen Leib als für sein Gemüth. Dem ungeachtet, so blieb er doch beständig bey seinem einmal gefaßten Entschluß, der Welt zu entsagen, und seinen Hochmuth zu martern.

Er hielte sich eine Zeitlang unbekannt zu Roan als ein armer Schulmeister auf, und lies sich le Mort, das ist, den Todten nennen. So gros auch diese Vernichtung war, so fand doch

doch seine Eigenliebe darinnen eine Nahrung, daß er wieder plaudern durfte; denn das Stillschweigen in der Abtey de la Trappe kam ihm gar zu grausam vor. Hier lies er also seine natürliche Beredsamkeit wiederum spielen; seine scharfsinnige Reden, und seine mit besonderm Witz begleitete Einfälle machten ihn in dieser niederträchtigen Lebensart bald beobachtet. Die Jesuiten selbst suchten ihn an sich zu locken, allein vergebens. Endlich entdeckte ihn einer von seinen Bekannten; dessen Zureden sowohl als die mühseligen Umstände, worinn er sich befand, bewogen ihn Roan zu verlassen. Er kam nach Paris.

Der Graf von Lausun solte um diese Zeit zum Besten des aus Engeland vertriebnen Königs Jacob eine Landung in Irrland wagen. Buquoi hielte dieses Unternehmen für gerecht: Ein andächtiger Heldenmuth forderte seine fast verloschene Tapferkeit wieder auf. Er wolte sich mit auf die See begeben; allein sein schwächlicher Körper versagte ihm seinen Beystand, er wurde tödlich krank. Da es sich wieder mit ihm besserte, suchte er in der Vorstadt des Heil. Antonii eine geistliche Gesellschaft aufzurichten, deren Endzweck dahin gehen solte, die Wahrheit der Religion zu beweisen; indem er aber die Gegensätze, die man ihm machte, wiederlegen wolte, blieb er selbst im Zweifel stecken: Er war zu redlich einen Heuchler abzugeben. Es fehlte ihm sowohl an genugsamer Ueberzeugung, als an der Macht Wunder zu thun

thun. Er sah also, daß er zu viel gewaget hatte, und beschloß deswegen die Lebensart eines Heiligen, wieder mit derjenigen eines Weltmenschen zu verwechseln.

Er gieng zu seinen Verwandten die ihm eine gute Pfründe zuwegen bringen wolten; weil er aber kein geistliches Leben unter den Geistlichen gefunden hatte, so erwehlte er den Kriegsstand. Wie immer eine Hauptneigung bey diesem wunderbaren Grafen die andre völlig zu Boden warf, so kam auch hier die Ehrsucht auf einmahl empor: sein Geschlecht war durch die Verschwendung seines Vettern, des Grafen von Buquoi, und durch die Ungnade des Hofs in welche er fiel, herunter gekommen; Er suchte also demselben wieder aufzuhelffen und ein Regiment anzuwerben.

Da er eben im Begriff war, solches aufzurichten, wurde er in Burgund gefangen genommen. Man beschuldigte ihn, er hätte in dieser Provinz, sowohl als in Champagne einen Aufruhr angesponnen. Die Unterthanen dieses Königreichs wurden dazumahlen aller Orten von dem Hof mit harten Auflagen und fast unerträglichen Gewaltthätigkeiten bedränget. Es war damals allein der Lermen mit dem lothringischen Saltzcrämer, (Fauconniers,) so groß, daß sich deren etliche tausend stark zusammen rotteten, und mit gewafneter Hand ihren verbotenen Handel behaupten wolten. Der für die Gerechtigkeit gegen die Tyranney unzeitig-

eifrende Graf mengte sich in diese Händel, und würde die Sache weit getrieben haben, wo ihn seine allzugrosse Lebhaftigkeit nicht selbst um seine Freyheit gebracht hätte. Er sprach allenthalben sehr hefftig gegen die gewaltsame Regierung. Man kann sich leicht einbilden, daß ein Volk, welches unter dem Drang und Zwang des Hofs seufzete, dergleichen mitleidige Aposteln gern angehöret. Als er vernahm wie die Salzkrämer wären geschlagen worden, brach er in diese Worte aus: O die armen Teufel, hätten sie mich zu ihrem Anführer gehabt; so solte es jetzo anders mit ihnen aussehen. Er schalt hiebey auf die öffentlichen Beschwerden, womit man das Volk unterdrückte, und setzte, da ihn der Eifer aufgebracht hatte, seinen Worten weder Maaß noch Ziel.

Ein armer Bauren Schulz hörte diese Reden, er erkühnte sich ihn zu fragen, wer er wäre, mit dem Bedrohen, daß er ihn angeben wolte. Den Grafen verdroß dieses dergestalt, daß er ihm übel begegnete; worauf dieser die Landreuther herbey hohlte, die ihn gefangen nahmen; und weil sich der Herr von Buquoi ein wenig unbändig bey diesem Handel aufführte und seinen Heldenmuth in einer beherzten Vertheidigung seiner Person zeigen wolte, so muste er mit einigen Rippenstössen dagegen für lieb nehmen.

Weil man auch bey ihm allerhand verdächtige Bücher, Briefschaften, Larven und Mützen, wie

wie auch Schreibtäfelger mit Ziefern geschrieben, entdeckte, so hielte man ihn für den Abt de la Bourlie, welcher um diese Zeit in den Sevennischen Unruhen unter dem Namen des Marquis von Guiscard bekannt wurde.

Kurz, der Herr von Buquoi wurde gefangen gesetzt: seine Freunde bemüheten sich ihn wieder auf freyen Fuß zu bringen; allein der Erz-Bischoff von Sens, mit dem er in einen Familien Proceß verwickelt war, zeigte sich als dessen Feind, beschrieb ihn als einen unruhigen und ausschweiffenden Menschen, und machte, da solche Berichte zum Nachtheil des Buquoi nach Hof geschicket wurden, daß dieser wohl bewacht nach dem sogenannten Fort Eveque in Paris gebracht wurde. Er sann auf nichts, als aus der Gefangenschaft zu entrinnen. Es glückte ihm auch, daß er vermittelst seiner unglaublichen listigen Anschläge sowohl aus dem besagten Gefängnis, als aus der Bastille entrann. Die Umstände davon sind hier zu weitläufftig zu erzehlen. Man findet sie in seinem von ihm heraus gekommenen Lebenslauf unter dem Titel: Evenement des plus rares, ou l'histoire du Sr. Abbé Comte du Buquoi, singulierement son evasion du Fort l'Eveque & de la Bastille; avec plusieurs de ses ouvrages, Vers et Proses &c. It. Lettres historiques et galantes de Mad. du Noyer. It. Renneville Inquisition de la Bastille.

Dieser Graf von Buquoi spielte die abend-

theuerlichsten Maskeraden von der Welt, um den Nachstellungen, womit man ihn verfolgte, zu entwischen. Endlich kam er glücklich über die französische Gränzen, und suchte seine erste Sicherheit in der Schweitz. Er meldete sich daselbst bey dem französischen Gesanden Graf von Luc. Es sey um sich zu rechtfertigen, weil er nicht glaubte, daß er ausserhalb Franckreich leben könnte: Es sey aus einer gewissen Verwirrung von Empfindungen und Begriffen, die bey diesem Mann stark unter einander liefen: Genug, der Graf von Luc schrieb seinetwegen an Hof, erhielt aber eine sehr zweydeutige Antwort.

Buquoi begab sich darauf mit grossen und wichtigen Anschlägen nach Holland: dieselben giengen dahin, um Frankreich, wo nicht zu einer freyen Republic, doch wenigstens zu einem solchen Staat zu machen, aus welchem die absolute Gewalt auf ewig solte verbannet werden. Was trauen sich nicht solche Menschen zu, die eine feurige Einbildungskraft und eine mit ihrer Fantasie verknüpfte Stärke des Muths haben, wobey sie ihr Leben heldenmüthig in die Schanze schlagen. Ein wenig mehr zusammen hängendes und gleiches Wesen, woran es dem guten Grafen von Buquoi fehlte, hätte seinen kühnen Anschlägen ein gewisses Ansehen der Möglichkeit geben können, welches sie unter seinen flatterhaften Wendungen und Nebeneinschüssen verloren. Zu einem Helden, der dem gemeinen Wesen aufhelfen will, gehöret ein stand-

standhaftes, ernstliches und großmüthiges Wesen, das nicht allein ein hoher Witz belebet, und mit schlauen Anschlägen begleitet gehet, sondern das auch immer in der Höhe sich zu halten weis; und dabey niemahls schwach, zweydeutig, albern und lächerlich wird. Er muß einen gebietenden und herrschenden Geist haben, den nichts Kleines störet, nichts Groses erschrecket und nichts Ausschweiffendes verächtlich macht. Dem Grafen von Buquoi fehlte es an verschiedenen von diesen Eigenschaften, und die Guten die er besas wurden von andern die ihnen zuwieder liesen unbrauchbar gemacht.

Seine eigentliche Vorschläge, die er den Holländern gethan, sein Vaterland von der despotischen Macht des XIV. Ludwigs zu befreyen, sind mir nicht bekannt worden; vermuthlich kamen sie mit denjenigen überein, welche der Marquis von Guiscard, das Haupt der Sevennen, denen gegen Frankreich in Krieg verbundenen Machten gethan hatte. So viel weis ich, daß es Friede wurde, und daß man dergleichen Projectenmacher weiter nicht anhörte.

Der gute Graf von Buquoi, den seine unmäßige Lebhaftigkeit immer zu grossen Dingen anfeuerte, deren Wirkung sie doch zugleich eben dadurch, weil sie unmäßig war, verhinderte, wanderte darauf an unsern teutschen Höfen herum. Er hatte sich eine Zeitlang in Dresden, insonderheit aber an den braunschweigischen Höfen, zu Hannover und zu Wolfenbüttel aufgehalten.

Er war mittelmäßiger Grösse, schlank, biegsam, hurtig und wohlgegliedert. Er hatte starke Linicmenten, muntre, lebhafte Augen, und die Bildung eines klugen Mannes. Im Jahr 1731. als ich ihn zu Frankfurt kennen lernte, trug er sein eigen Haar, welches schon ziemlich mit grau durchmenget war. Er sagte mir damahls er würde nach Antwerpen in ein Closter gehen, und die Welt, deren er völlig überdrüssig wäre, verlassen. Seit dem habe ich nichts weiter von ihm vernommen.*

Aus verschiedenen Unterredungen, die ich mit diesem französischen Grafen hatte, vermeyne ich alle Ursache von der Welt zu haben, ihm die beste Absichten zuzutrauen. Wiewohl er dabey sehr ausschweiffte Er war für einen Weltmann zu ernstlich, und für einen Weisen zu flatterhaft. Er trieb alles in eine wunderbare Scharfsinnigkeit, und zerriß dadurch den Zusammenhang seiner Gedanken, um desto feiner zu seyn. Er war zuweilen kurzweilig ernsthaft, und andächtig kurzweilig. Er vermischte die Weißheit mit etwas lächerlichem, welches seinen Gedanken viel von ihrem Werth entzog, den sie in einer andern Einkleidung würden erhalten haben. Ich kan mir kaum einbilden, daß er alles das wunderliche Zeug soll geschrieben haben, was man von ihm auf einzele Bogen hat drucken lassen. Es sin-

(*) Er starb zu Hannover im Jahr 1740. und muß also wenigstens über 80. Jahr alt worden seyn: Man soll ihn auf die lezte wegen seiner bösen Zunge und liederlichen Aufführung halben gar nicht mehr geachtet haben. Siehe Herrn Hofr. v. Remein. vernünftige Gedancken, T. VI. p. 89.

finden sich aber darinnen gewisse Kennzeichen von seiner Art, sich auszudrücken, welche ihm so eigen sind, daß man sich darüber nicht leicht betrügen kann. Ich rechne darunter die Zuschrifft und Vorrede von dem Werck Evenement des plus râres, ou l'histoire du Sr. Abbé Comte de Buquoi . . . avec plusieurs de ses ouvrages Vers & Proses et particulierement la Game des femmes & se vend chez Jean de la Franchise Rue de la Rèforme à l'Esperance à Bonnefoi, 1719. Er nennet sich in der Zuschrift, welche er au Prince le plus génereux et du coeur le mieux bati de la part de la Franchise meme gestellet, le plus poli et cependant le plus fincere Mr. de Buquoi, doch setzet er unten dabey avec mesure. Dargegen sind seine Gedancken von der eigenmächtigen Gewalt, von dem Daseyn GOttes, und von den Mitteln wieder die Schrecken des Todes sehr gründlich und schön. Seine einzelne Briefe und kleine Gedichte sind auch meistens unverbesserlich und voller Scharfsinnigkeit: In satyrischen Sachen aber ist er zu ausschweiffend und zu klein. Er verlieret die Hoheit der Gedanken unter gemeinen Sprichwörtern und Redensarten, die er allenthalben mit einstreuet.

Es sind wenig Menschen, die es mit solcher Kühnheit gewagt, den Grossen die unhöflichsten Wahrheiten von der Welt zu sagen, und die, dem ungeachtet, dadurch sich doch nicht ihren Haß zugezogen haben. Einige konnten sich nicht besser verantworten, als daß sie den

Grafen einen Gecken schalt: C'est un fou, hieß es, il peut dire tout ce qu'il veut. Andere hingegen, welche den Grafen besser kanten, urtheilten von ihm weit glimpflicher; sie verwiesen ihm seine Freyheit, indem sie zugleich die Wahrheiten die er sagte bewunderten und ihm Beyfall geben musten.

Er war von Natur ein abgesagter Feind von aller absoluten Gewalt. Er fand solche abscheulich; und wann es in seinem Vermögen gewesen wäre, die ganze Welt wieder den König in Frankreich in Waffen zu bringen, so würde er als ein wahrer Staatsmartyrer darüber sein Leben aufgeopfert haben. Allein so gros auch sein Eifer für die heiligen Rechte der menschlichen Gesellschaft war, so konnte er doch nichts mehr damit ausrichten, als daß ihn einige deswegen lobten, andre aber für einen großmüthigen Fantasten hielten.

Die besten Vernunftschlüsse gelten nichts gegen eine Macht, die keine andre Ursache von ihren Handlungen giebt als: Car tel est notre plaisir. Ein gewisser Fürst pflegte insgemein unter seine Befehle die Worte zu setzen: Sans raisonner. Dergleichen Regenten verdienen daß sie lauter Maschienen zu Räthen hätten; doch dieses würde desto elender für die Unterthanen seyn, und hernach heissen:

Delirant Reges plectuntur Achivi.

Die Gründe, womit Buquoi die absolute, oder un-

unumschränkte Gewalt der Fürsten angriff, bezog sich auf GOtt, auf die Natur und auf die Glückseligkeit der Menschen. In Ansehung GOttes, sagt er, ist es ein abscheulicher Frevel, daß der Mensch sich gleichsam an GOttes Stelle setzt, und gleich wie er nach seinem eignen Willen und Gutdünken in der Welt herrschen will. Er nennet solches eine greuliche Atheisterey und die erschrecklichste Entheiligung seines Namens, wenn ein Fürst, GOtt, als das allerheiligste Wesen zum Deckmantel seiner herrschsüchtigen Unternehmungen gebrauchet. Sind die Sachen in der Welt so beschaffen, daß dieselben einen Fortgang haben, (dann GOtt ist nicht verbunden, die Ordnung der Dinge zu unterbrechen, um dergleichen Unternehmungen zu verhindern,) so sind die Menschen so unwissend, daß sie eine solche unumschränkte Macht für eine Sache halten, die selbst der Himmel billiget. Ja sie nehmen solche wohl gar zum Exempel, um andre Regierungsarten darnach zu mustern und einzurichten. Wohin leiten uns nicht die traurige Folgen solcher verkehrten Gedanken, worüber die Natur erzittert, und der Himmel, der nichts als Ordnung liebet, sich entsetzet.

Die Natur, fährt er fort, verabscheuet auf gleiche Art, was ihre Ordnung und ihre Bande zerreiset. Es ist in ihr ein beständiger Zusammenhang in der Uebereinstimmung und in der Verhältnis aller ihrer Theile, welche gleichsam nur einen Cörper ausmachen;

wir entdecken in unserm Herzen zwey Hauptneigungen. Die eine beziehet sich gerad auf uns selbst, und auf alles was uns Vergnügen macht. Die andre geht ebenfalls auf uns selbst, allein sie nimmt zugleich einen Umweg; sie ist die Neigung zur Ehre, welche uns die Hochachtung andrer Mensen zuziehet.

In diese beyde Empfindungen theilen sich gleichsam die Hauptneigungen unsres Herzens. Alle unsre Handlungen und Absichten fliessen aus dieser Quelle. GOtt als der Ursprung alles dessen was ist, muß nothwendig gut seyn: er kann also nichts anders, als das Gute wollen. Alles was er in besondern Fällen wirket, ist eine Vorbereitung auf eine allgemeine Glückseligkeit. Man siehet wohl, daß einige Theile leiden müssen; allein solches geschiehet nur um das Ganze zu erhalten. Weil nun GOtt gut ist, so will er auch, daß wir uns selbst lieben sollen. Wie könnten wir sonst eine Empfindung desjenigen Guten haben, dessen er uns will geniessen machen? Wir können also die Liebe für uns selbst so weit treiben, als sie gehen kann: weil aber neben uns andre Menschen sind, die eben solche Triebe sich zu vergnügen empfinden, so folgt daraus, daß wir einander in der Absicht auf unser eignes Vergnügen etwas nachgeben und aufopfern müssen, um in dem Zusammenhang der Ordnung das allgemeine Vergnügen zu befördern. Dieses allgemeine Vergnügen kann nicht bestehen, als in so weit ein jeder etwas von dem seinigen darzu mit beyträgt, mithin seinen Absichten und Handlun-

hungen solche Gränzen setzet, damit sie das Vergnügen eines andern nicht stöhren.

Dieses ist sehr dienlich, allein eine Wahrheit, so überzeugend sie auch immer seyn mag, würde dennoch die Menschen wenig rühren, wann nicht der Urheber unseres Wesens unsern Begierden Einhalt gethan; indem er uns zugleich eine Neigung eingeflösset, welche uns den Beyfall und die Hochachtung andrer Menschen suchen macht, und welche wir nicht erlangen können, als nachdem wir uns solche etwas kosten lassen. Auf solche Weise hat es GOtt wunderbarlich so eingerichtet, daß wir unser eigen Vergnügen dadurch befördern, indem wir demselben sogar das allgemeine Vergnügen vorziehen.

Sehet hier den grossen Zusammenhang in dem bürgerlichen Leben. Sehet hier die Nothwendigkeit die einen jeden verbindet, die Absichten seines eignen Wohlseyns nicht über dasjenige Ziel zu messen, welches ihm das allgemeine Wohlseyn entgegen setzet: Ja, wo die Eigenliebe, um ihrer selbst willen, sich bescheidet, auch das Wohlseyn andrer Menschen mit in Betrachtung zu ziehen.

Die uneingeschränkte Gewalt ist diesem schönen Zusammenhang des bürgerlichen Lebens ganz zuwieder: sie will nichts als für sich allein: sie vertilget aus dem Herzes die sonst unauslöschbare Triebe der Natur; sie wird grausam, weil sie unnatürlich ist; und wird ungerecht, indem

dem sie die Stimme der Natur durch ihre Herrschsucht betäubet. Doch, raset nur ihr Tyrannen: schreckt und plagt die Menschen, wie ihr wollt: verblendet ihre Sinnen, und lasset euch gar, wann ihr könnet von ihnen anbeten und zu Gottheiten machen. Ihr werdet doch deswegen nimmer die Natur bey euch schweigen machen. GOtt hat ihre Züge zur Erhaltung seiner weisen Absichten und zur Bevestigung der heiligen Rechte der Natur allzustark den Herzen der Menschen eingepräget.

Allein, ihr wollet keine Tyrannen heissen. Ihr nehmet die gemeine Wohlfart zum Vorwand. Ihr erkennet also auch wieder euren Willen, daß ihr deswegen nur den Scepter führet, um solche zu besorgen; Ihr wisset, was ihr thun solt, warum thut ihr dann das Gegentheil? Der Glanz der Sonnen umleuchtet eure Augen und ihr wandelt im Finstern. Wie soll man dieses nennen? Doch, was bekümmert ihr euch um dieses Geschwätz? Ihr wollt nun einmahl nichts anders thun, als was euch gefällt. Nun wohlan! Ich will dann auch nur thun was mir gefällt. Ich bin ein Mensch; Ein Mensch gilt so viel, wie der andre: was habt ihr für Vorzüge vor mir? Es kommt alles auf das Herz an: Gesetzt, ich habe ein so böses Herz wie ihr: Dann euer böses Exempel verbindet mich nicht gut zu seyn. Welche Treue, welche Aufrichtigkeit könnet ihr euch also von mir versprechen? Es ist wahr, ihr könnet mich zwingen,

gen, weil ihr die Gewalt in Händen habt; ich aber kann mich verstellen: Seyd ihr also sicher? keines Wegs.

Ein Waghals oder ein Held, man kan ihn nennen wie man will, erkühnet sich eure Macht zu stürzen: Er gewinnt einen Anhang: Ich schlage mich zu ihm: Ihr habt mich bisher zittern gemacht: Ich habe das Recht alles zu unternehmen. Warum nicht? Ihr masset euch solches an. Wer kann mir Gesetze geben, wann ich auch eine Macht überkomme, euch zu schaden? Wohlan wir ziehen gegen einander zu Feld, der Krieg entscheidet nicht das Recht, sondern die Macht. Ich oder ein andrer, der euch überwindet, der schreibet euch Gesetze vor, deren Gerechtigkeit ihr so wenig erkennet, als man jetzo die eurige erkennen kann.

Sehet ihr eigenmächtige Fürsten! sehet wohin euch die Grundsätze einer unumschränkten Macht führen. Ihr gebt dadurch andern das Schwerd in die Hände, welches sie euch selbst an die Gurgel setzen können. Ihr stürzet euch durch diejenigen Waffen, womit ihr euch über alle Menschen hinaus setzen wollet. Ihr werdet selbst euer eigner und gröster Feind, indem ihr den Himmel, die Natur und die Menschen gegen euch heraus fordert.

Es ist also richtig, daß ein Tyrann, das ist, ein Fürst, der sein Volk nach einer unumschränkten Macht beherrschet, weder GOtt, noch

noch die Natur auf seiner Seiten hat; vielweniger wird er sich der Hochachtung der Menschen versichern können; denn was GOtt und der Natur wiederstrebet, das kann unmöglich gefallen. Es ist wahr: Der Fürst kann seine Absichten verstellen, er kann etliche Menschen aus dem Staub erhöhen, und ihren Beyfall durch die Ehrenämter und Reichthümer gewinnen, welche er ihnen mittheilet; allein gegen zehen, die er auf solche Weise zu fesseln vermeynet, ihm treu, hold und gewärtig zu seyn, sind tausend, die seine Macht verabscheuen, ihn hassen, lästern und verfluchen. Hochschätzen können sie ihn unmöglich; und wann sie gleich die Furcht zurück hält, ihre Empfindungen blicken zu lassen, so werden sie dadurch doch mit nichten ausgerottet. Es kommt nur auf eine Gelegenheit an, damit herauszubrechen. Diese können sich nach Zeit und Umständen dergestalt äussern, daß ein gewaltsamer Fürst an seinen eignen Unterthanen auch seine ersten und grösten Feinde findet: sie werden ihn zu stürtzen suchen, so bald sie können. Ein Mensch hat sich immer vor seines gleichen zu fürchten. Eine ungerechte Gewalt reitzet zur Rache; und was vermag nicht ein Mensch, der von dieser Leidenschaft aufgebracht ist? Zumahl wenn er nichts, als ein Leben zu verlieren hat, das die Tyranney eines Fürsten ohnedem unglückselig macht.

Doch ein Tyrann spottet dieser Wuth: er hat eine Leibwache, die ihn bedecket, er hat ein Heer das ihn beschützet: Alles beuget die Knie

vor

vor seiner Macht und richtet seine Befehle aus mit Zittern. Ja was noch mehr: man verehret ihn, als einen GOtt. Zeigt dieses nicht zur Gnüge, daß die Menschen einwilligen, sich seiner Herrschaft zu unterwerffen?

Allein, verkehrter Wahn! Die Menschen lernen hier nur den Uebermuth der Fürsten und ihre Schwachheiten erkennen. Die Verachtung ist mit dieser Erkänntnis unzertrennlich verbunden. Solche Fürsten werden keinen einzigen vernünftigen Menschen auf ihrer Seite haben; dann ein vernünftiger Mensch weis, daß ein GOtt ist; er weis, daß in ihm die Regeln der Ordnung und der Gerechtigkeit ihren Grund haben, daß die Begriffe davon unsern Herzen eingeprägt sind, und daß man also vergebens allerhand Pomp und Pracht vorspiegelt, um das Volk dadurch zu blenden. Die Natur läßt sich nicht zurück treiben: Es darf nur eine Gelegenheit sich ereignen, ihr den Ausbruch zu verstatten, so hat der Fürst von seinem Volk alles zu befürchten.

Man darf nur die Geschichte lesen, um dasjenige zu finden, was die Fürsten, die ihrer Gewalt misbrauchen, zu befürchten haben. Man würde keine Republik finden, wann nicht solche Empörungen und solche Tyrannen gewesen wären, die darzu Anlaß gegeben hätten. Ja die Herrschsucht und Ungerechtigkeit der Beamten waren schon genug dergleichen zuwegen zu bringen. Was hat nicht in den letzten Zeiten Rom

an

an seiner Macht und Hoheit verlohren? Was hat die Schweitz, Holland zu freyen Staaten gemacht?

Noch eins: die Tyrannen suchen sich Freunde, und einen Anhang durch ihre Freygebigkeiten und Geschenke zu machen. Allein sie betrügen sich auch hier. Es giebt unter denen, die sie für ihre beste Freunde achten, eben so hochmüthige Menschen, wie sie: diese ertragen ihre herrschende Gewalt und ihre Hoheit mit einem heimlichen Verdruß. Sie wollen eben so gerne befehlen wie sie; und wie die Fürsten niemahls ihre Begierden sättigen können, die doch fast alles in ihrer Macht haben; wie solten diejenigen in ihren Wünschen sich mehr bescheiden, da sie doch unter seiner Botmäßigkeit stehen, mithin noch lange nicht dasjenige besitzen, was der Fürst besitzet? Sie nehmen also nur die Geschencke und Wohlthaten an, weil sie ihr Glück zu machen suchen, so gut sie können; sie werden aber deswegen den Tyrannen weder lieben, noch hochachten; weil sie wissen, daß er ihnen nur deswegen Gutes thut, um sich in seiner Macht zu erhalten, und sich durch sie eine Schutzwehr gegen das Volk zu machen. Sie sind also Wohlthäter, weil sie schaden wollen, und suchen einige zu gewinnen, um alle zu unterdrucken. Haben diese Fürsten nicht alles, auch sogar von denen zu fürchten, die sie durch Wohlthaten erheben? Denn weil sie immer dessen Ungnade zu fürchten haben, so werden sie bey der ersten Gelegenheit der Gefahr zuvor zu kommen

men trachten, und ihren eigennützigen Wohlthäter stürzen helfen.

Ja, wenn es auch eine Möglichkeit wäre daß es alle Unterthanen gut mit einem solchen Fürsten meynten, wie sich das Gegentheil erweiset, so würde doch dieses ihn nie von der Schande befreyen, daß er das menschliche Geschlecht hat unterdrucken helfen. Man würde allezeit seine Regierungsart verdammen, und wenn ja die gegenwärtige Zeiten dißfalls mit einer viehischen Dumheit und Unwissenheit gestraft wären; so würden doch die künftige Zeiten dessen Andenken verpfuyen und abscheulich halten: Sie werden ihm einen Titum, einen Trojan und einen Antonin entgegen stellen, um durch die Exempeln dieser vortrefflichen Kayser die Ehre der Menschlichkeit zu retten, welche ein Tyrann schändet.

So dachte und so schrieb der Graf von Buquoi wieder die unumschränkte Gewalt und eine tyrannische Regierungsart. Ich habe diese Gedancken aus einem seiner Briefe, den er sur l'Authorité geschrieben hat, ausgezogen, und hin und wieder mit meinen eigenen erläutert, weil sie mit den seinigen auf gleichen Gründen ruhen. Der Graf von Buquoi war sonst in seinen Vorträgen nichts weniger als mathematisch. Er hatte einen zu starken Einschuß von Gedancken, welche er bey seiner allzugrossen Lebhaftigkeit zuweilen sehr untereinander mengte und in solcher Zubereitung auftrug. Dieses

ses machte, daß seine Gedanken und Schriften unter den Gelehrten nicht den Beyfall gewonnen, welchen sie sonst wegen vieler scharfsinnigen Einsichten wohl verdienen. Die Gründe, worauf er bauet, sind allezeit gleich gut und gleich sicher: sie beziehen sich auf GOtt, auf die Natur, auf den allgemeinen Beyfall der Menschen und auf die Erfahrung. Dieses sind in der That die lautersten Quellen der Wahrheit. Seine Schriften müssen nothwendig sehr rar werden, weil sie fast allesamt nur auf einzelne Bögen sind abgedruckt und hin und wieder zerstreuet worden. Es verlohnt sich noch wohl der Mühe, daß man solche sammlete und miteinander, jedoch ohne Unterscheid und Wahl, auch nöthigen Anmerkungen, heraus gäbe. Es sind lauter Originalien; denn der Graf copirte niemand: Er war sich selbst sein eignes Muster und hatte bey allen seinen Ausfällen doch immer einen guten Grund. Man kan nicht läugnen, daß er öfters seine Freyheit im Urtheilen bis zur Verwegenheit, ja gar bis zur Lästerung trieb und sogar auch gegen seine gröste Wohlthäter anzüglicher und schimflicher Reden sich bediente: Man hielt ihm aber alles zu gut. Er schrieb als ein Mann von hohem Stande, der sich seiner Geburt halben mehr heraus nahm frey zu schreiben, als andre, die blos aus eigennützigen Absichtē Bücher drucken lassen. Ich will nur ein paar Proben davon hier mit beyfügen.

La Bête

ou

Le Despotisme outré,

Sonnet.

Engéance de Sathan, joug trop injurieux;
Abus, rigueur, excés du pouvoir arbitraire!
Ton Empire veut-il malgré l'ordre et les Dieux,
Par cent nœuds redoublés assurer la misére?
C'est peu par mille maux de te rendre odieux,
J'en connois un plus grand, si l'on te laisse faire;
A l'air dont les Mortels n'ont que pour toi, des yeux,
N'est-tu point ici-bas *la Bête* qu'on révére?
L'encens fume par tout, mais ce n'est point pour Dieu.
Sous ombre de vertu, lorsque le crime a lieu,
Foudre arretez le cours de la Métamorphose;
Si-non; Maitre et sujets aiant le coeur payen,
On revêra bientôt, avec l'Apotéose,
Le néant être tout, et Dieu reduit à rien.

L'Equivoque oté
ou
Le Gouvernement défunct
Par opposition à la Régence
à Madame. * * *

MADAME,

Enfin apres trois mois la reponse de Votre Altesse Roiale est venüé. C'est encor beaucoup de grace. Je sais du moins à quoi m'en tenir. *Le Comte de Buquoit*, dit Elle, *prétend il que je m'employe pour le faire venir en France, apres que de vive voix, et par écrit il n'a cessé de se déchainer contre cette Cour.*

Parlez vous Madame de la Cour d'apresent? Je l'admire, N'est elle pas le contre pied de l'ancienne? Elle remet de l'ordre, ou celle-cy ne vivoit qu'en Enfant de Famille qui joüe de son reste. Si la conduite du Regent se soutient, c'est le Cyrus de nos jours, le véritable Dieu-donné. La Postérité continüera son éloge, à mesure qu'Elle augmentera le Blame du feu Roi.

Vrai Roman que Son Regne! Ce que j'y trouve de curieux, sorti d'une guerre qui, épüise

* Nemlich an die Herzogin von Orleans, gebohrne Pfaltzgräfin bey Rheen und Mutter des Regenten.

épuisé de toute façon, devoit le perdre, il ne quite le dessein de transporter de nouveau des montagnes, que pour se jeter dans des entreprises qui demandoint plus de Sang, et plus d'argent, que jamais. *Je le veux, je le puis.* C'etoit donc là le bon sens de ses desseins. Qu'a t'il fait ? Rien, avec un pouvoir immense que de laisser à sa mort les afaires dans une êtrange confusion.

La Paix s'entretient pourtant; les finances se rêtablissent. Que ne peut-on de même rédonner la vie à des millions hommes sacrifiés au vaste de Loüis le grand? L'agriculture et le commerce se raniment. Le Luxe diminüe. La volupté va tomber. Le Sexe, si ce n'est vous, Madame; renvoié au cloitre, ou a la que Noäille, n'aura plus de part aux afaires. Le vrai merite est recherché. Plus de Pontchartrin, le Parlement fournit des sujets pour les plus hautes places. C'est donc tour de bon que la remontrance a lieu. L'Harmonie se remet entre le gouvernement et le Peuple. Que n'esperer pas? On est de bonne foi avec les Voisins. C'est seulement pour l'abus des clefs qu'on se broüille avec le successeur de S. Pierre. Telle est l'administration d'aujourd'hui la condamnation du Regne précédent.

Voila ce que j'ai dit, et que je ne cesse point de dire, Madame, *L'Equivoque oté,*

apellez vous cela se déchainner? Martir a ce prix de la nouvelle Cour pour blamer l'ancienne, si vous me refusez vos bons offices, pensez que vous êtes la Mére du Régent. Je suis avec un respect tres profond

Madame
de Vôtre Altesse Roïale

Le tres humble et tres obeïssant Serviteur

a Hannovre ce 3eme Avril 1717. Le Comte de Buquoit.

VI.

Der Graf von Spork.

Dieser böhmische Graf hat sich sowohl durch seine Reichthümer und Freygebigkeiten, als durch einen besondern Ehrgeitz berühmt gemacht. Er hielte sich theils in Prag, theils auf seinen Herrschaften zu Lyssa und im Kuckusbad auf. Mönche, Einsiedler, Geistliche, von allerhand Orden, Comödianten, Sänger, Poeten, Bettler, Bücherschreiber, Buchhändler und Advocaten; sehet hier die Leute, mit denen dieser Graf sich am meisten zu schaffen machte, und die seinen Ruhm, nachdem er sich gegen sie verhielte, nach ihrer Art, wunderbar zu verherrlichen wusten.

Im

Im Kuckusbad hat er viele schöne Gebäude aufführen lassen, darunter das gröste ein Gasthaus für Fremde ist, die da meistens auf seine Kosten, wann er zugegen ist, bewirthet werden. Er hat dabey auch ein eignes Comödienhaus gebauet, worinnen er zur Curzeit, wie auch im Winter zu Prag, seine eigne Bande Comödianten und Operisten spielen lässet. Weil ich auf meinem Weg von Prag nach Breslau, unweit der Gegend dieses Bades vorbey muste; so nöthigte mich dieser höfliche Graf, dort einzusprechen, mit der Versicherung, daß mir daselbst alle Ehre und gute Bewirthung auf seinen Befehl wiederfahren solte; allein, weil er sich selbst nicht mehr da aufhielte, so mochte ich des blosen Orts halben nicht die Landstrasse verlassen.

Der Graf von Spork war von einer ansehnlichen Gestalt, und hatte ein ernsthaftes Wesen, welches er doch mit einer gezwungenen Freundlichkeit vermischte, wann er leutselig seyn wolte. Er lies sich immer zur Schau sehen, und war stets auf seiner Hut, nicht anders als ein grosser Herr zu erscheinen. Läufer, Jäger und Hunde, nebst einem Trup Lackayen, musten ihn stets umringen. Er besas ungemein grosse Reichthümer, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Dieser war der bekannte Kayserliche General von der Reuterey. Ein Mann von dessen Abkunft auch sogar in seinem Lebenslauff nichts gemeldet wird. Er war ein Mann von For-

tum, wie man dergleichen Leute zu nennen pfleget. Er diente von unten auf als ein Reuter; Glück und Muth und Kriegserfahrenheit brachten ihn bis zu den ersten Kriegsstellen. Er wurde zu seiner Zeit für den besten Cavalleristen in ganz Europa gehalten. Sonst besas er weiter keine Wissenschaften, wiewohl er die Kunst bey seinem Dienst Geld zu machen, vortrefflich muß verstanden haben, denn er hinterlies unglaubliche Schätze.

Im Jahr 1675. da er seinen letzten Feldzug am Ober-Rhein gegen den Turenne that, war er so weichmüthig, daß er anfieng zu weinen, als er sein Regiment Küraßirer sahe gegen den Feind marschiren. Die übrigen Befehlshaber wusten nicht, was sie mit dem alten Mann anfangen solten, und suchten wie sie ihn von der Armee weg brachten, weil seine Aufführung die Soldaten, welche ihn sehr liebten, nur zaghaft machte.

Als er nun lang gelebet hatte, und an dem war, daß er aus der Welt scheiden muste, wolte er sich darzu heldenmäßig zu bereiten. Er befahl seinem Caplan, daß er ihm etwas schönes in einer Heldengeschichte vorlesen solte. Der Caplan ergrif das alte Testament, und las ihm die Thaten des Simsons vor, wie derselbe mit einem Eselskienbacken tausend Philister erschlagen hatte. Was! rief darauf der alte kranke Mann zornig aus seinem Bette: Tausend Philister? Ey, halt das Maul: ich

ich weis auch was ein ehrlicher Mann thun kann.

Ich kan für diese Begebenheit nicht gut sprechen.

Se non é vero é ben trovato.

Sein Sohn, von dem hier die Rede ist, war eine ganz andere Art von einem Heiligen. Er war stets beflissen grosse und ungemeine christliche Tugenden vorzuspiegeln. Er suchte darinē sein Vergnügen, für einen frommen Mann und für ein Ebenbild der Gerechtigkeit gehalten zu werden; er wäre es vielleicht in der That gewesen, wann er nicht zu viel Sorgfalt hätte blicken lassen, solches auch zu scheinen. Alles muste von seinen Thaten und von seiner Frömmigkeit angefüllet seyn. Man siehet in seinem Lebenslauf einen Kupferstich p. 36. wo die Armen in grosser Menge längst der Strasse, wo er vorüber fähret, sich auf die Knie niederlassen, um die Allmosen von ihm zu empfangen. Er lies lauter geistliche Bücher drucken, und solche meist aus der französischen Sprache übersetzen; Ja er und seine beyde Gräfinnen Töchter übten sich in dieser erbaulichen Arbeit um die Wette; wiewohl diese Hochgräfliche Arbeit nicht durchgehends zum Besten gerieth. Diese Bücher wurden meist kostbar gedruckt, schön gebunden, und nach gehends an allerhand Personen durch den Grafen verehret. Von welcher Freygebigkeit ich gleichfals die Wirkung empfunden, wie meine Bibliothec die Kennzeichen davon noch aufweiset. Es finden sich darunter des Jues Tugendschule; des Sacy Auslegung der

Epistel Pauli, ingleichen des Pictet Sittenlehre, wiewohl der Name des Verfassers, weil er aus der verdächtigen Schule des Calvins war, nicht mit beygefüget ist. Die römische Clerisey, die nirgends eifriger ist, als in den kayserlichen Erblanden, entdeckten bald, daß unter den heraus gegebenen Büchern des Grafen, auch etwas aus protestantischen Quellen mit eingeflossen war; sie brachte deswegen ihre behutsame Klagen nach Wien, und machten, daß der gute Graf, allen catholischen Erklärungen ohngeachtet, zu einer stattlichen Geld-Busse verdammet wurde, welche ihm bey nahe so hoch als alle Druckereyen zu stehen kam.

Der Graf machte sich im übrigen ein eignes Geschäfte mit seinen Processen. Er betrachtete solche als die wahre Creutzschule seines christlich gesinnten Herzens, und man solte sagen, er habe sie deswegen so weit getrieben, als er gekonnt, um das Verdienst einer hohen und wohlgeübten Gedult davon zu tragen: Er hat dieselben allesamt als Denkmäler seiner Leiden in seinen Lebenslauf mit eindrucken lassen.

Dieser Lebenslauf führet folgenden prächtigen Titel: **Leben eines herrlichen Bildes wahrer und rechtschaffener Frömmigkeit, welches GOtt in dem Königreich Böhmen in der hohen Person Sr. hochgräflichen Excellenz Herrn Herrn Franz Antoni, des Heil. Röm. Reichsgrafen von Spork, Hrn. derer Herrschaften Lyssa, Gradlitz, Kono-**

noged und Herschmaniz rc. der Römisch-Kayserlichen Majestät wirklich geheimen Raths/ Cammerern und Stadthaltern des Königreichs Böhmen rc. als ein Spiegel reiner Gottesfurcht/ allen Frommen zu einem Beyspiel aufgerichtet hat. Aufs neue entworfen durch *Gottwald Cæsar von Stillenau.* **1720. in 4. mit Kupferstichen.**

Man muß nicht meynen, als ob der Graf von Spork alle diese Aemter am Kayserlichen Hof bekleidet hätte, davon er hier die Titeln führet. Nein: es gilt hier nur um den blossen Rang. Es ist zu unsern Zeiten die Mode, daß die Höfe Titeln und Würden mittheilen, nachdem ein jeder sich einbildet im Stand zu seyn, solche zu führen. Ums Geld kann man heutiges Tages alles haben: Ein jeder Titel hat seinen gewissen Tax. Man hat sodann die Freyheit dasjenige seinen eignen Verdiensten zuzuschreiben, was ein jeder, der reich ist, erkaufen kann. Weil aber endlich die Menge der Titularräthe um die Gebühr, zu gros wurde und diese deswegen vieles von ihrer Achtsamkeit verlehren, sogar daß mancher wirklicher Rath bey einem Reichsgrafen einem Titularrath von dem Kayser den Vortritt versagte; so verwandelte man die Titularräthe in wirkliche Räthe; wegen der Taxa und der Bestallung aber blieb es bey dem Alten. Also war der Herr Graf von Spork ein wirklicher Kayserlicher geheimer Rath, und gab doch gleichwohl der Kayserlichen Majestät eben so wenig

wenig Rath, als diese ihm Bestallung. Solte man nicht sagen, daß die grossen Leute auch zuweilen stark in das Kleine verfielen und wie die Kinder eine Comödie spielten? Allein diese Narrheiten tragen ein. Mancher agirt auf der Schaubühne einen Fürsten so gut, als ob er wirklich einer wäre. Es kommt alles in der Welt auf eine gute Einbildung an. Der wirkliche kayserliche geheime Rath, Cämmerer und Statthalter, Herr Graf von Spork war damit sattsam versehen.

Seine Freygebigkeiten hatten ihm von allen Enden und Orten eine Menge Schmeichler und Poeten herbey gezogen; und man könnte ganze Folianten mit Reimen und Zuschrifften anfüllen, welche ihm zu Ehren sind gemacht worden. Selbst der berühmte schlesische Günther hatte dessen Lob in einem besondern Heldengedicht besungen, welches als ein rechtes Muster von dieser Art kann betrachtet werden (*) Die Verse sind darinnen überaus fliessend, die Wörter und Ausdrücke scharffinnig, und die Bilder von einer lebhaften Schönheit. Allein, es ist im eigentlichen Verstand, nur ein blosses Gedichte; weiter nichts. Man weis, wie viele Heiligen und Helden schon das Geld und die Armuth gemacht haben. Das Lobgedicht des Günthers füh-

(*) Siehe Sammlung der Güntherischen Gedichte, p. 20.

führet den Titel: Ebenbild der Wahrheit und Gerechtigkeit. Man lieset darinnen unter andern auch folgende Stelle:

So wie ein schlaues Wild sich aus den Schlingen windet,
Woran der Schmeichler oft die Eigenliebe bindet;
So strafbar würd es seyn, ohn Ehrfurcht und Bemühn,
Dein seltnes Ebenbild der Nachwelt zu entziehn.
Die, wenn sie dermahleins von unserm Sport nichts wüste,
Den grösten Tugendtrieb zur Folge darben müste.
Der Raum begreift dich nicht, auf Charten wird die Welt,
Samt ihrem Himmelsheer im Kleinern vorgestellt,
Verjüngt auch hier mein Riß das Maas der grossen Thaten,
So wird man dich doch gleich mehr kennen, als errathen.

Dieses heisset fürwahr mehr über den Grafen spotten, als denselben loben, denn er hatte einen sehr mittelmäßigen Geist; und wenn ihn nicht ein gewisser Hochmuth aufgeblähet, und ihm die Annehmlichkeiten des Ruhms zu erkennen gegeben hätte, so würde er, in stiller Schwelgerey, die Einkünfte seines väterlichen Erbes auf gut böhmisch verzehrt haben. Allein, die

die Reichthümer, die er besas, gaben ihm genugsame gute Eigenschaften, um Schmeichler herbey zu ziehen. Diese Leute können alles bewundern; wo sie Gold und Silber glänzen sehen, da finden sie Tugenden in der Menge. Wäre der ehrliche Graf von Spork diesen gefährlichen Leuten nicht in die Hände gefallen und hätte man ihn zu derjenigen Demuth in seiner Jugend angeführt, die man ihm, da er alt war, fälschlich zuschrieb, so hätte er in der That können ein weiser Mann werden; da er sich im Gegentheil in ganz Böhmen durch seinen albernen Hochmuth beynahe lächerlich machte.

Ich bedaure diesen Herrn, so oft ich von ihm sprechen höre, denn er machte sich mit allen Menschen ein Hauffen zu schaffen, und that vielen Leuten Gutes, die ihm ins Angesicht schmeichelten, und seiner hinterrücks spotteten.

VII.

Der Herr von Besser.

Als ich bey diesem berühmten Staatspoeten zu Ende des 1722. Jahrs zu Dresden das erstemahl einsprach, führte man mich in seine Bibliothec. Es war eine grimmige Kälte. Das Zimmer war ringsherum mit Büchern bestellt. Allein, so viel Feuer auch ihre Verfasser mögen gehabt haben, so gaben sie doch nicht die geringste Wärme in einem

nem ungeheitztem Zimmer von sich. Der Herr von Besser erschien in einem rothen scharlachen mit Pelz gefütterten Talar, und hatte eine grosse lange Staats-Perucke auf. Ich war im Gegentheil in seidnen Strümpfen und so leicht als ein Pariser gekleidet. Dem ungeachtet aber war mir die Unterhaltung dieses Mannes so angenehm, daß ich mich ziemlich lang bey ihm verfrieren lies. Er sagte, daß er die eingeheitzte Stuben nicht vertragen könnte: so viel Hitze hatte der ehrliche Mann noch übrig, welche man als übergebliebene Funcken seines feurigen Dichtergeistes betrachten konnte. Als ich ihn darauf bey andern Angelegenheiten angekleidet sahe, machte er eine schlechte Figur, und man bemerkte fast keine Kennzeichen mehr an ihm, von dem Oberceremonienmeister eines vormahls prächtig gewesenen Hofs: Dieser Mann, von dessen erhabener Mine und vortrefflichen Gestalt, die Musen so viel, als von seinen netten Schriften gesungen haben, sahe nun einem ganzen Gelehrten gleich und affectirte nicht einmahl mehr ein Hofmann zu seyn. Er genoß von dem König in Pohlen, unter dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Oberceremonienmeisters einen jährlichen Gehalt von 1500. Reichsthalern; Er that dafür nichts, als daß er aß und trank und schlief und das ruhigste Leben mitten unter seinem auserlesenen Bücherschatz führte. So großmüthig war August, daß er seinem Ruhm etwas zu vergeben schien, wenn er einen berühmten Mann, der unglücklich wor-

den

den, nicht bey sich aufnehmen und ihm seine noch übrige Lebensjahre durch seine Freygebigkeit versüssen solte.

Dieses war nicht genug, sondern da sich der Herr von Besser, noch seiner Schulden halber, in sehr preßhaften Umständen befand, und von zeitlichen Gütern nichts mehr übrig hatte, als seine Bibliothec: diese aber nicht zu Geld machen konnte; so schlug sich der großmüthige König ins Mittel, und kaufte ihm im Jahr 1727. solche für zehen tausend Reichsthaler ab; doch so, daß er erstlich dabey nicht haben wolte, daß man Vortheil aus den beklemmten Umständen des Besitzers ziehen; und zweytens daß man ihm den Genuß seiner Bibliothec auf Lebenslang lassen solte. Dieses heißt recht als ein groser König kaufen und handeln. Es ist unmöglich, daß man einen solchen Fürsten nicht lieben und verehren solte.

Die Bibliothec des Herrn von Bessers war nur ein kleiner Bücherschatz gegen die Uffenbachische zu rechnen; und dannoch glaub ich nicht, daß aus dieser vielmehr Geld werde heraus gekommen seyn. Wiewohl die vielen Manuscripta davon noch nicht verkauffet sind. Es wurden bey derselben öffentlichen Verkauffung die schönsten und rarsten Sachen öfters um ein Spottgeld hingeschleidert. Der besserische Büchervorrath hatte also ein weit besseres Verhängnis. Es waren darunter viele Kupferbücher von Aufzügen,

Krö-

Krönungen, Ritterspielen, Lustfesten, Leichen-Begängnissen und dergleichen, die der Besitzer deswegen für hoch schätzte, weil sie in die Ceremonienwissenschaft einen Einfluß hatten. An andern Orten würde man dieselbe für keine solche Raritäten gehalten haben. Die Bücher waren dabey meistens schlecht gebunden, und mit allerhand farbigten Papieren umzogen, und nach einer ins Auge spielenden Schattirung untereinander aufgestellt. Der Hr. von Besser merkte, daß mich solches befremdete. Er fragte mich, ob es mir nicht annehmlicher schiene, auf einem Blumenbett, Blumen von allerhand Farben, als von einfacher Farbe zu sehen? Ich hielte dieses für einen guten poetischen Einfall, der den vernünftigsten Grund in der Sparsamkeit des Besitzers hatte; dann schön lies es in meinen Augen nicht. Die einfältige Gleichförmigkeit dünket mich die wahre Eigenschaft des Schönen und Grossen zu seyn: das Kleine ist bunt und vielfärbig; das Prächtige aber ist sich immer selber gleich.

So alt der Herr von Besser war, so hatte er doch immer noch viel Feuer; allein es loderte zuweilen ein wenig stark neben aus. Wenn man bey ihm vom König in Preussen zu reden kam, so vergas er die Ehrfurcht für die Majestät, und schimpfte auf den König wie ein Poet, wenn er aufhöret zu loben. Ja hätte er so viele Mannschaft, als Reimen, aufbringen können, er hätte ihm gewiß den Krieg angekündiget. Sein Haß war unversöhnlich, und

seine Empfindlichkeit brachte ihn aus sich selbst. Seine vormalige Aufführung in Berlin machte ihm wenig Ehre: Der König von Preussen hatte darüber ein gerechtes Mißfallen. Es verschmähete ihn, einen Menschen in seinen Diensten zu haben, der seinen Ruhm liederlichen Weibsbildern preis gab.

Der Herr von Besser überwarf sich zuletzt noch gar mit dem Hofrath König, der ihm doch so redlich in allen seinen verdrießlichen Umständen beygestanden hatte, wie davon die Lebensbeschreibung des Herrn von Bessers, vor dessen Schriften, nachzulesen ist.

Ich mache hiebey eine Anmerkung die dem menschlichen Verstand wenig schmeichelt; nemlich, daß öfters diejenigen Leute, die schön denken und schreiben, selten diejenigen sind, die nach ihren Worten auch schön leben und schön thun. Probitas laudatur & alget, sagt Juvenal. Die Tugend entzündet den Verstand, das Herz aber spüret nichts als Kälte.

VIII.

Nachricht von dem General Eosander, Freyherrn von Göthe.

Unter vielen grossen und vortrefflichen Leuten, die ich theils auf meinen Reisen und theils in meinem Vaterland gekannt habe, rechne ich drey Männer, deren Eigenschaften ihren Ruhm noch übertroffen hatten. Der erste

war

war der General Eosander. Der zweyte der königlich-pohlnisch- und chur-sächsische Minister im rheinischen und fränkischen Creis, Herr Steinheil: Und der dritte, der durch seine Schriften berühmte Abt Schannat. Ich würde ihren Verdiensten ein besonderes Andenken schuldig seyn, wenn sie auch meine Jugend nicht mit so vieler Liebe und Zuneigung erhoben hätten.

Der General Eosander hat sich durch seine vortreffliche Wissenschaften, besonders in der Meß-Bau und Feuerwerkerkunst sehr berühmt gemacht. Er war von Geburt ein Schwede; wer aber eigentlich dessen Vater gewesen, solches habe ich nie recht in Erfahrung bringen können. Ein Paar seiner Vettern, die im Jahr 1725. aus Schweden ihn zu besuchen kamen, zeigten keine gar vornehme Freundschaft; doch soll er von adelichen Herkommen gewesen seyn. Er war im übrigen einer derjenigen Geister, die von Natur eine allgemeine Fähigkeit besitzen. Er war insonderheit zu den schönen Künsten aufgelegt. Friedrich der erste König in Preussen, wußte bald solche an ihm zu entdecken. Dieses war genug ihn empor zu bringen. Man siehet noch die unvergleichlichen Denkmäler von seiner ausnehmenden Geschicklichkeit in der Baukunst zu Berlin, besonders an Charlottenburg, welches Lustschloß guten Theils von seiner Erfindung herrühret. Nach dieses Königs Tod hatte er das Schicksal vieler grossen Leute, die damahls in Berlin waren. Friedrichs Nach-

folger suchte eine andre Haushaltung an seinem Hof einzuführen: Viele Bedienten wurden abgeschaft; fast allen aber wurde die Besoldung vergeringert.

Eosander wolte sich nichts abziehen lassen; er verlies lieber seine Dienste, und begab sich zu dem König in Schweden, der damals wieder in Europa zum Vorschein gekommen war, und seinen Feinden mehr Muth als Kräffte entgegen setzte. Dessen besondere Wissenschaften in der Kriegsbaukunst brachten ihm bey demselben die Würde eines Generalwachtmeisters zuwegen. Er half ihm im Jahr 1715. die Wälle und Mauren von Stralsund beschützen, und machte durch seine künstliche Vertheidigungsanstalten diese Belagerung zu einer der denkwürdigsten in der Welt. Nachdem aber dem ungeachtet die Tapferkeit des Königs, und die Vestungsarbeit seines Kriegsbaumeisters, der anhaltenden Gewalt der Belagerer weichen muste, so wurde Eosander bey der Uebergabe dieser Stadt, zu einem Kriegsgefangenen gemacht. Er bekam aber als ein solcher die Freyheit, sich nach Frankfurt am Mayn zu begeben, wo er sich bis in das Jahr 1722. aufgehalten.

Der General führte hier eine sehr kostbare Haushaltung. Er hatte ein prächtiges Geschirr, täglich war bey ihm Gesellschaft, alle Fremden hatten bey ihm einen freyen Zutritt. Man fand bey ihm Fürsten, Grafen, Generale, Gesandten, Räthe, Gelehrten, Kaufleu-

te, Künstler, Officier, Spieler, herumirende Ritter, mit einem Wort, allerhand Leute. Er hatte die beste Tafel, doch ohne närrischen Ueberfluß; alles war nett, gutschmeckend, und wohlausgesucht. Man lebte in seinem Hause ohne Zwang, ohne Gepräng, artig, frey und mit einer natürlichen Wohlanständigkeit: Hier war insonderheit eine Schule für junge Leute, welche die Welt sehen wolten. Nie habe ich eine bessere Lebensart gesehen. Nur Schade, daß die Einkünfte des Generals und seiner Frauen, die eine Tochter der Geheimen Räthin von Merian war, nicht zulangen wolten, solche fortzuführen. Der ganze merianische Bücherverlag, der sonst wegen des Theatri Europäi und anderer kostbaren Werke, eine rechte Goldgrube zu seyn schien, war darzu nicht hinlänglich. Diese Quellen verseichten, weil man auf einmal zu viel daraus schöpfte. Der Aufwand war zu groß; man machte Schulden, man versetzte Bücher an Juden und Christen; diese verkauften solche in Mangel der Zahlung, weit unter ihren Preissen; damit lag Handel und Wandel und Credit auf einmahl.

Zum guten Glück wurde der General noch vor den traurigen Ausbrüchen dieser Widerwärtigkeiten an den königlich-pohlnischen Hof, als Generallieutenant berufen. Der Herr von Besser, der sich als ein glücklicher Kostgänger des grosmüthigen Augustus in Dresden befande erinnerte sich bey seinen guten Tagen seines ehmaligen guten Freunds in Berlin; er rühmte

dessen grosse Wissenschaften in Kriegssachen bey den Grafen Flemming, Wackerbart und Friesen dermassen, daß diese ihm bey dem König einen jährlichen Gehalt von 6000. fl. zuwegen brachten. Der Herr von Besser beklagte sich im Anfang des Jahrs 1723. bey mir über die Undankbarkeit des Cosanders, weil dieser ihm von Warschau aus noch nicht geschrieben hatte, so wunderbar empfindlich war damahls dieser alte Staatsmann.

Im Jahr 1727. verfertigte dieser General eine Schanze bey Dresden mit einem Bollwerk, welches aller Macht der Bomben wiederstehen solte Er wolte sich selbst darunter begeben; allein, zum Glück für ihn, wolte der König solches nicht erlauben; dann die darauf geworffene Bomben von seinem Gegentheil, traffen so wohl, daß alles zusammen fiel, und der gute General zwar das Leben rettete, dargegen aber sich dem Gespötte seiner Feinde Preiß geben muste. Allem Vermuthen nach ist ihm damahls ein kleiner Streich gespielt worden.

Dessen herausgegebene Kriegs-Schule, oder teutscher Soldat hat bey den Kennern grossen Beyfall: Ich begleitete dieselbe, als sie heraus kam, mit einem Discurs über den Soldatenstand. Er legte darinnen die Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts zum Grund, und machte darüber allerhand sehr nützliche Anmerkungen, die er meisten Theils aus seiner eigenen Erfahrung hergenommen hatte; Allein, weil er darauf im Jahr 1729. mit

mit Tod abgieng, so gerieth das Werk ins Stecken; also daß nur der erste Theil davon ist heraus gekommen. Derselbe ist sehr prächtig auf lauter Schreibpapier gedruckt und mit illuminirten Kupferstichen ausgezieret. Nun aber ist durch den Verfall seiner Schwiegermutter und des ganzen merianischen Verlags, dieses rare Werk wenig mehr zu bekommen.

Dieser General war von einer ansehnlichen Leibesgestalt, etwas mehr als mittelmäßiger Länge, von einem guten Wuchs, mehr schlank als gesetzt, doch stark von Nerven, Schultern und Hüften. Seine Gesichtsbildung hatte etwas freundliches und angenehmes; wo es aber Ernst galt, da verzog sich solches schnell ins rauhe und zornige. Der Abstich von seinem Bildnis, welches der berühmte Pesne in Berlin geschildert, und sich in der schwedischen Fama befindet, ist ihm sehr ähnlich gewesen: Wie sich in seiner Bildung Liebe und Ernst zeigten, so war auch die Beschaffenheit seines Gemüths von einer leutseligen und feurigen Art. Er war vor die menschliche Gesellschaft gebohren, und liebte nebst den Künsten und Wissenschaften auch alle Arten der Belustigungen; Er schickte sich also vollkommen nach Hof und konnte alles mitmachen. Er war aufgeräumt, artig, sinnreich, schmeichelhaft und liebte einen grossen Aufwand. Sein Ehrgeitz machte ihn nach Gelegenheit hochmüthig, kühn, tapfer, verwegen und jähzornig. Er wurde zuletzt sehr mit der Gicht geplagt, welches ihn noch ungedultiger und empfindlicher machte. Son-

Sonsten hatte er grosse Züge von einem christlichen und frommen Mann. Er wuste von der Religion sehr gründlich zu reden. Er hatte die Heil. Schrift wohl innen, und liebte besonders des Joh. Arnds Bücher, vermuthlich weil er darinnen seinen ausserordentlichen Trieb zur Chymie das Wort geredet fand; als womit dieser General, mehr als es vielleicht gut war, seine Neugierigkeit, oder wohl gar einen andern Wahn unterhielte. Wiewohl er öfters mir selbst gesagt, daß ich denen Goldmachern nicht trauen solte, die von mir einen Vorschuß an Geld verlangten; weil es natürlich wäre, daß Leute, die eine so grosse Kunst besässen, ehe andern zu geben, als Ursache zu borgen hätten.

Ich erbte seinen getreuen Handlanger und Mitarbeiter in diesen heimlichen Feuerkünsten. Er hieß Coppisch, und war ehedessen Rath und Hofstaatscommissarius in Berlin gewesen; Der arme Mann hatte kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe, als er zu mir kam, und gleichwohl war er doch um nichts mehr besorgt, als wo er das Geld solte unterbringen, welches ihm seine Kunst Gold zu machen, als unfehlbar versprach. Ich suchte den Mann, der sonst eine redliche Seele hatte, von dieser Krankheit zu curiren; allein er war bereits bey die 60. Jahre alt und blieb also, unerachtet ich mir die Arzeney etwas kosten ließ, ungenesbar. Er hatte einsmahls mit dem General über seinen chymischen Proceß einen starcken Wortwechsel. Er glaubte so vest das Geheimniß zu besi-

besitzen, daß er nicht davon abzubringen war. Je hefftiger es ihm demnach der General bestritt, desto mehr entbrante sein Eifer. Beyde erhitzten sich darüber auf eine Art, daß dem guten Rath Coppisch darüber die Gedult vergieng. Aus gerechter Empfindung, daß ihm der General eine Sache abdisputiren wolte, die er wirklich im Schubsack hatte, schlug er halb im Zorn, und halb frohlockend wieder seine Tasche; Hier ist es, sprach er. Allein, unglücklicher Schlag! das Glas, worinnen die kostbare Tinctur enthalten war, zerbrach, und das herrliche Arcanum floß an den Kleidern herunter. Welche Verzweifelung für den Rath Coppisch! Welcher Verlust!

IX.

Der königlich pohlnische und chursächsische Minister im rheinischen und fränkischen Crais, Herr Steinheil.

Dieser königlichpohlnische und chursächsische Minister, Herr Steinheil, war eine von meinen besten und liebsten Bekanntschaften in Franckfurt am Mayn. Er war ein Mann von so grossen und ausnehmenden Verdiensten, daß ich mich nicht entschliessen kann, dessen Gedächtniß verloschen zu sehen, so lang ich lebe. Es hat sich nicht leicht, am

wenigsten aber zu unsern Zeiten in der Welt zu getragen, daß ein solcher Mann gelebet hat, und gestorben ist, ohne daß ihm einmahl, so viel ich weiß, in der gelehrten Welt, ein öffentliches Ehrendenkmahl wäre gestifftet worden; dessen er doch vor so vielen andern, deren Lebenslauf man gedruckt lieset, höchst würdig war.

Seine Wissenschaften, besonders in den griechischen und lateinischen Alterthümern, erstreckten sich so weit, daß er darinnen einem Grævio, einem Gronovio und einen Spanheim nichts nachgab; wo nicht gar in vielen Stücken noch überlegen war. Er hatte die vornehmsten griechische Poeten und Geschichtschreiber mit den gründlichsten Anmerkungen erläutert, und ganze Abbildungen von den Sitten und Gebräuchen der Alten geschrieben. Er hat darinnen nicht allein, wie oberwehnte Gelehrten gethan, blose Alterthümer und critische Materien abgehandelt, sondern, wie er in allem ein artiger und aufgeräumter Kopf war, solche auch mit allen Annehmlichkeiten eines feinen und brauchbaren Witzes begleitet. Alle diese unschätzbare Schätze müssen sich noch bey seiner Familie befinden, oder sind von derselben mit seiner auserlesenen Bibliothec an ein hohes Stift in Francken verkauft worden. Es würde ewig Schade seyn, wann solche darinnen ihr Begräbniß finden, und der Welt entzogen werden solten. Nebst diesem hatte auch derselbe einen Auszug aus allen teutschen Geschichtschreibern von allen alten Familien gemacht,

macht, welche vor 200. Jahren sind bekannt gewesen, und solche nach seinem nicht zu ermüdenden Fleiß in eine alphabetische Ordnung gebracht, dergestalt, daß solche in genealogischen Sachen zu einem vortrefflichen Gebrauch würden dienen können.

Nie habe ich einen Gelehrten gekant, der weniger von dem dunkeln und verdrießlichen Wesen hatte, welches Leuten, die viele Tiefsinnigkeit und Wissenschaften besitzen, fast pfleget natürlich zu seyn. Er war der aufgeweckteste belebteste und artigste Mann im Umgang, den man finden konnte. Weder sein einbrechendes Alter, da er schon seine Jahre mit siebenzig zehlte, noch die Unpäßlichkeiten, die ihn öfters überfielen, noch die Wiederwärtigkeiten, die öfters seine Weißheit heraus forderten, konnten seinem Verstand diejenige Lebhaftigkeit benehmen, die allem was er sagte und was er that eine gewisse Anmuth und Wohlanständigkeit zu geben wuste. In seinen Briefen herrschet ein munterer Scherz, bey einer feinen Art zu denken, und sich auszudrücken. Von seiner Stärcke in der lateinischen Sprache und von seiner Scharfsinnigkeit in Steinschriften können folgende Proben, die ich nebst vielen andern noch von ihm aufbehalten, zeugen. Weil sie Abschilderungen in sich halten, so schicken sie sich vollkommen hierher.

Als

* * *

Als er die Colic und ich einen Fluß am Auge hatte.

Oculatus lippienti
Ægrotus languido
Colicus catarrali
Salutem,
Quam uterque non habet
Plurimam tamen dicit.
Petitionem benigne admitte meam,
Cujus precibus, suspiriis, ejulatibus
Ventris tormina in intestinorum dilaniationes
Immites præbent aures.
Ita nimirum venter caret auribus
Et malis acerrimis
Se sociaque fatigat membra
Vix pedes fulciunt corpus dehiscens,
Vix manus tremulæ sustinent, quod apprehendunt,
Non os afficitur ullo sapore,
Aspernatur nasus Nicotianæ deliramenta,
Soli oculi
Munus non deserunt assuetum,
Sed sedulo lumine quærunt aliquid
Unde pectus nutriant scientiarum cupidum.
His ergo satis fiat
Mitte, quæso, Baylii Cometas
Non ut cruciatus portendant horridos
Quos
Nullo omine prævio
Jam sponte miser patior;

Sed

Sed ut doceant
Non aliquam Cometis vel cruciatibus vim suppetere
Ad frangendum doloribus animum sapientis;
Vale, si potes.
Ego non valeo.

* * *

In Partum Caniculæ suæ Mignoniæ.

Non contremiscit hodie tellus
Ob Montes partum minitantes;
Non expavescit Cœlum
Gigantes diro ortu sibi imminentes;
Sed omnia nunc vident.
Quoniam formosus prodit dies
Qui lepidæ Caniculæ nostræ
Prolem subministrat tenerrimam
Paucos ante Dies
Aurantiam
Gratiori partus proventu
A nemine mortalium Canum superatum iri
Et ipsa existimabat, et Hera, et omnes.
Nunc tamen Victrices tribuuntur palmæ
Ob Elegantiam et Copiam fœtus
Celebratissimæ Mignoniæ,
Trium Catulorum Jus adepta
Promeritis conspicua erit praemiis
Inter cæteros,
Ingenioso Commento
Hominum imitata conditionem
Et nudam edidit Sobolem
Et nudam mansuram.

Cœ-

Cœcos quidem peperit Catulos,
Sed qui flagrantiori lumine mox herum aſpicient:
Non auferuntur ſed differuntur,
Oculorum, omnium pectora penetrantium,
Violentæ quidem ſed amabiles faces;
Ludit jam mirà concordia
Eximia fratrum parvulorum triga.
Nec invidet alius alii
Raram formæ præſtantiam,
Artus ſubtili nexu compoſitos,
Splendidam diverſi Coloris Excellentiam,
Linearum ductus æquales apteque concinnatos,
Cum quilibet naturam habuerit propitiam
Et peculiaria, quibus glorietur, merita,
Quamvis acri, nemo penetrabit judicio,
Cui in pulchritudinis Certamine
Primæ partes deferri debeant,
Cum omnes coronari mereantur.
Dubitabunt aliquando ſpectatores
An uno fœtu prodiga natura
Tam admirandas dotes profundere potuerit.
Aſſurge ergo univerſa canum Natio!
Et Lepidæ noſtræ lepidiſſimæ
Latratu hilari atque ordinato
Felix precare puerperium
Gaudioque exalta immenſo,
Ob immortale tuæ genti additum decus,
Singulorumque tandem annorum decurſu
Die feſto celebra natales,
Quibus nec pares fuerunt, nec unquam edentur,
Ideoque jure ſtupendos.

In

* * *

In pessimæ mulieris memoriam.

Lemuribus Sacrum!
Latet sub hoc monumento defuncta,
Quæ rectius vivens latuisset,
Nullo sui nominis monumento relicto.
Placide nunc quiescit,
Quæ perpetuum mobile superstes fuit,
Nam corpus ita circumrotare consueverat,
Ut motacillæ animam in illud migrasse crederes.
Titulis mariti decorata;
Quos ipsa merebatur, celavit:
Honesta videri quam esse malebat.
Consortio Hebræorum, mirum! quantum afficiebatur
Eorumque vestigia arctissime premebat,
Ipsa quidem incircumcisa,
Sed aliorum bona circumcidere gestiens;
Rapinæ, injuriarum, fraudum gloriam
Sibi soli relictam existimabat.
Lucris inhians iniqua mercatrix,
Licitum esse in contractibus dolum
Et persuasum habuit et usu continuo probavit;
Vicibus tamen versis ab illis quandoque emuncta fuit
Quos devorare constituerat.
Amisso marito, retento tamen pruritu
Senectuti jam propior
Gelida membra igne novo fovere cupiebat,
Ne-

Nemo tamen reperiebatur
Qui eum suscitare volebat,
Dilabentibus ad aspectum horridæ formæ;
Destinatis amatoribus
Natura ludibunda et nimium prodiga
Mentum virili barba signaverat
Diroque exemplo, utriusque sexus notas
corpori affixerat, ita ut, Fœmina virne fuit
Nullo discrimine haberetur:
Nempe
Nota hac turpi notum facere cupiebat
Quam execrabilis anima prematur in corpore monstroso,
Largiori vini usu
Labantem animum sæpe reficiebat,
Ut satis virium ipsi adesset
Ad quidvis audendum.
Lusibus valde delectabatur
Magno colludentium detrimento,
Nam
Et fallendi artes mire callebat,
Et rixis omnibus erat molesta.
Coruscantibus undique gemmis ornabatur
Ut deformitas corporis tanto illustrior redderetur.
Domus ejus magnifico apparatu extructa
Intus monstrum alebat;
Nec placere poterat Spectatoribus
Nisi domina absente:
Custos egregiæ domus
Latratu assiduo familiæ erat terrori;
Inter servientes eos præferebat,

Qui-

Quibus fides, ut ipsi, nulla erat;
Hinc prodita sæpius à ministris
Ingenii pœnas luebat,
Avara
Nec sibi nec aliis quicquam benefecit,
Nisi cum moreretur.
Tandem ergo
Ipsa quidem admodum invita,
Aliis autem vehementer volentibus
Fœtidam exhalavit animam,
Atque inter plausus suorum,
Hem bonum factum!
Hic fuit recondita.
Unde
Ad infestandos mortales
Mortuæ nullus datur regressus.

* * *

In ædes Wackerbarti Comitis, flammis consumtas.

Quod stas demisso vultu
Viator attonite?
Nimirum
Quas ante observaveras superbas ædes
Quam noveras Supellectilem pretiosam
Quam miratus eras prodigiosam Bibliothecam
Obtutu irrito nequicquam quæris.
Tam copiosos Thesauros
Invida, sibi et pretio parcere nescia
Destruxit Flamma;

S Eva-

Evanuit
Quidquid amœnitatum hîc continebatur;
Dilectæ Domino chartæ
Dominum gratiosum deserentes
Æthera ingratæ petierunt:
Justo ergo mærore te confici existimas?
Verum
Attolle vultum Viator
Mentemque oppressam refice:
Nam
Quod vix crederes,
Uno momento
Superatam cernes ignium rabiem
Immensa donorum abundantia,
Prodit nempe
Non duro territus spectaculo
Sed sereno fronte
Ad bene faciendum expergefactus
Optimus Regum, verus Patriæ Pater
Stipatus
Supremi Ministri animo consilioque munifico
Pectus Regis
Muneribus effundendis assuetum
Miris impulsum affectibus
Ad innatos sibi, orbique celebratos mores
rediens
Largo effluxu insitam bonitatem dispersit
Solem flammas ebullientem novisti
Non ut rapido hoc igne ipse consumatur
Sed ut radios tanto illustriores diffundat
Et fovendo omnia conservet.
Ita
Ignes ædibus his fuerunt subjecti

Non

Non ut fortes Domini animos insueto afflictu deprimerent

Non ut damnum irreparabile alicui vano errore persuaderent

Sed

Ut jam coruscantes Reges solitasque virtutes

Orbi admirabundo

Multo splendidiores exponerent

Salamandram audivisti

In flammis nutritam;

Hic

Gloria et magnanimitas Principis

Inter medios ignes sublimior emicat

Atque incrementum,

Si quod adhuc superesse potest

Incomparabile acquirit.

Abi ergo viator lætior

Et ut fidem dictis fiduciâ certiori adhibeas

Gressus tuos paulo longius profer

Et stupendo posteris ob raritatem exemplo,

Solo Regis nostri jussu,

Ceu Phœnicem nitidiorem,

Ex atris cineribus surgentem

Domum longe superbiorem opibusque instructiorem

Conspicies surgentem

In dentium cruciatus.

Vesani dentes!

Quid cruciatu duro herum affligitis benig-
num!
Non ille dolorum Vobis acerborum
Sed voluptatum amoenarum
Auctor benevolus extitit;
Nonne comminuendo cibos palato gratos,
Quos ille longo affectu suggerebat,
Succos hausistis vobis salutares?
Non ille vos abluebat absurdo Cereris
potu,
Sed ut honori Vestro consuleret,
Dulci vino vestros irrigabat ordines,
Hunc curam vestrum cum solicite gereret,
Vos indignam vestro ore hanc gratiam
ipsi refertis,
Ut prae doloribus Vestra petulantia excitatis,
Vix sanae mentis quandoque compos existat.
Non vos movent gemitus absque intervallo
repetiti,
Non suspiria longo ductu exhausta,
Non questus etiam lapidum misericordiam
attrahentes,
Sed congeminatis ictibus effrenem adauge-
tis licentiam.
Non Leo immitis, non tigris fera hactenus
vos nutriit,
Sed herus Vestrae salutis mitis curator;
Cur ergo tam immenso furore eum estis
aggressi

Qui nemini, nec vobis, nocere esse adsue-
vit.
Turgent vestro impulsu exacerbatae genae;
Ardet vestris insultibus incensa
Quae vos tamen tenero amore complectitur
innocens gingiva;
Punctu assiduo divelluntur miserandae venae,
Nec animus vobis est ab opere tam furibun-
do cessare.
Excedite, evadite, erumpite,
Ingrati hospites,
Vestrumque Dominum tam indigna passum
Deserite maligni,
Aut meliora edocti
Redite cum eo in gratiam.
Novistis, quam pronus sit ad ignoscendum.
Quidni ergo celeri motu ad eum acceditis
Male patrata deprecaturi.
Adeste, adeste muneri vestro
Chari olim, nunc scelerati dentes,
Neque imprecationibus heri justis locum
amplius concedite.

* * *

Invitatio ad lusum Reversino.

Virum
Integrae quidem fidei
Sed lacerata cute
Notis servilibus distinctum;
Quas tamen non Herus,
Sed improba balneatoris manus impressit

Prodigum sui sanguinis custodem,
Quem non pro patria, nec pro familia
Sed dubium et risum male consule equum,
V[illegible] [illegible] carnificum,
[illegible] quem [illegible] copia effudit.
Ad lignum non justum
Sed diverso (*) rerum ordine
Mali[illegible] et absque lucro insul-
[illegible]
Invitus vicinus,
Non eodem [illegible] irritamento,
Quod Dii [illegible]
Sed pari[illegible] opprobrio infectus.

Abbildung des Herrn Abt Schannats.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß es unter den gelehrten Leuten öfters wunderliche und seltsame Köpfe giebt, die durch ein düsteres und sauersüchtiges Wesen zeigen, daß man nicht Ursache habe mit ihnen vergnügt zu seyn, weil sie es weder mit sich selber noch mit andern sind.

Der Herr Abt Schannat sah aus ganz andern Augen. Er hatte ein jovialisches Wesen: Alles

(*) Al inverso oder Reversino teutsch: Hinter sich [illegible]. Ein Spiel, welches man damals zu Mannheim stark zu spielen pflegte.

Alles lachte, alles lebte an ihm. Seine Bildung war angenehm, und seine Lebensart frey und ungezwungen. Er hatte eine frische und gesunde Farbe, und war durchaus wohl gewachsen. Wo ich ihn hinbrachte, es mochte seyn zu Alten oder zu Jungen, zu Frauenzimmer oder zu Gelehrten, zu Vornehmen oder zu Geringen, da war er angenehm, und machte sich lieben. Man sah ihm recht sein redliches Herz aus den Augen leuchten. Wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat, nichts Böses denkt, nichts Böses vorhat, in alles leicht eingehet, und dabey ohne Kunst, ohne Furcht und ohne Verstellung ist, so war Schannat. Er war immer von einer muntern und aufgeweckten Gemüthsart. Niemand solte ihn für einen Bücherschreiber angesehen haben, der sich mit alten Schriften und Urkunden ein nachforschendes und beschwerliches Geschäfte machte. Seine gröste Lust war mit Kindern zu spielen: Er bat öfters ganze Gesellschaften aus dieser wachsenden Pflanzschule der Menschen zu sich; er gab ihnen kleine Geschenke und allerhand Naschwerk; und ließ sie alsdann nach ihren eignen Gefallen um ihn herum schwermen; doch musten sie etwas artiges und aufgeräumtes haben. Mit dem Frauenzimmer hatte er auch immer etwas zu schaffen; er unterhielt mit ihnen kleine Kriege und Zänkereyen und machte durch dieses Mittel auch diejenigen sprechen, die sonst am wenigsten zu Gesprächen aufgeleget waren. Er war ein eben so artiger Zänker mit seinen guten Freunden; er brachte im-

immer etwas neues auf die Bahn, und sagte in Scherz, was er wolte, ohne daß man ihm etwas übel nehmen konnte. Er deutete eben so wenig etwas zum Argen: Mit einem Wort er war der ganzen Welt Freund; ob er aber ein gar zu orthodoxer Geistlicher der römischen Kirche mag gewesen seyn, dafür kan ich nicht gut sprechen. Doch unterstund er sich in seiner Dioecesi Fuldensi auf die Protestanten, vermuthlich allen Verdacht zu meiden, wacker los zu ziehen. Die Acta der Gelehrten zu Leipzig hatten ihn darüber derbe wieder hergenommen. (*) Ich schrieb ihm deswegen den unten mit angefügten Brief. Seine Art, mit mir über Religionssachen zu disputiren, war ausnehmend und hatte nicht ihres gleichen. Einer warf immer den andern die

(*) Vous m'attirez une guerre Monsr. sans me laisser des armes pour Vous defendre. On Vous apelle un Ketzermacher. Vous, que je connois l'homme du monde le plus paisible et le plus doux. Qu'est ce que cela veut dire; *Dira et nefanda haresis*? Vous etez un terrible homme à renvoier les gens qui ne sont pas de Votre avis: *Da nobis profecto operam tam mali locatum.* Si c'est à ce prix la qu'on obtient chez Vous les titres *d'illustris clarissimus, doctissimus &c.* Vous me ferez l'honner, s'il Vous plait, de me traiter toujours d'homme tres obscur et de tres *ignorant.* Non, je me garderai bien d'avoir à faire avec Vous. Nous avons encore un petit different touchant les Romans; Je Vous propose une composition à l'amiable. Que ferez Vous enfin d'un Archiheretique, qui ne laisse pas d'etre avec la sincerité du monde la plus orthodoxe.

Monsieur &c.

die Fehler seiner Kirche mit einer schertzenden Satyre vor. Den lieben Aberglauben und das dumme Mönchswesen pflegte er Coujonneries spirituelles zu nennen. Ernstlich konnte und wolte er nicht von solchen Sachen reden; denn er verabscheuete die Religionszänckereyen, ja so sehr, als ich selbst. Sah er sich dann zuweilen ein wenig in die Enge gebracht, und glaubte daß es der Wohlstand von ihm erforderte, ein wenig bös zu werden, so wehrte er sich mit seinem Hut: Daher entstunden unter uns die argumenta ad pileum, die nachher offt herhalten musten. Er genoß schöne Praebenden; er hielt aber so Haus, daß, wann das Jahr vorüber war, er nichts mehr übrig hatte. Sein gantzes Haab und Gut bestund in zweyen Coffern: der eine diente zu seiner Wäsche und zu seinen Kleidern, darinnen er sehr nett und reinlich war; der andere aber für seine Papiere und Bücher. Wann diese letztere zu starck anwuchsen, und die enge Schrancken seines Bücherkastens überschritten, so verschenckte er sie an seine gute Freunde, oder vertauschte sie gegen Gemählde oder andere Kleinigkeiten, womit er ebenfalls andern, die keine Liebhaber von Büchern, aber seine gute Freunde waren, ein Geschencke machte.

Er reißte im Jahr 1735. nach Rom, und kam im Jahr 1738. mit reichen Schätzen der raresten Schrifften des Alterthums beladen, glücklich wieder zurück. Er hatte solche in den berühmtesten Bibliothecken in Italien, beson-

[illegible] in der Vaticanischen und Ambrosianischen gesammlet. Er wolte solche unter dem Titel Accessiones novæ ad Historiam antiquam & literariam Germaniæ herausgeben: Allein der Tod machte auf einmahl alle seine grosse Vorhaben zu nichte. Er starb im Jahr 1739. den 6. Mertz zu Heidelberg. Welcher Verlust für die gelehrte Welt und für seine gute Freunde! Er starb frisch und gesund, da er ein Schälgen Caffee getruncken hatte. Die Art dieses Todes schien jedermann bedencklich. Einige zogen die Herren J*** darüber in Verdacht, als welche in der Welt die einzige Menschen waren, mit denen er meines Wissens in keinem guten Vernehmen stund. Allein man sucht hier sonder Zweifel die Ursache des Todes zu weit, die wir Menschen stets in unsern Gliedern tragen. Schannat ist der erste nicht, der aus Ueberfluß der Gesundheit und des Geblüts, voll grosser Anschläge und unermeßlicher Geschäffte in seinen besten Jahren, eines schnellen Todes gestorben ist.

Der Herr de Beaumarchais hat ihn unvergleichlich geschildert und dadurch seiner geschickten Feder eben ein solches Ehrengedächtnis, als dem Leben unsres beyderseits hochgeschätzten Freundes gestifftet. Ich will solches, weil es ein rechtes Meisterstück ist, hier in teutscher Sprache mittheilen. Es findet sich in des Herrn Schannat Histoire abregée de la maison palatine, welcher der Herr de Beaumarchais dessen kurzen Lebenslauf, unter dem Titel:

Eloge

Eloge historique de l'Abbé Schannat, dem er einem Schreiben an unsern gelehrten Herrn von Oelenschlager voraus gesetzet hat.

* * *

Eine Sache, welche dem Andencken des Abts Schannat fast eben so viel Ehre macht, als seine Schrifften, sind dessen grosse Gönner und Freunde. Die Cardinäle Albani, Querini, Paßionei waren in Rom seine vornehmsten Patronen, sie waren diejenige deren Credit ihm den Zutritt erwarb, selbst in diejenige Gefächer der Vaticanischen Bibliothec einzudringen, welche sonst die Römische Staatsklugheit jederzeit für der Neugierde der Fremden verschlossen gehalten hatte. Der Cardinal von Mecheln beehrte ihn durch seinen Schutz und der Cardinal von Speier bot ihm den seinigen an. Der regierende Fürst und Abt zu Fuld, aus dem Hause von Buseck, gab ihm gantz besondere Kennzeichen seiner Hochachtung; ingleichem der Fürst und Ertzbischoff zu Saltzburg. Zu Wien hatte er zu seinen Beschützern, ich solte fast sagen Freunden, den Reichshofrathspräsidenten, Grafen von Wurmbrand; den Grafen von Kuffstein, und den Grafen von Nostitz. Der erste, welcher um so vielmehr die Gelehrten liebet, weil er selbst einer ist, unterhielte mit ihm einen Briefwechsel, und suchte ihn als Geschichtschreiber in Kayserliche Dienste zu bringen.

Dieses waren nicht allein diejenige Verbindungen und Bekandtschafften, die er mit grossen und

und berühmten Leuten hatte. Die Samm-ler der Acten der Heiligen zu Antwerpen, besonders die Patres Sollier, Martene, Montfaucon: der verstorbene Herr von Eckardt, ehe er noch sich mit ihm wegen der fuldischen Archive entzweyet hatte; der Pater Peez, der verstorbene Herr Baron von Craßier: die Herren Mencke, Lucius, von Uffenbach, von Loen, Mascov, Schöpflin: die Herren Senckenberg und Steinheil, nebst vielen andern Gelehrten von raren Verdiensten, hatten für denselben eine desto gegründetere Hochachtung, je mehr ihnen seine unumschränckte und scharfsinnige Gelehrsamkeit bekannt war. Er unterhielt mit ihnen einen Briefwechsel, davon die Welt mehr als einmahl den Nutzen gespüret hat. Dieser letzte Umstand macht den Lobspruch von dem Hertze des Abt Schannats sowohl, als von seinen Freunden. Großmüthig, seine Entdeckungen andern Gelehrten mitzutheilen, und ihnen mit der besten Art die Ehre, die man selbst davon zu gewarten hätte, zu überlassen, ist das Kennzeichen einer edlen Seele, welche weder von der Ehrfurcht, noch von dem Neid eingenommen ist. Dieses heißt recht den Nutzen des gemeinen Besten dem schmeichelhafften Vergnügen gelobt zu werden vorziehen. Dergleichen Freygebigkeiten übertreffen noch der Reichen ihre. Es sind gewisse Gemüther denen solche Geschencke schwerer ankommen würden, als wenn sie einem Geld geben solten.

Der Abt Schannat war lebhaft, aufgeräumt, offenhertzig, einfältig. Wenn er noch so aufgebracht und erhitzt von einer langen und beschwerlichen Arbeit kam, so brachte er doch in die Gesellschafft eine aufgeheiterte Stirne, ein leichtes Gespräch, und ein angenehmes frölliches Wesen mit sich. Er gefiel ohne daß er zu gefallen suchte, und guten Theils eben deswegen, weil er solches nicht suchte. Seine offenhertzige Manieren, und seine schnelle Zunge schienen genugsam darzuthun, daß, weil in seinem Hertzen nichts falsches und nichts zweydeutiges vorgieng, er sich wenig um die Wahl der Sachen und der Worte, die er vorbrachte, bekümmerte, sondern sich darinnen blos allein seiner Lebhaftigkeit überließ. Er suchte nichts weniger, als mit seiner Gelehrsamkeit zu prangen. Er erwehnte nie der Grossen, die ihn mit ihrer Gunst beehrten. Er sprach kein Wort von den Gelehrten, die ihm gantz ausnehmende Kennzeichen ihrer Hochachtung gegeben hatten. Man empfand recht, daß er ein Vergnügen hatte bey einem zu seyn, ohne daß er deswegen das geringste auf eine hochmüthige Gefälligkeit seiner selbst solte getrieben haben. Er war zufrieden, wann er einem seine Hochachtung zeigen konnte, die wenigstens so groß war, als diejenige, die man für ihn hatte.

Ich weiß, daß die Höfe seine Lebensart geschliffen und seine Manieren angenehm gemacht haben. Allein die natürliche Höflichkeit und das freye, offene Wesen lernet man nirgendwo.

wo. Ein tugendhafftes und zärtliches Gemüth ist dessen allein fähig, ja es entstehet daraus von sich selbst.

Bey so liebenswürdigen Eigenschafften hatte derselbe eine lebhafte Ergebenheit für seine Freunde, einen sorgfältigen Eifer ihnen zu dienen, eine stete Erkenntlichkeit, wann sie etwas ihm zu Liebe hatten thun können, eine genaue Aufmercksamkeit, um auch die geringsten Pflichten des bürgerlichen Lebens zu beobachten. Diese Eigenschafften machten ihn äusserst empfindlich, wann er glaubte, daß seine Freunde nicht redlich mit ihm verführen. So unschuldig er sich dißfalls in Ansehung ihrer wuste, so Verachtungswürdig schienen sie ihm bey solchen Umständen. So leicht er aber aufzubringen war, so leicht war er auch wieder zu begütigen. Man hätte sagen sollen, daß sein Hertz die Beschaffenheit derjenigen beglückten Gegenden hätte, wo alsobald die gifftigen Thiere stürben, wenn man sie aus andern Orten dahin brächte, weder Zorn noch Haß konnten darinnen ihren Aufenthalt finden.

Die Religion, die ihrer Art nach die Tugenden der Menschen sucht vollkommener zu machen, indem sie ihnen die wichtigsten und tröstlichsten Beweggründe darzu an die Hand giebt und gleichwohl nicht immer durchdringet, fand in dem Abt Schannat ein fähiges Hertz sie aufzunehmen, ohne sie weder durch Affecten noch durch Unwissenheit zu verwirren. Er hatte für sie einen aufgeklärten und friedsamen Eifer.

Sei-

Seine Freymüthigkeit war ohne Schmincke und ohne Scrupel. Seine Andacht hatte nichts gezwungenes, noch ungemächliches für andere. Mit einem Wort: er bezeigte in Ansehung GOttes eben diejenige Einfalt und Aufrichtigkeit, als in Ansehung der Menschen.

So weit gehet die geschickte Feder des Hrn. de Beaumarchais. Ich beklage nichts mehr, als daß mir viele Briefe von dem Abt Schaumat sind abhanden gekommen. Ich hatte sie denenjenigen eingehändiget, die sich mit seinem Lebenslauf beschäfftigen wollten. Es ist nichts, woraus man einen berühmten Mann besser kann erkennen lernen, als aus seinen Briefen, zumahl wenn sie solche so nachläßig schrieben, wie der Abt Schaumat.

Ich will zur Probe nur ein Paar von ihm hier mittheilen, man wird daraus seine Art zu dencken und zu schreiben, ja auch selbst, wie er zu reden pflegte, am besten abnehmen können.

Monsieur!

Quand à l'entré de cette nouvelle année je Vous aurai souhaité tout ce que Vôtre coeur desire et tout le bien que Vous savez que je Vous veux naturellement; serez Vous content et me pardonnerez Vous un silence que ni paresse ni oubli ont causé? Comme je me trouve toujours enfoncé de mes Etudes jusqu'ici par dessus la tête en que d'ail-

d'ailleurs ce pays ici est fort sterile en nouvelles, j'ai cru qu'il devoit suffir entre nous de recevoir par occasion des complimens reciproques sur ce que nous avons l'un et l'autre de plus precieux qui est notre santé. Il y a apparence, que mon adversaire de Wirzbourg me laissera en repos ainsi que Vous remarquerez par le P. P. de la lettre de Msr. Joannis, à la quelle je joins une autre que j'ai recu du P. Marrene. Vos aurez la bonté de me renvoier l'une et l'autre aprez en avoir fait lecture. Il me reste à Vous prier de faire bien mes complimens au sujet de la nouvelle année à tous les amis en general, mais en particulier à charmante et aimable Capricieuse. Comme l'on m'a prognostiquè que l'année 1729. me sera des plus heureuse je m'attens d'apprendre qu'elle se resoudra pendant le cours d'icelle, au sacré lieu du mariage et que ce sera par cette douce scene que me viendra du bonheur. Adieu mon tres cher. Continuez moi toujours l'honneur de Vôtre amitié et croiez moi avec un sincere et tres respectueux devotement.

Monsieur &c.

en hate Worms ce 3.
de l'an. 1729.

Monsieur!

Comme je Vous connois philosophe sur plusieurs articles en voici un sur le quel je n'entre-

n'entreprendrai point à Vous suggerer de la consolation. Je ne Vous marquerai non plus quelle a été ma surprise, et combien j'ai été touché de la nouvelle touchant la mort de Msr. Votre frere, puisque j'aurai eu cela de commun avec tous ceux qui ont eu le bonheur d'etre connu du defunt qui étoit un parfait honete homme. C'est à dire tout. La seule chose que je desire d'apprendre, sans neant moins trop de curiosité, est le Systeme que cette mort vient sans doute de former. Je souhaite qu'il tourne entierement à Votre avantage et que le fond sur le quel reposent mes pierres antiques soit le moindre partage de Votre hereditée.

Je me trouve du reste enfoncé jusques par dessus la tete dans ma nouvelle entreprise qui est d'un tout autre relief que la precedente. Je ne sais si Mr. S * * vous a appris l'avanture que le fameux R * * a essuyé en dernier lieu; mais comme d'ordinaire un malheur ne vient jamais seul, il a perdu encore nouvellement en la personne du Sr. d'Eccard une bonne vache au lait. C'est là une verité dont il ressentira les effets malgré tout son pyrrhonisme; si jamais le P. Martene la guerit de son scepticisme et qui verra bientot le jour la Republique des lettres n'en sera que plus tranquille et n'aura de longtems plus rien a craindre de cet esprit dangereux. Permettez que Madame

Votre épouse trouve ici les assurances de mes tres humbles respects et faites moi la grace de me croire de meme toujours tres profondement

Monsieur &c.

Worms ce 10. Dec. 1729.

XI.

Abbildung des Grafens von Zinzendorf im Jahr 1737.

Alles ist voller Affecten, wenn man von dem Grafen von Zinzendorf spricht; und es scheinet fast, als ob man keine Freyheit hälte, eine Wahrheit zu prüfen, sobald sich der Eifer der Religion darunter mischet. Einige machen diesen Grafen zu einem Erzbetrüger und zu einem andern Mahomet; andere betrachten ihn im Gegentheil als einen von GOtt gesandten neuen Apostel und als einen Heiligen. Ich halte beyde Meynungen für übertrieben. Der Graf scheinet mir weder ein Betrüger noch ein Apostel zu seyn. Gleichwohl aber find ich in seinem Caracter und in seinen Unternehmungen etwas, das zu beyderley Urtheil Anlaß geben kann.

Der Graf von Zinzendorf hat nicht allein viel Witz, sondern auch eine starke Einbildungs-kraft

kraft, welche aber, wann sie ausserordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verliehret, sich selbst übersteiget und nicht selten neben ausschweiffet. Man darf nur seine Gedichte und Lieder lesen, so wird man von diesen Caracter seines Verstandes gar bald überzeuget werden.

Man findet darinnen solche Stellen, die so zu reden, aus den ersten Quellen des Parnassus scheinen geflossen zu seyn. Andere hingegen sind überaus trüb und sumpfig. Dasjenige Gedichte, welches der Graf auf seines Bruders, Graf Friderich Christians, zweyte Ehe verfertiget, und worinnen er das alte zinzendorffische Grafen Haus sehr nett und erhaben beschrieben hat, zeiget von dessen Starke in der Poesie. Ueberhaupt ist er glücklicher in dergleichen heroischen, als in geistlichen Sachen; jene leiden etwas übertriebenes, diese aber drücken ihre Schönheit am besten in der Einfalt aus (*)

Hätte der Graf nichts ausserordentliches und nichts ungleich scharfsinniges, so würden seine Einsichten klar und lauter seyn; man würde sie leicht fassen und verstehen können, und man würde in seiner Art zu denken, diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermisset.

(*) Siehe Graf Ludwigs von Zinzendorf teutsche Gedichte p. 145.

Was die äuserliche Gestalt des Grafens anlangt, so hat derselbe ein gutes Ansehen. Er ist wohl gewachsen und hat eine feine Bildung. Seine Augen sind weder zu finster noch zu lebhaft. Er hat eine frische Farbe, fleischigte Theile und alle Anzeigen eines sanguinischen Temperaments. Er sieht einen ehrlichen Mann, und nicht einen Betrüger ähnlich; seine Manieren sind edel und seiner Geburt gemäß; man sieht, daß er unter hohen Standespersonen ist erzogen worden, daß er die grosse Welt gesehen und daß er sowohl mit Majestäten, als mit seinen Brüdern, die meistens geringe Handwerksleute sind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlstand. Man sieht aber, daß er denselben alsdann mit Fleiß hinten ansetzet, wann er glaubet, daß sich solcher mit derjenigen Person nicht reime, die er in der Welt vorstellen will. Hier ereignet sich öfters eine gegeneinander Stossung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobey der Graf stark ins Gedränge kommt.

Er ist von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreiffet, und sucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieses zu erheben. Er schreibt sehr demüthig; wenn man aber seine Schriften angreiffet, so antwortet er hochmüthig. Er lässet sich nicht gern etwas sagen, oder einreden. Dieses ist ein kleiner Fehler, der öfters die grösten verursachet. Er trinket meistens Wasser, er isset gewöhnlich stark;

stark; Zuweilen aber entziehet er sich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speisen selbst, eine solche Ordnung, wie es die Unterhaltung seiner Gesundheit erfordert. Er will in allen Stücken seinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in seinen Unternehmungen hindern möchte.

Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn selbst kennen zu lernen.

Was seine neue Verfassungen in dem Religionswesen betrifft, so muß ich bekennen, daß es mir schwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen: Es ist zu viel Gutes, um alles zu schelten; Es ist zu viel zweydeutiges, um alles zu loben: Es ist zu viel seltsames, um nicht dem Verdacht Raum zu lassen.

Ich bin nicht der Meynung, daß dieser Graf, an und für sich selbst einen vorgefaßten Anschlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man höret von ihm gleichwohl so viel ausschweiffendes, daß es eben so schwer fällt, diejenige die ihn dessen beschuldigen für Lügner, als ihn selbst für einen vorsetzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der blose Ehrgeitz geplaget, wo hätte er ihn besser vergnügen können, als an einem grossen Hof, wo ihn seine Geburt, sein Verstand und seine Wissenschaft zu den ersten Staatsämtern würden er-

hoben haben: und wo er allenfalls genug von sich in der Welt hätte können reden machen. Es muß also nach aller Wahrscheinlichkeit etwas von Religion und von Frömmigkeit in seinen Bewegungen mit unterlauffen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im geistlichen der Hochmuth ja so viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im weltlichen findet.

Wie solte der Graf: ja nicht allein er, sondern sein ganzer Anhang, darunter sich so viele ehrliche Leute befinden, miteinander sich dahin verstanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verlästerung unsers Erlösers, eine solche Maskerade in der Welt zu spielen? Nein dieses kann ich nicht glauben. Man kann so leicht aus guten Absichten irren, als aus bösen die Wahrheit sagen. Es ist bey diesen Leuten ein sich selbst schmeichelnder Wahn, welcher sich der Sinnen und Einbildungskräfte um so viel mehr bemeistert, weil sie wissen daß sie keinen andern als einen guten Endzweck haben. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr sie gewisse Fortgänge begleiten, so geht es auch mit dem herrnhutischen Wesen.

Der Graf von Zinzendorf ist aus einem alten Reichsgräflichen Geschlecht. Die alte Frey-Frau von Gersdorf, eine sehr fromme und kluge Dame, hatte demselben, als ihren Enckel, die ersten Eindrücke der Religion gegeben. Er kam aus ihren Händen unter die Aufsicht des bekannten Magister Francken nach Halle, in das

so-

sogenannte Pedagogium. Alle Lehren, alle Vorstellungen, alle Bilder zielten in dieser Pflanzschule vornehmer Jugend, auf gewisse Auszeichnungen der Andacht, die nicht selten mit einer Art des geistlichen Hochmuths vermischet sind. Dieser formiret sich am leichtesten, wo man die Demuth lehret, und sich selbst für besser, als andre Menschen hält. Ein junger Herr, der Geist und Wissenschaften hatte, und dabey den gewöhnlichen Ausschweiffungen der Jugend nicht ergeben war, machte unter dergleichen Leuten ein grosses Aufsehen. Der hochgräfliche Schüler bemerkte bald seine Vorzüge; und wenn es wahr ist, daß der Magister Francke denselben ein Naseweises Gräfgen soll genennet haben; so setzet dieses so viel voraus, daß er sich schon damahls etwas müsse heraus genommen haben.

Er gieng darauf nach Wittenberg und war meines Wissens, die erste hohe Standsperson, die seit den Zeiten des frommen Georgen, Fürstens von Anhalt, unter den Protestanten geistlich studirte. So gering werden bey uns, aus einem allzuweit getriebenen Gegensatz der päbstlichen Hoheit, die geistlichen Aemter und Würden geachtet.

Er that hernach seine Reisen und machte sich daraus ein eigenes Geschäfte, wo er hinkam, vom Heiland zu reden. Er floh die gewöhnlichen Eitelkeiten der Jugend. Man bewunderte seine Eingezogenheit um so viel mehr, weil

man sahe daß solche aus gewissen Grundsätzen der Weißheit und der Religion, nicht aber aus einem Mangel von Feuer und Lebhaftigkeit herrührte.

Allein man kann auch in geistlichen Dingen ausschweiffen. Ich würde mich scheuen, dieses zu sagen, wenn die Kirchen-Geschichte nicht mit gar zu vielen Exempeln angefüllet wären, die solches bestätigen. Der erleuchteste unter den Aposteln sagt zwar von sich selbst, daß er über dem Rühmen von Christo wäre zum Thoren worden 2 Corinth. 12, 11. Aber, dieses war nur allein in Ansehung der Unglaubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit oder Wahnwitzigkeit hielten. Sonst war nichts ordentlicher und nichts vernünftiger, als das Betragen dieses Apostels. Man findet weder bey ihm, noch bey andern heiligen und erleuchteten Schriftstellern dergleichen besondre Redensarten und Gedanken, wie man solche häuffig in den Schriften des Grafens von Zinzendorf lieset. In der That, wann der Herr Graf in der büdingischen Sammlung, gleich Anfangs in der Vorrede von sich selbsten sagt: Er habe den Heiland mit zu Hülfe genommen, wann er eine künstliche Lection bey dem Tanzmeister hätte machen sollen; so kann es derselbe der vernünftigen Welt mit nichten verdenken, daß sie über diese und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit seiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieses besonders an ihm auszusetzen findet, daß

er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetenswürdig ist, vermenget.

Es ist mir dieses an dem Herrn Grafen um so viel unbegreifflicher, weil ich sonst in seinem äusserlichen Umgang und Wesen nicht das mindeste gauckelhaftes oder zweydeutiges entdecket habe. Es ist also vermuthlich nichts anders als die ausserordentliche Lebhaftigkeit eines Geistes, der sich stets in sich selbst beschäfftiget und eine Menge ausserordentlicher Bilder zeuget, welche nachdem die Beschaffenheit seines Cörpers ist und eine Gelegenheit sich ereignet, damit hervorzubrechen; so und so zur Welt kommen, ohne dabey etwas arges zu denken.

An Scharffsinnigkeit, Einsicht und guten Einfällen fehlt es dem Grafen gar nicht; ja man kann von ihm mit Grund der Wahrheit sagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß insonderheit dessen artige Schreibart in französischer Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm gelesen, die ein so feiner Witz, eine so zärtliche Wendungskunst und eine solche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man solche den geschicktesten Scribenten dieser Völcker zuschreiben solte. Von seinen Gedichten und Liedern ist schon oben Meldung geschehen. Wann er die Heil. Schrift erkläret oder von geistlichen Dingen spricht, so braucht er öfters solche Redensarten, die gantz ausserordentlich sind und sehr von der Eigenschaft der heiligen Sprache abgehen: Wann

er von der Liebe des Heilandes redet, so treibt er nicht selten die Einbildungskraft so weit, daß er darzu die schlüpferigsten Vorstellungen der fleischlichen Liebe entlehnet.

Ja er hat kein Bedenken in der Vorrede seiner zu Herrnhut 1735. herausgekommenen Gedichte, frey zu bekennen: „Daß die Kennzeichen der wahren Verliebtheit mit unserer „Abhängigkeit an den Heiland genau zusammen „treffen, und daß, wann die Romanen in ihrer „Art keine schlechtre Arbeit machten, als „die Heldengeschichte von JEsu von Nazareth in der ihrigen, sie etwas mehr werth „wären.

Ich glaube, daß der Graf diese Sachen in dem besten Sinn von der Welt mag geschrieben haben. Ich selbst bin auch nicht in Abrede, daß sie in einem reinen geläuterten Verstand von der Braut Christi wohl also mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Mystic hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleischlichen Liebe sind voller Unreinigkeit und Befleckung: sie erwecken solche Begriffe und Vorstellungen, die sich zu einer reinen Andacht gar nicht schicken; ja sie machen selbst die Unschuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apostel, kein Heiliger bedienet sich solcher Ausdrücke, wie man in den herrnhutischen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bey der Sprache des Evangelii? Ich weis zwar wohl, daß sich zuweilen die

Pro-

Propheten und insonderheit der Verfasser des Hohen Liedes dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen grossen Unterscheid in der Lebensart und in der Sprachweise der Menschen gemacht. Die alten orientalischen Völker bedeckten nicht mit einer so sorgfältigen Schamhaftigkeit diejenige Gliedmasen, die bey dem zunehmenden Christenthum die Keuschheit verborgen zu halten lehrte. Die Unzucht und die Frechheit bey den Alten gieng so weit, daß man sogar die Geburtsglieder vergötterte und die Frauensleute solche, wie heut zu Tag gewisse Bilder der Heiligen am Halse trugen. Salomo und die Propheten lebten zu diesen schamlosen Zeiten und unter dergleichen üppigen Völckern. Ich werde daher bewogen zu glauben, daß gewisse Redensarten und Gebräuche, die bey uns die Zucht und Ehrbarkeit verletzen, damahls in dem Umgang der Menschen eben so üblich müssen gewesen seyn, als heut zu Tage die Mode der Reiffröcke und die gekrausten Haarlocken unsrer Weibsbilder.

Hier ist also das Gute, das Zweydeutige und das Seltsame, welches ohne eine göttliche Scheidkunst nicht wohl bey dem Herrn Grafen von Zinzendorff kann von einander gesondert werden.

Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutschen Secte waren einige mährische Familien, die sich auf der Herrschaft des Grafen von Zinzendorf

dorf in der Lausnitz niederliessen und den Ort Herrnhut erbaueten. Die Religion dieser Leute ward im Grund evangelisch, ob sie gleich in ein und andern Gebräuchen etwas eigenes hatten. Leute von verschiedenen Secten und Meynungen schlugen sich zu ihnen: sie errichteten unter dem Schutz und unter dem Ansehen des Grafens von Zinzendorf, eine neue Art der geistlichen Brüderschaft, und machten allerhand gute Anstalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja sie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Christenthums bis in die entferntesten Weltgegenden: sie sandten dahin zahlreiche Colonien, um die wildesten Völker, die noch nie etwas von GOtt und von einem Heiland der Welt gehöret hatten, zu der Wahrheit des Evangelii zu bringen. Ich verwundre mich nicht, daß diese Leute so grosse Dinge unternehmen; ich verwundre mich aber, daß sie von statten gehen und daß binnen einer Zeit von 15. Jahren die halbe Welt von diesen Dingen ist angefüllet worden.

Die allenthalben täglich mehr überhand nehmende Misbräuche, welche ein närrischer Hochmut und eine zaumlose Ueppigkeit empor treiben und die besten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen gleichfalls, sowohl als der Trieb zur Frömmigkeit die Ursache seyn, daß sich so viele Leute zu den Herrnhutern gesellen, darunter insonderheit einige reiche Engeländer, Holländer und Schweitzer sich befinden,

hen, welche durch grosse Geldsummen den Grafen von Zinzendorf in Stand setzten, ganze Herrschaften hin und wieder anzukauffen und ganze Länder zu bevölkern.

Wann ich alle diese Dinge an und für sich selbst, als ein Mensch der unpartheyisch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekannte Vorurtheil zu prüfen vor mich nehme, so kann ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die so übel beschriene Herrnhuter ein so böses und abscheuliches Volk seyn sollen, als sie insgemein beschrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende sich selbst aus der Freyheit setzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwermer, Fantasten, Müßiggänger und dergleichen gebe, solches ist nicht zu leugnen; man müste dann die allerunverwerfflichsten Zeugnisse einiger unsrer grösten Theologen einer Unrichtigkeit beschuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen lasse. Wo sind aber Gemeinen, da nicht Böse und Gute untereinander sind? Ich muß hier der Wahrheit Zeugnis geben, diejenigen, die ich von ihnen gekannt habe, waren artige, wohlgezogne und in den göttiichen Wegen wohlerfahrne Leute: insonderheit die mährische Leute selbst, die, wenn ich sie schelten wolte, bewundern müste.

Schließlich ist meine Meynung von allen äusserlichen Secten-Wesen diese: Lebet man unter einem Volk, das Christum bekennet und dessen Grund-Lehren nach Ausweisung des Evangelii annimmt; mithin uns die christliche Freyheit verstattet, darnach unser Leben und unsern Wandel einzurichten, so halt ich nicht dafür, daß man Ursache habe, sich in besondere Secten, die neben eingeführet werden, einzulässen, 2. Petr. 2, 1. Die Zänkereyen und Trennungen in der Kirche über den Glauben sind jederzeit die Kennzeichen unsers Unglaubens gewesen. Alle Secten aber haben ihren Anfang, ihre Abwechselungen und ihr Ende. Viele redliche Leute, die bey den Herrnhutern nicht gefunden, was sie gesucht haben, gehen wieder von ihnen ab. Dieses rechtfertiget den Eifer dererjenigen, die bisher wieder sie geschrieben haben.

Mora-

Moralischer
Schildereyen
Dritter Abschnitt.

Nos igitur posthæc sciemus Diis
Cedere, ac discemus Atridas venerari.
Duces sunt quare illis obtemperandum est.
Quidni?
Nam & quæ firmissima ac potentissima sunt
Magistratibus cedere solent.

Sophocl. in Ajace.



Der Verfasser an seinen Freund.

Ich sende ihnen hier die versprochene Abbildungen einiger grossen Höfe und Länder die ich auf meinen Reisen gesehen habe. Ich hatte darunter meine eigne Begebenheiten gemenget; allein, weil solche mich allein angehen, so habe ich sie fast durchgehends weggelassen. Ich rede hier blos von demjenigen, was ich gesehen und beobachtet habe. Ich rede davon, als einer der frey denket und die Wahrheit liebt; dem viele Dinge in dieser Welt klein scheinen, die andern gros dünken; und der aus Gefälligkeit für das Herkommen und die Gewohnheit nicht alle Ehrerbietung heget, die man sonst zu haben pflegt. Ich rede von der gemeinen Wohlfahrt als ein Mensch, den solche mit angehet, und der sie zu befördern wünschte, wann er könnte. Ich gebrauche darzu die Beyspiele, welche mir die Erfahrung an die Hand gibt. Ich weiß, daß solche die besten und sichersten Lehrsätze ausmachen. Vielleicht haben sie, wann ich mir so viel schmeichlen darf, noch einigen Nutzen.

Solte ich aus einem allzulebhafften Eiffer für die Wahrheit hin und wieder etwas zu frey geschrieben haben; so hat die Zeit von 20. bis 30. Jahren, die seit dem verflossen sind, mir das Recht eines unparteyischen Geschichtschreibers erworben. Ich suche niemand, wer er auch sey, zu beleidigen. Ich habe Frieden mit allen Menschen, und kenne auch so gar meine Feinde nicht; ja, ich glaube nicht einmal, daß ich welche habe; Irre ich in meinen Meynungen, so finden meine Irrthümer ihre Entschuldigung in meinen guten Absichten. Ich schelte nur deswegen auf die Laster, weil sie uns unglücklich machen; ich suche meine Mitbrüder, und mich mit ihnen, zu bessern. Dieses ist, wie ich glaube, für ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, eine erlaubte Handlung.

Die hohe Häupter, deren hier gedacht wird, haben bereits ihr Regentenamt vor dem Thron des allgemeinen Weltbeherrschers niedergeleget; ihre Macht kan mir weiter nicht mehr schaden noch nützen. Dem ungeachtet, so habe ich mich beflissen, von ihnen auf eine Art zu reden, die zur Genüge die tiefe Ehrfurcht bezeiget, welche ich ihren mächtigen Nachfolgern schuldig bin. Wo ich es nicht getroffen habe, da laß ich mir weisen. Ja, ich kan leiden, daß man mich tadle und es besser mache.

Sunt bona, sunt quaedam mediocria sunt mala plura
Quae legis; hic aliter non fit avi te liber.

I. Des

I.

Der Kayserliche Hof.

Im Jahr 1717.

Quæ sparguntur in omnes,
In te mista fluunt, & quæ divisa beatos
Efficiunt, collecta tenes.

Claud.

Der Wiener Hof hat in der That etwas grosses und vorzügliches, welches der Majestät eines römischen Kaysers würdig ist, und solche deutlich ins Auge setzet. Der Hof an und für sich selbst hat zwar so viel glänzendes nicht; allein die vielen Fürsten und grosse Herren, die sich an demselben aufhalten, und die vornehmste Staats- und Kriegsämter besitzen, erhöhen dessen Pracht ungemein.

Die kayserliche Burg ist ein altes, grosses und weitläuftiges Gebäude, mit kleinen Fenstern, wo man wenig von einer sinnreichen Baukunst beobachtet. Der Hof selbst gleichet einem Paradiesvogel, der seinen Glanz in seinen Federn zeiget. Einige Staatsdiener und Grossen, welche die Hofämter besitzen, wohnen beynahe prächtiger als der Kayser selbst. Man hat schon oft und viel von einem neuen Burgbau gesprochen; allein man erwartet ruhigere Zeiten. Wann aber sind diese an einem so grossen Hof zu erwarten? Die grösten Schätze und Reichthümer

mer befinden sich auf der sogenannten Gallerie. Die Bibliotheck ist eine der vollständigsten und kostbarsten in der Welt: sie hat solche Einkünfte, daß man ihrentwegen bald noch einen eigenen Pallast wird aufbauen müssen, um die täglich neu ankommende Werke der stets fruchtbaren Gelehrten darinnen aufzustellen. Von den meisten Büchern, welche in dem heiligen römischen Reich jährlich aus der Presse kommen, wird ein Exemplar dahin geliefert. Nun werden wohl in keinem Reich mehr Bücher gedruckt als in Teutschland. Man mache also einen Ueberschlag von dem erstaunlichen Anwachs dieses Bücherschatzes.

Unter den Gemälden siehet man viele alte, rare, teutsche, brabandische und italiänische Stücke; von französischen aber fast gar keine. Da im Gegentheil zu Paris auf der Gallerie im Louvre, man fast nichts als französische Arbeit erblicket.

So wichtig auch die kayserliche Einkünfte sind, so kommt doch das wenigste in die kayserliche Cammer. Die Grossen nehmen das meiste weg. Die Fürsten und Grafen werden Standsmäßig, und die Räthe und Beamten, als Fürsten und Grafen besoldet. Die Andacht kostet auch viel Geld; denn die Geistlichen beten nicht umsonst. Die kayserliche Kriegsvölker stehen vorttrefflich wohl, und ein kayserlicher Hauptmann tauschet anderwärts nicht mit einem Staabsofficier. Die Dicasteria und die Canzeleyen bis auf den geringsten Schreiber, genies-

sen

sen einen herrlichen Sold. Was kosten nicht die Gesandten und Residenten an allen grossen Höfen und in den vornehmsten Städten; wie nicht weniger die Geschenke an die fremden Gesandten? Was kosten die Gnadengelder und Unterhaltung vieler müßigen Leute? die italiänischen Kehlen und Geiger, die allein den Hof jährlich über hundert tausend Thaler zu stehen kommen? der Poeten und Bücherschreiber mit ihren Zuschrifften, nebst der unzehlbaren Menge vornehmer und geringer Bettler, die sich aus allen Orten und Enden der Welt am kayserlichen Hof melden, nicht einmal zu gedenken. Alles flehet die kayserliche Majestät um Gnad und Beystand an. Diese wollen, aus angebohrner Huld, auch gern allen Menschen helfen. Allein die Einnahmen des Kaysers leiden ohne dem schon darunter, daß die Haußhaltungen der Unterthanen nicht besser eingerichtet sind, und fast allenthalben die Verschwendung, wie im Grossen so im Kleinen herrschet. Viele Menschen gerathen darüber in Mangel und Armuth, und erfüllen an statt der Werkstätt die Spitäler und Armenhäusser. Vor Alters hatte man an unsern teutschen Höfen gute Policeyordnungen, die den einreissenden Mißbräuchen wehrten, und dem Verderben der Haußhaltungen vorkamen. Heut zu Tag scheinen uns diese Dinge zu klein; man wird aber bald sehen, wie viel sie zu bedeuten haben.

Die oesterreichische Regierung, sowohl unter diesem Kayser, als unter Leopold, seinem

Vater, ist überaus gütig und gelinde: sie hat nicht das mindeste Ansehen derjenigen tyrannischen Gewalt, mit welcher so offtmalen andere Monarchen ihre eigene Völker ins Verderben stürtzen. Nein, man hat von dem Durchlauchtigsten Haus von Oesterreich nichts als Sanftmuth, Huld und Gnade zu erwarten. Es sieht deswegen auch in allen oesterreichischen Erbländern, ohneracht der vielen Abgaben und steten Kriege, noch besser aus, als in andern Provinzen. Der Adel ist reich, der Bürger wohlhabend, und der Landmann nähret sich an den meisten Orten, wo ihn der Adel nicht drücket, noch ziemlich wohl. Es heißt: Oesterreich über alles, wann es nur will; allein man misbrauchet der Güte der besten Kayser. Der Eigennutz der Staatsdiener ist zu gros. Schröter, Seiler, Horneck und Becher haben schon zu ihrer Zeit mancherley gute Rathschläge gegeben, wie die Haushaltung zu verbessern, und die Einkünfte, ohne das Volk zu beschweren, unendlich weiter könten getrieben werden. Allein wer fragt nach solchen Projectenmachern? Wer bemühet sich ihre Vorschläge zu untersuchen? Es fehlet vornemlich an einer rechten Handlungsverfassung und an einer Bank, zur Erleichterung und zur Sicherheit der Commercien. Dann die oesterreichische Erbländer sind reich und haben einen Ueberfluß an allerhand Früchten, Mineralien und rohen Waaren, welche den Stoff zur Handlung abgeben. Man findet darinnen auch grosse Städte, Flüsse und Seehäven, um solche zu verstosen.

Es

Es ist also zu verwundern, warum sich der Wiener Hof dieser Kunst, Gold zu machen, nicht besser zu bedienen sucht. Allein zur Handlung wird eine gewisse Freyheit in der Religion erfordert, zu welcher man sich in Wien noch nicht entschliesen kann. Ich unterstehe mich nicht diese Zärtlichkeit in Glaubenssachen zu tadeln. Wenn dadurch die Aufnahme des Christenthums in der That befördert würde; so solte man eine so heilige Neigung allen zeitlichen Vortheilen dieses Lebens billig vorsetzen; da aber GOtt der HErr in seinem Reich allerhand Unterthanen duldet, und die Eintracht in der Kirche durch einen allzuweit getriebenen Eifer, in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes, noch mehr gestöret wird, wie es die Erfahrung ausweiset; so wäre zu wünschen, daß man für die in blossen Meynungen irrende ein wenig mehr Nachsicht haben und einander mit Liebe und Sanftmuth ertragen möchte.

Man kann nichts als Gnade und Güte von kayserlichen Majestäten rühmen. Man findet aber einen grossen Unterscheid so bald man zu denen Fürsten und Grossen des Hofes kommt. Etliche haben etwas von einem steiffen und gezwungenen Hochmuth, der ihnen die Wahrheit zu sagen, um so viel weniger schön läßt, weil selbst diejenigen die ihnen zu gebieten haben, bey allen Fällen eine natürliche Huld und Leutseligkeit blicken lassen. Es sind dieses Strahlen der Majestät; wie hingegen der Hochmuth, auch selbst bey den Grossen, etwas kleines und lächerliches zeiget.

Die Oesterreicher sind sonst ehrliche, aufrichtige und gutherzige Leute: sie lieben ihren Kayser nicht aus blosser Eitelkeit und Hoffart, wie die Frantzosen ihren König; sondern aus einem natürlich angebohrnen Trieb. Sie haben es Ursache, dann der Kayser hält sie recht wie seine Kinder, welchen er kein Ungemach und kein Leid zufügen lässet. Ich habe den Kayser auf dem Thron gesehen, und die Rede, die er an seine getreue oesterreichische Landstände gehalten hat, mit angehöret. Man kan sich nichts rührendes und majestätisches vorstellen. Wenig Fürsten und Potentaten in der Welt sind geschickt, einen solchen natürlichen und der wahren Hoheit geziemenden Vortrag zu thun. Verschiedene alte Edelleute, die nichts von höfischen Sitten hatten, sondern guten Landwirthen gleich sahen, wurden dadurch dermassen beweget, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnten: Unser Kayser hats holt recht geredt! waren ihre Anmerckungen.

Sonsten will man an ihrem hohen Adel ein gewisses aufgeblasenes und stoltzes Wesen tadeln. Wie man solches nicht sowohl ihnen als auch den Herren Böhmen beschuldiget. Ueberhaupt haben wir Teutsche etwas steiffes und hochgeschraubtes, welches uns bey fremden Völckern keine Hochachtung erwirbt.

Es ist bekannt, wie schädlich diese Aufführung zu Ende des verwichenen Jahrhunderts den hohen Gerechtsamen des Erzhauses in Ansehung der spanischen Erbfolge gewesen ist; und

daß

daß unser guter Kayser darüber in seiner Jugend so viele und mancherley Wiederwärtigkeiten hat empfinden müssen. Da hingegen die Franzosen der Sache in Madrit einen ganz andern Schwung zu geben wußten; wie davon die geheimen Geschichte sattsamen Unterricht geben. (*) Anderer Gelegenheiten zu geschweigen, da offenbar die herrische und spreustische Sitten unserer lieben Landsleute überhaupt die fremde Völcker selbst gegen sie empöret haben, welche sie mit Liebe und Freundlichkeit am leichtesten hätten gewinnen können. Ich rede hier nicht von derjenigen flatterhaften Höflichkeit, welche in blosen Worten und zierlichen Reverenzen bestehen. Nein, ich rede von derjenigen Leutseligkeit und Menschenliebe, zu welcher uns sowohl die Vernunft als die Natur und die Religion verbindet.

Lasset uns hier nicht unserer stoltzen Einbildung das Wort reden, und darinnen den Ruhm unserer Tapferkeit suchen, wann wir das Herz haben andere Menschen zu verachten und unglücklich zu machen. Wir gebrauchen offt eine mühsame und kostbare Gewalt, wo man mit einem leutseligen und guten Wesen, das doch so wenig kostet, viel weiter kommen, wo nicht alles ausrichten könnte. O fürwahr, wer diese Politic recht verstehet, der braucht keine grosse Gewalt um sich zum Meister des menschlichen Hertzens zu machen. Das rührende Beyspiel der zwey hoch-

(*) Man lese hierüber unter andern die Memoires secretes de Mr. de la Torre.

höchsten Personen in der Welt; ich meyne Ihro beyderseits regierende kayserliche Majestäten sind davon ein herrlicher Beweis.

Der kayserliche Hof könnte unglaubliche Summen ersparen, wann er bey Vergebung der Staats- und Civilämter überhaupt mehr auf persönliche Verdienste, als auf vornehme Häuser und Standspersonen sehen würde. Die Fürsten, Grafen und Freyherren möchten immerhin, zum Glantz und zur Verherrlichung der Majestät, die Hofämter besitzen; denn zu solchen wird vornemlich eine gute Gestalt ein guter Magen und ein guter Beutel erfordert. In Ansehung der Geschäfte aber ist mit einem tüchtigen Mann, er sey hoch oder niedrig gebohren, ungleich mehr auszurichten, als mit andern grossen Herren, die nichts als ihre Ahnen und Titeln aufzuweisen haben. Man siehet es einer Sache nicht an, ob sie mit adelichem oder unadelichem Geblüt ist tractirt worden. Der preußische Hof hat sich vornemlich durch diese Staatskunst so hoch empor gebracht: seine meiste Cabinetsräthe waren ausgesuchte Leute. Man sahe auf ihre Federn und nicht auf ihre Ahnen. Ein Mann den Wissenschafften, Verdienste und Tugend adeln, und der weiter keinen vornehmen und weitläufftigen Anhang hat, der würde weniger Zerstreuung und weniger Eigennutz haben, als die Fürsten und Grafen, die selbst Land und Leute haben, und eigne Höfe formiren. Diese hohe Standspersonen machen insgemein die stärckesten Banden unter sich, treiben alles wie sie

wol-

wollen durch, und vermehren die Geschäffte und endlich, ohne die geringsten Vortheile zu verschaffen. Man rechne nur wie viele Fürsten- und Grafenhäusser seit zweyhundert Jahren, durch die Milde der oesterreichischen Kayser sind empor gekommen, deren verschiedene zuvor kaum gemein adelich gewesen sind.

Ein Land ist weit glücklicher, wann es mit einem nahrhaften Adel und mit fleißigen Bürgern als mit vielen grossen Herrn bevölckert ist; dann diese sind meistentheils nur solche Geschöpfe, von denen man sagen kan, daß sie, weil sie mächtig und müßig sind, die meiste Unordnung und Verwirrung in dem gemeinen Wesen verursachen. Rechnet man die Menge der Aufwärter und Livereybedienten, welche von den Grossen blos allein zur Pracht und ihre Hoheit zu zeigen, gehalten werden; so wird man finden, daß diese Leute allein bey nahe den zehenden Theil eines Staats ausmachen. Was ist aber einem Land schädlicher als so viele müßige Leute? Schlechte Unterthanen die nicht arbeiten und doch stets essen und trincken wollen.

Mit den vielen Clöstern hat es fast eine gleiche Beschaffenheit. Ich habe nichts gegen den geistlichen Stand. Ich weiß, daß er mit zur Erhaltung der Ordnung und der guten Sitten in der menschlichen Gesellschafft gehöret; allein daß sich derselbe hin und wieder mehr als es die gemeine Noth erfordert, und der Wohlstand des Staats es leiden kann, ausgebreitet hat, solches tauget nicht. Der Schaden ist offenbar. Man kan

kan diese Leute weder zur Arbeit noch im Nothfall gegen den Feind gebrauchen: und wenn sie auch die frömmsten und andächtigsten Menschen in der Welt wären, welches viele nicht glauben, so nutzet doch ihre Menge dem Staat nichts. Fruges consumere nati.

Hätten die kayserlichen Staatsräthe es jederzeit mit dem Kayser wohl gemeynet, so würden sie stets auf das Ganze gearbeitet haben; sie würden durch keinerley Nebenabsichten, noch durch kleine gegenwärtige Vortheile sich davon haben abziehen lassen; sie würden niemals dem Kayser gerathen haben, sich ausserhalb zu stärcken, weil dadurch seine Macht von innen geschwächet wurde, und zu keiner gründlichen Verfassung gelangen konnte. Wann die kayserlichen Erbländer gleich den französischen und spanischen Provinzen rund zusammen lägen, und bey ihren natürlichen Reichthümern auch Handlung und Manufacturen in solcher Menge hätten, so wäre in der That, wie der Herr von Horneck solches erwiesen, Oesterreich über alles.

Böhmen, Schlesien, Mähren, Ober- und Unteroesterreich, Cärnthen, Crain, Steyermarck, Tyrol, nebst den ungarischen Königreichen und Fürstenthümern; alle diese Länder machen zusamen ein schönes Stück von Europa aus. Die Natur scheinet hier ihre reichsten und vortreflichstē Schäze zusammen getragen zu haben. Die abgelegene italiänische und niederländische Provinzen bringen, so reich und herrlich sie auch immer sind, dem Erzhaus wenig Nutzen, und ziehen

das-

dasselbe im Gegentheil doch immer in allerhand verdrießliche Weitläufftigkeiten mit seinen Nachbarn; deren Freundschafft ihm, wegen der noch stets anwachsenden Macht von Franckreich, gleichwohl so nöthig und wichtig ist. Ich glaube, daß diese Länder, nachdem sie gelegen sind, dem Haus von Oesterreich weit mehr Nutzen schaffen würden, wenn es solche mit einem gewissen nexu feudali zu freyen Staaten erklären und sich darinnen einträgliche Cammergüter aushalten würde; Andere liesen sich am besten gegen solche Länder, die an die seinigen gränzen, vertauschen, u.s.f.

Nichts wäre vielleicht geschickter das sogenannte Gleichgewicht unter den christlichen Mächten zu unterhalten, als etliche mitten durch Europa streichende Republicken. Diese würden zu beyden Seiten das Ihrige thun, um den Ruhestand unter den europäischen Fürsten zu erhalten: weil sie sonst immer die ersten seyn würden, welche bey entstehenden Kriegsläufften darunter leiden müsten.

Mit dem Reichshofrath hat es ungefehr die Beschaffenheit, wie mit der kayserlichen Cammer zu Wetzlar; doch weis ich nicht, daß derselbe sich rühmen kann, so alte Processe zu haben, als diese. Die Sachen gehen hurtiger; das macht die nahe Gegenwart des Hofs, die alles mit Lebhaftigkeit erfüllet. Hier treibet ein Rad das andere: die viele Gesanden und vornehme Partheyen, denen hier die Zeit nicht lange wird, und in Wien besser und wohlfeiler leben, als in Wetzlar, treiben

eine

eine Rechtssache ehender zum Schluß. Es gibt deswegen auch weniger fatale Termine. Nur die Religions- und Kirchensachen lauffen nicht so schnell. An dieser Art von Rechtsstreiten haben zu vielerley Menschen Antheil. Diese sind durch unendliche Absichten unter sich getheilet. Wolte man darüber urtheilen, als über Sachen die den Staat betreffen, so würden die Geistlichen ihre Rechte vorschützen: diese sind von einer solchen Beschaffenheit, daß sie weder Anfang noch Ende haben. Will der Kayser, als höchster Richter im Reich, hier einen Stillstand unter den Streitenden machen, dann kein Friede ist da zu hoffen; so ist darzu kein anderes Mittel als mutua tolerantia civilis, d. i. der weltlich geistliche Friede.

Sonst hat es jederzeit unter dem Reichshofrath vortreffliche Leute gegeben, welche der kayserliche Hof öffters zu wichtigen Gesandschafften und in den vornehmsten Staats-Angelegenheiten zu gebrauchen pfleget. Unter den Reichshofrathsagenten können es einige jährlich auf 6000 Reichsthaler bringen: Tam aurea est praxis.

Die beyden hohe Reichsgerichte sind eigentlich noch die Ketten, welche sowohl als die grosse als kleine Reichsstände in der reichssatzungsmäßigen Verbindung zusammen halten. Solten diese aufhören, so würde auch die Freyheit der kleinen Stände mit einmal verschwinden; so kan ein Unterthan seinen Fürsten und ein Bürger seine Obrigkeit bey dem Kayser und dessen beyden höchsten Reichsgerichten belangen, wenn er meynet, daß ihm Unrecht wiederfahren sey; allein er

er muß bemittelt seyn, denn die Processe kosten Geld; ja, dieses nicht allein; er muß auch Gedult haben, wenn er bey den hohen Gerichten weiter nichts als ein gutes Urtheil erhält: denn der Befehl de exequendo findet viel Anstand und man wird gegen einen Mächtigen nicht fortkommen. Wie viele reiche Bürger, welche Gelder an grosse Herrn geschossen, haben nach lang geführten Klagen über Mangel von Zahlung endlich ihren Rechtsstreit gewonnen und doch weiter nichts dadurch erhalten, als daß sie ihrem verlohrnen Capital noch die Proceßunkosten hinzuschreiben musten. Die Sachen sind zu klein, Kriegsvölcker ziehen zu lassen, und die Executionsordnung ins H. R. Reich zu unterstützen. Diese Executionsordnung hat schon offtmahls bey den Reichsständen zu vielerley Rathschlägen Anlas gegeben, wie solche möchte eingerichtet werden; allein die Schwierigkeit ist allzugroß, wann solche die Grossen selbst betrifft. Dergleichen Erfindungen gehören fast ad Impossibilia. Hier ist eine kleine macula imperfectionis, welche in dem verderbten Zustand der Menschen mit einschlägt. Die mächtigsten Häusser in Teutschland haben über dem das Jus de non appellando. Wodurch zum wenigsten den Unterthanen dieser Vortheil zuwächset, daß sie weiter keine vergebliche Proceßunkosten aufzuwenden haben.

Unterdessen zeiget gleichwohl die Mecklenburgische Sache von der kayserlichen Macht im Reich und denen damit verknüpften Zwangs-

mitteln: dahingegen die Sachen wegen Rheinfels sich nicht auf gleiche Art haben tractiren lassen. Doch diese Materie ist zu weitläufig. Ich komme wieder auf den kayserlichen Hof und die Stadt Wien.

Was den Kayser selbst betrifft, so hat er zwar ein ernsthaftes und majestätisches Wesen; allein, wenn man ihn bey der Kayserin, seiner Gemahlin, siehet, so ist er sehr freundlich, und bis zum muntersten Scherz aufgeräumet. In dem einen bezeigt er sich als Kayser und in dem andern als ein Mensch. Er ist sehr wohl gewachsen und hat eine gute Bildung. Er liebet die Künste und Wissenschafften, und belustiget sich dabey mit der Jagd und dem Scheibenschiesen. Er verstehet die Music nicht allein als ein feiner Kenner, sondern er spielet auch das Clavier mit solcher Geschicklichkeit, daß ihm wenig Liebhaber darinnen beykommen. Die Kayserin, seine unvergleichliche Gemahlin, soll öffters mit darunter singen; doch eine Music von solcher Art ist nur für wenig Ohren; es werden selten mehr Leute dabey zugelassen, als einer der die Violin, oder das Violoncello spielet. Die Kayserin hat alle Vorzüge ihres Geschlechts. Sie ist die Schönste unter ihren Hofdamen, und es fehlet wenig, wann sie den Handschuh ausziehet, daß die Oesterreicher nicht ihre Hand vergöttern. In der That hat man nie eine schönere gesehen. Der gantze Leib ist von gleicher Gestalt; alles ist reitzend, holdselig und majestätisch an dieser vortrefflichen

Kay-

Kayserin; sie ist so weiß von Haut, daß sie der Kayser, wann er vertraulich redet, nicht anderst als seine weise Liesel zu nennen pfleget.

Der Prinz Eugenius von Savoyen hat für einen so grossen Helden keinen starcken Cörper. Er ist gleichsam wie von seinem eigenen Ruhm gebeugt. Ein längliches hageres Gesicht mit herunter hängenden Unterlefzen; eine grosse Nase, kleine schwarze Augen, deren Feuer mit der Lebhaftigkeit seiner Jahre zu verlöschen scheinet, eine gelblich braune Farbe; ein stets nachsinnendes Wesen, das sich mit wenig Worten ausdrückt: Sehet, die jetzige Gestalt dieses vortreflichen Prinzen, dessen Weisheit nichts desto weniger um so viel stärcker zu werden scheinet, je mehr die Munterkeit, so vor diesem seine Jugend belebt, in Abnehmen kommt. Die Musen scheinen jetzo gleichen Antheil an dem Ruhm dieses Helden zu nehmen, als seine herrlichen Siege. Er sammlet eine kostbare Bibliothec: er bauet und gebrauchet die Kräfte seines Verstandes ja so sehr zu heilsamen Rathschlägen, als vormals Städte zu erobern und Schlachten zu gewinnen. Es sind im übrigen noch viele italiänische und spanische Herren in Wien, welche aber dem Hof mehr kosten, als Nutzen schaffen. Einige haben die Stadt mit prächtigen Pallästen bereichert und also das Geld im Land gelassen. Dieses ist das rühmlichste was sie gethan haben.

Die Oesterreicher sind im Grund ehrliche, gute und treue Leute; sie lassen Leib und Leben

für ihren Kayser: sie sind auch gut und leutselig gegen Fremde; gegen die Franzosen aber haben sie einen natürlichen Haß. Nicht nur deswegen, weil sie fast immer gegen sie im Krieg verwickelt sind, sondern auch, weil ihre Gemüthsart einander zuwider ist.

Die Lebensart in Wien ist lustig, frey, rauschend, schwelgerisch, dabey andächtig, ernsthaft und natürlich. Man ist wollüstig und verliebt, aber nicht bis zur Verzweiflung. Man lacht und scherzet, aber man verbricht sich nicht den Kopf, um scharffsinnig und delicat zu seyn. Man isset und trincket, man fastet und schwermet; man betet und fluchet, alles wie es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringet. Eine grosse Menge Volcks, die nahe bey einander, über einander und neben einander wohnet, macht, daß man leicht bekannt wird. Man nimmt sich kleine Freyheiten; man wagts. Mit einem Spaß kan man viel wieder gut machen. Viele herum irrende Ritter, Romanenhelden, Poeten und sogenannte Beaux Esprits giebt es unter den Oesterreichern nicht. Ihre Pracht ist mehr reich als gekünstelt: sie verabscheuen überhaupt alles dasjenige, was viele Mühe und Nachdencken verursachet. Sie verwenden deswegen auch insgemein mehr auf Hunde, Pferde und Kleider, als auf Bücher und Kunstsachen. Es giebt zwar unter ihnen auch kleine Putzmännergen und Petits Maitres, wie in Franckreich, allein sie sind, mit weniger Witz, doch weit mehr erträglich. Man darf nur

wacker

wacker mit ihnen lachen und ihnen Historien erzehlen, die eben so wenig zu bedeuten haben, als ihre eigene, so wird man ihre Freundschaft gewinnen.

Das Gewühl in Wien ist noch stärcker, als in Paris. Das macht weil die Stadt nicht gar gros ist. Die stets mit Menschen, Pferden und Fuhren bedeckte Strassen setzen einen der zu Fuß gehet, öfters in Lebens-Gefahr gerädert zu werden. Die Kutscher und Sesselträger schreyen stets: **Schauts auf! Schauts auf!** und indem man dem einen ausweichet, stöset man auf den andern. Wer also in Wien den Hof und vornehme Leute besuchen will, der muß nothwendig sich der Kutschen bedienen. Man siehet hier Leute aus allen Orten und Enden der Welt: Ungern, Husaren, Heyducken, Polacken, Moscoviten, Persianer, Türcken, Mohren, Spanier, Italiäner, Tyroler, Schweizer, kurz, von allen europäischen Völkerschaften. Man solte nur sagen, wo die Schneider alle wohneten, welche so vielerley Leuten die Kleider verfertigten; denn dieses ist gewiß, daß man an keinem Ort in der Welt mehr verschiedene Trachten und Kleidungsarten beobachtet, wann man auch gleich zugiebet, daß in London und in Amsterdam noch mehrerley entlegene fremde Völcker wegen der Schiffahrt zusammen treffen möchten.

Die Vorzimmer des Kaysers, insonderheit auf den Hof- und Festtägen sind gegen Mittag stets mit grossen Herren und Gesanden angefüllet.

füllet. Die Hohen werden hier niedrig, und die Fürsten, Grafen und Herren sind mit den geringsten Edelleuten, Officiern, Schreibern und allerhand Menschen untermischt. An diesem einzigen Ort scheinen die Stände in der Welt einander gleich zu seyn; dann sobald erscheinet nicht der Kayser, so beuget sich alles mit gleicher Unterthänigkeit vor dessen Majestät.

II.

Der königlich Preußische Hof in Berlin 1718.

Paulatim vitia atque errores exuit omnes.

Juv. Sat. XIII.

Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts glänzendes und nichts prächtiges als seine Soldaten hat. Es ist also möglich, daß man ein grosser König seyn kann, ohne die Majestät in dem äusserlichen Pomp und in einem langen Schweiff bundfärbigter, mit Gold und Silber beschlagenen Creaturen zu suchen. Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo grosse und kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhaupts mustern lernen. Ich habe, so lang ich in Berlin gewesen, kein gantz mit Galonen besetztes Kleid gesehen. Die kostbarsten Kleider haben nicht über

etlich

etlich und zwanzig Loth Gold oder Silber: sie sind meistentheils gestickt, und dieses so nett, so niedlich und sowohl an den Leib gepaßt, daß man nichts schöners sehen kan. Kein Volk kommt dem natürlichen Wuchs und dem edlen Ansehen der Preussen bey: sie sind meistentheils schlanck und wohlgestreckt von Leibe, frisch und gesund von Farbe und dabey von einem sehr bescheidenen Wesen.

Wenn man von dem Berliner Hof redet, so verstehet man darunter fast nur die Kriegsleute; diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räthe, Cammerherren, Hofjunkern und dergleichen, wann sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht viel geachtet und kommen meistentheils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben sich bey dem König am meisten verächtlich gemacht. Er hat einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann; sie sind aber bey weitem nicht so geschliffen, wie seine Soldaten. Die Zucht macht Leute, die preußische ist herrlich. Die wenigsten Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Universitäten schwermen sie in einer wilden Freyheit. Beydes geistliche als weltliche Aemter werden mit solchen Leuten besetzt, die gewohnt sind nach ihrem Eigensinn zu dencken, zu lehren und zu leben. Nichts ist lächerlicher, als ihr Hochmuth. Es ist eine Verehrung unter diesem lateinischen Volck, daß ein vernünftiger Mann darüber gar leicht in die Sünde der Spötterey verfallen kan̄.

Man halte es demnach einem grossen König zu gut, der gewohnt ist von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet.

Ich kenne unter den preußischen Soldaten verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschafften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerck eigentlich ist, Gelehrte zu seyn. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andren Höfen. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weis.

Kein Fürst hat noch jemals das kindische Flitterwerck, worein sich die menschliche Hoheit zu kleiden pfleget, natürlicher und vernünftiger eingesehen, als der König von Preussen. Sein Herr Vater hatte die Ehre seiner Krone, die er sich selbst auf das Haupt gesetzet, nach dem üblichen Wohlstand der Monarchen durch einen erstaunenden Aufwand und ausserordentliche Pracht verherrlichet. Seine Staats- und Hofbedienten wurden dadurch gros und reich, die Schazkammer aber ziemlich erschöpft. Der König führte bey dem Antritt seiner Regierung eine genaue Haushaltung ein: Er schaffte viele unnöthige Bedienten und Müßiggänger ab, setzte seine Leute auf halben Sold herunter und ließ vieles überflüßiges Geschirr verkauffen und zu

Geld machen. Er sammlete sich dadurch in kurzer Zeit so grosse Schätze in baarer Münz, daß ganze Gewölber unter dem Schlosse damit angefüllet sind. Nun kommt es nur noch darauf an, was er damit für einen Gebrauch machen wird. Sie sind das beste Mittel seine weitläufftige Staaten in einen blühenden Wohlstand zu setzen und die magere Aecker, gleichsam als mit einer fetten Dünge zu verbessern.

Der König von Preussen ist von seiner Neigung für die Soldaten ein wenig zu sehr eingenommen. Man würde es wagen müssen, ihm zu mißfallen, wenn man ihm Vorschläge thun wolte, wie er sein Land bevölkern könnte: In Erwegung daß dieses nicht geschehen kann, ohne die gewaltsamen Werbungen abzuschaffen und eine gewisse Freyheit dem Volk zu verstatten, davon der Nutzen mehr in die künftige, als gegenwärtige Zeiten einschlagen würde.

Vergebens sucht der König alle Mitteln anzuwenden, um Leute in sein Land zu ziehen, welche die Handlung und die Fabricken darinnen empor bringen könnten. So lang nur noch ein Schatten der gewaltsamen Werbungen herum wandert, so ist derselbe wie ein Gespenst, welches alle Menschen erschrecket.

Das sicherste Mittel ein Land zu bevölkern ist die Freyheit. Wo diese ist, da ziehen sich die Menschen Hauffenweise hin. Wo viel Volk

ist, da ergiebt sich die Nahrung von sich selbst. Man lasse nur deu Landmann ruhig bey seinem Ackerbau; der Handwerksmann und der Künstler werden beyde genug Arbeit finden; und der Kaufmann wird sich eben so geschäftig erzeigen, den Anwachs der Früchte, und die verarbeiteten Waaren zu vertreiben. Dadurch entstehet die Handlung, welche die Seele der Reichthümer und des Ueberflusses ist. Die Gelder kommen von einer Hand in die andere und dieser glückliche Umlauf, der alle Nerven beweget, wird den ganzen Staatskörper mit Geist und Stärke beleben. Eine Handthierung wird auf die andere wirken, und wie das Räderwerk in einer Maschine fortlauffen. Die Einkünfte des Königs werden sich dadurch erstaunlich vermehren und sein Volk wird, wann es zugleich durch eine gute Policey regieret wird, das glücklichste auf erden seyn. Man könnte dieses alles mathematisch erweisen, wann die Erfahrung uns dieser Mühe nicht überhoben hätte, indem sie zu obigen Grundsätzen, den völligen Beweis vor Augen legt.

Es kommt alles, wie gesagt, auf die Freyheit an und daß man das Volk mit keinen grossen Auflagen beschweret. Es giebt gewisse Auflagen, die das Volk kaum spüret und zu deren Betreibung nur wenig Leute erfordert werden. Ich werde mich bey einer andern Gelegenheit darüber näher heraus lassen. Man sucht vergeblich durch grosse Künste dasjenige ausfindig

zu

zu machen, was öfters die einfältige Natur ganz deutlich zu erkennen giebt.

Ich komme von diesen Anmerkungen auf den Kronprinzen. Dieser zeiget bey einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz ausserordentliches. Er ist ein überaus muntrer und lebhafter Prinz. Er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung. Er zeiget dabey eine gewisse Leutseligkeit, und eine so gute Gemüthsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot, welche bisher die Aufsicht über dessen Erziehung gehabt hat, redet von ihm nicht anders, als mit Entzücken: C'est un esprit angelique pfleget sie zu sagen: es ist ein englischer Verstand. Er fasset, er lernet alles was man ihm vorlegt, mit der grösten Leichtigkeit. Der berühmte Msr. la Croze hat unter andern geschickten Lehrmeistern die Ehre, ihn und die Kronprinzeßin zu unterweisen. Der Kronprinz gehet nun in das siebende Jahr: man ist beschäftiget denselben aus dem Frauenzimmer zu thun und ihm eine besondere Hofstaat beyzulegen. Der Obrist von Kalkenstein ist von dem König ernennet worden, unter dem Grafen von Finkenstein die Stelle eines Hofmeisters bey dem Prinzen zu versehen. Dieser Cavalier ist einer der artigsten und aufgeräumtesten Köpfe bey Hof. Niemand ist reicher an guten und muntern Einfällen. Der König sowohl, als die Königin halten im übrigen diesen Prinzen unter einer scharffen Zucht; und es sind wohl

wenig

wenig Königskinder in der Welt, denen so durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeuget wird. In der That leben Ihre beyderseits Majestäten bey aller ihrer Hoheit nicht anders, als wie zwey christliche Eheleute zusammen, die mit einer den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anständigen Tugenden aufzuziehen suchen.

Die Königin ist eine höchst verehrungswürdige Dame: sie hat das beste Herz von der Welt und eine gründliche Vernunft. Sie weiß sich vollkommen in die Gemüthsart des Königs zu schicken. Sie liebt die Music, als ihre einzige Ergötzlichkeit. Dem ungeachtet aber finden sich doch wenige Virtuosen bey Hof. Der König wendet lieber etwas auf einen guten Waldhornisten. Der Cammerherr von Brand ist der Aufseher der königlichen Music. Im Sommer fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Montbijou, welches ein Garten an der Spree mit einem kleinen Lustgebäude ist, worinnen vor einem Jahr der Czaar sich hat gefallen lassen, sein Quartier zu nehmen. Ein paar schlechte Kutschen mit sechs alten Pferden bespannet und ein kleiner Mohr zur Seiten; dieses ist gemeiniglich der ganze Aufzug dieser grossen Königin. Hier dachte ich können die Grossen haushalten lernen.

Man kann sich leicht einbilden, daß, da weder der König noch die Königin die Pracht lie-

ben,

ben, der Hof zu Berlin wenig glänzendes und reiches aufzuweisen habe. Ich wolte es keinem rathen, daß er sich an demselben mit bundscheckigten französischen Modekleidern sehen ließ, er müste sich dann gern auslachen lassen: Wie solches einem von meinen guten Freunden begegnet ist, der seine von Paris mitgebrachte Kleider, nachdem er sich einmal damit bey Hof gezeiget, wieder einpacken muste, um dem Mißfallen des Königs und dem Gespötte der Höflinge sich zu entziehen; dieser Monarch kann nichts weniger als dergleichen französische Puppen leiden.

Der schönste Glanz des preußischen Hofs bestehet in der auserlesenen Mannschaft, die der König auf den Beinen hat; insonderheit hat das grosse Grenadier-Regiment zu Potsdam, etwas so herrliches und majestätisches, daß kein Potentat in der Welt es darinnen leicht dem König in Preussen wird vorthun können. Man kann nichts schöners, nichts ordentlichers und zugleich auch nichts kriegerischers sehen. Wann sie ihre Waffenübungen machen, wann sie sich schwenken, wann sie Feuer geben, wann sie auf und ab ziehen; so läßt es als ob sie zusammen nur einen Körper ausmachten, und von einer einzigen Triebfeder zugleich angezogen würden.

Man sagt, daß der König im Stand sey, für das Geld, womit er unter dem Schloß die Gewölber angefüllet hätte, noch zwey solche Ar-

meen

meen auf die Beine zu setzen. Dieses ist wohl zu glauben. Ein grosser Theil der königlichen Einkünfte soll in diese Schatzkammer kommen. Die Thorheit der Menschen zollet dem König jährlich einen Hauffen Geld für blose Titeln. Keiner gelangt zu einer wirklichen Bedienung, er muß davon etwas abgeben.

Als unlängst der Kronprinz, mit einem grossen Gefolg von Officieren, hinter dem König hergieng, radelte derselbe mit seinem kleinen Stöckgen wieder die Pallisaden, die vor dem Schloß auf der Seite sind, wo die Schätze verwahret liegen, und rief dabey aus: Wie froh werden einmal diese Gefangene seyn, wenn man sie erlösen wird. Die Officier, die um ihn waren, fiengen darüber an überlaut zu lachen. Der König hörte solches, er wand sich herum und fragte, was da wäre. Niemand wolte sich erkühnen das gute Wörtgen, welches dem Kronprinzen entfahren war, dem König zu sagen; dieser aber drang mit Heftigkeit darauf und machte, als er es vernahm, darüber keine gar gnädige Mine; er entdeckte in den Worten des Kronprinzens die Sprache andrer Leute.

Der König ist nicht allein ein genauer Haushälter, sondern auch ein strenger Beobachter der Gerechtigkeit. An den Advocaten, welche durch ihre Zungendreschereyen in den Gerichtshöfen alles verwirren und weit hinaus spielen, hat er einen Greuel. Sie müssen gleichsam, als ausgezeichnet von andern Leuten,

ten, einen schwartzen Mantel tragen. So sehr auch die Rabulisten eine solche Ahndung verdienen, so sehe ich doch nicht, warum andre ehrliche Sachwalter die Schmach ihrer unwürdigen Mitglieder mit tragen sollen. Sie selbsten sind am meisten zu beklagen, wenn sie gegen solche Verachtungswürdige Klopffechter den Kampf antreten müssen. Dem ungeachtet, so musten alle angenommene Advocaten bey dem Cammergericht sich bequemen und dem königlichen Befehl sich unterwerffen; allein ihre Mäntelgen sind von einem so leichten dünnen Seidenzeug, und dabey so geschmeidig und eng zusammen gefalten, daß sie ihnen nicht anders, als ein schwarzes Ordensband über den Rücken gehen, welches sie hernach in den Schubsack stecken.

Man kann in der That die preißwürdige Anstalten des Königs um die Weitläuftigkeit der Processe abzustellen, nicht genug erheben. Allein es lässet sich mit einmal die Sache nicht wohl thun. Wie eine lange Zeit darzu erfordert wurde, so vielen Mißbräuchen bey den Gerichten den Eingang zu gestatten, so wird eben wohl auch eine Zeit darzu müssen angewendet werden, dieselben wieder auszurotten. Es sey dann man wolte sich entschliessen, die ganze bisherige Praxin forensem mit einmahl um zu giessen und die bisherigen vielen Gesetzbücher gegen Einführung einer einzigen einfältigen Landesordnung gar abzuschaffen. Dieses wär ein Nodus gordius für einen zweyten Alexander.

In

In Criminalfällen ist der König sehr scharf, ja öfters unerbittlich. Wenn man aus Mitleiden für einen Verbrecher die Strafe gerne lindern wolte, so muß man das Urtheil nicht nach Hof schicken. Der König sagt: Ein jeder weis was verbotten ist; und wo man das Böse nicht strafet, da ist keine Ordnung, und keine Sicherheit im Land zu hoffen. Die Accise, welche sonst eines der vernünftigsten Mitteln ist, die öffentlichen Gefälle von dem Volk einzuziehen, wird in Berlin mit allzugrosser Schärfe eingetrieben und gemißbraucht. Sowohl Fremde als Einheimische müssen darunter leiden. Der Lauff der Handlung wird dadurch überaus gehemmet; die Einfuhr nöthiger Lebensmitteln verhindert; der gemeine Mann zum Haß und zur Verbitterung gegen die Regierung verhetzet; Ja die Acciseinnehmer, die auf den Aemtern und an den Thoren sitzen, sind gleichsam die kleine Tyrannen, beydes ihrer Mitbürger als der Fremden. Leute die schon zu der Apostel Zeiten keinen guten Ruf hatten und als Zöllner und Sünderknechte angemerket wurden. Sie meynen dadurch sich als eiferige Bedienten des Königs zu erweisen, wann sie den Ankommenden und Reisenden über alle Kleinigkeiten und Plackereyen Verdruß zu machen wissen.

Als ich das erstemal nach Berlin kam und im Posthauß abstieg, erfuhr ich die Bosheit dieser Leute. Man durchwühlte mit ungemeiner Frechheit

heit mein kleines Gepäcke. Der Beseher warf alle meine Kleider, Wäsche und Briefschaften vor vielen Leuten, die da zugegen waren, auf die Erde. Ich hatte alle Gedult vonnöthen, mich an diesem nichtswürdigen Menschen nicht zu vergreiffen. Doch konnt ich mich nicht entbrechen, ihm sein unbescheidenes Verfahren zu verweisen; allein, er wurde dadurch nur desto wütender. Mein Diener, der ein loser Vogel, sonst aber ein ehrlicher Schneider seines Handwerks war, brachte darauf auch sein Felleisen herbey; er hatte darinen eine gute Menge Nähenadeln gesteckt, welche die Spitzen in die Höhe kehrten. Der wilde Visitirer sties mit gleicher Wuth die Hände hinein; allein, wie fluchte, wie hüpfte derselbe im Posthauß herum, als ihm ein halb dutzend von diesen Schneiderspiessen in die Finger giengen und darinnen stecken blieben.

Diese Art von Accise scheinet mir derjenigen Leutseligkeit und Gastfreyheit, welche jederzeit unter allen gesitteten Völkern für etwas Heiliges gehalten wurde, zu wiederstreben.

Was den damaligen preußischen geheimen Rath betrift, so beruhete solcher hauptsächlich auf den beyden Staatministern, Herrn von Ilgen und Herrn von Prinzen. Beyde waren von einem sehr unterschiedenen Caracter, und gleichwohl in einerley Endzweck und Absichten vereiniget. Einer solchen Vereinigung sind nur allein die grösten Geister fähig, welche, indem sie nicht blos allein sich bey sich selbst auf-

halten, das Gute lieben und ehren, wo sie es finden. Diese beyde grosse Männer theilten die wichtigsten Geschäfte allein unter sich und arbeiteten einander gleichsam in die Hand. Ilgen war scharfsinnig, gelehrt, erfahren und von Jugend auf zur Arbeit gewohnt; allein für gar aufrichtig hielte man ihn nicht: er machte viel Complimenten mit freundlichen Minen, den Leuten zu dienen. Es war ihm aber nicht allezeit so ums Hertz. Er war der Meynung, daß es eine Haupteigenschaft eines Hofmanns sey, sich zu verstellen. So sehr er auch in dieser Kunst erfahren war, so konnten doch diejenigen, welche Kenner der Welt und der menschlichen Gemüther sind, etwas dergleichen aus seinen Manieren urtheilen. Seine Bildung hatte etwas Zweydeutiges: seine Blicke schielten mit einem verborgenen Schalk aus zweyen tief im Kopf liegenden kleinen schwarzen Augen heraus und man merkte, daß er zuweilen mehr sagte, als empfand. Der Herr von Printz sahe im Gegentheil aus ganz andern Augen. Er hatte ein offenes, freyes Wesen: Freundlichkeit, Güte und Großmuth begleiteten alle seine Handlungen. Man fand sich vornehm und vergnügt in seiner Gesellschaft, weil er sich herunter lies, und uns mit ihm in eine Gleichheit setzte, ohne das mindeste von seiner Hoheit dabey zu verlieren. Sein Obermarschallamt machte ihm wenig zu schaffen. Als Staats-Minister aber arbeitete er für sechse. Er hatte dabey die Kirchen und Schulensachen mit zu

besorgen, als ob er ohnedem nicht genug zu thun gehabt hätte. Es hies Regis ad exemplum: denn es war damahls kein König und kein Fürst in der Welt, der sich selber mehr der Geschäfte annahm, als der König von Preussen. Er konnte dem ungeachtet, den Herrn von Prinzen nicht allerdings wohl leiden. Er hatte ihm sogar etlichemal den Dienst aufgekündiget; denn der König ist zuweilen ein wenig heftig und nicht allezeit so gestellt, daß man ihm etwas wiedersprechen kann. Der Herr von Prinz im Gegentheil muste öfters frey mit der Sprache heraus gehen, weil es die Umstände der Sache erforderten. Er ließ sich den ihm ertheilten Abschied gefallen; allein sobald kam Ilgen nicht wieder zum König und solte etwas ausfertigen, so hieß es Seine Majestät könten Prinzen nicht wohl entbehren; folglich muste er bleiben.

Der Hof machte sich zuweilen eine Kurzweil mit dem armen Gundling, wie ich solches anderwärts angeführet habe. Einsmahls wurde er zum Herrn von Kraut, wo ich mich nicht irre, zu Gast gebeten. Man setzte ihn in einen Tragsessel, in welchem Sitz und Boden dergestalt zubereitet waren, daß sie unterwegs brachen, und also Gundling ein Stück Wegs getragen, und doch zu Fus in diesem engen Gehäuß mit fort wandern muste. Bey einem andern Gastmahl trank der König seine Gesundheit, und nannte ihn, Ihro Excellenz. Herr von Ilgen,

der an diesen Titel gewohnt war, und nicht beobachtet hatte, daß der König mit dem Gundling scherzte, stund auf und wolte sehen, wer ihm die Gesundheit zubrächte. Allein der König erklärte sich also bald, indem er sagte: Ich meyne da die närrische Excellenz. Also giebt es allerhand Excellenzien an den grossen Höfen.

Das Blut in Berlin ist gesund und schön, und übertrifft noch das Sächsische an frischem und lebhaften Wesen. Es ist nicht so üppig und wollüstig, aber sonst verführisch und liebreitzend genug. Die Ordnung, die Zucht und die Ehrbarkeit des Hofs lenket die Sitten des ganzen Volks nach seinem Exempel. Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen, als an einem Ort in der Welt. Die französischen Maniren haben sich daselbst mit den teutschen auf das glücklichste vereinbaret, und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß man bey Hof weder die ausschweiffende Lebhaftigkeit der Franzosen, noch das steiffe und gezwungene Wesen der Teutschen bemerket, welche meynen, es liese schön und vornehm, wann sie sich hochmüthig und schwülstig geberdeten.

Man kann also mit Recht den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen: Es herrschet an demselben eine solche durchgängige Leutseligkeit und ein solches angenehmes natürliches Wesen, daß man öfters nicht wüste, daß ein Unterscheid der Stände sey, wann einem

nem nicht zuweilen ein Ordensband, oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiel und diesen Unterscheid bemerkte; dann im Umgang sind die Marggrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatminister und sowohl der hohe als niedere Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine grosse Staatsperucken mit steiffen Köpfen und spreustigen Minen. Man macht keine Complimenten, die nichts heissen. Man hält nichts auf ein thörigtes Gepräng und grosse Ceremonien, welche heut zu Tag fast die halbe Welt zu Comödianten machen. Man kommt zusammen, man isset, man trinket, man spielet uud gehet wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich.

Man redet hier bey Hof meistens französisch und dieses so gut, als in Frankreich. Dem ungeachtet so glaub ich nicht zu viel zu sagen, wann ich behaupte, daß auch die teutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe. Die Briefe und die Schriften, welche in diesem Jahrhundert von hier aus sind geschrieben worden, geben davon unverwerffliche Zeugnisse.

Was im übrigen die Lustbarkeiten bey Hof betrifft, so kommen dieselben mit des wienerischen und dresdnischen Hofs ihren in keinen Vergleich. Ja ich muß fast sagen, man

findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmen Gesellschaften und Spatziergängen, in mittelmäßigen Concerten, in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen, gewohnet ist.

Schauspiele siehet man in Berlin gar nicht; Es sey dann man verstehe darunter die schöne Mannschaft, die täglich auf die Parade ziehet und welche für einen Liebhaber der Soldaten alles übertrifft, was man schönes in der Welt sehen kan. Nur dieses einzige gefiel mir nicht dabey, daß die armen Leute, wann sie Morgens früh vor dem Hause ihrer Hauptleute sich versammleten, zuweilen ein allzuunverdauliches Frühstück bekamen; indem ihre Befehlshaber über die geringsten Kleinigkeiten sie mit einer derben Tracht Prügel heimsuchten. Ich wurde insgemein dadurch aufgeweckt und zugleich, indem ich aufstund, durch diese kriegerische Zuchtschule zum Mitleiden bewogen. Wann ich nachgehends mit einigen von meinen guten Freunden, die selbst dergleichen Zuchtmeister abgaben, darüber sprach und sie mich fragten, wie ich dann meynte, daß man so viele rohe Leute zum Gehorsam bringen und in Ordnung halten solte; so muste ich ihnen in so weit zwar meine Unwissenheit bekennen; doch aber erklärte ich mich dahin, daß wo man lauter feine und gezogene Leute, die auf Ehre sehen, zu Soldaten machen würde, so dürfte man sie durch nichts, als Beschimpfung und Gefängnis

stra-

strafen, wie solches unter den Franzosen üblich wäre, indem diese durchaus keine Stockschläge vertragen könnten.

Der Hof zu Dresden,
Im Jahr 1718.

Magna etenim magni est excandescentia Regis.
Homer. Illiad.

Ich beschreibe hier den prächtigsten und galantesten Hof von der Welt; Man muß mir das letzte Wort im Teutschen gelten lassen, dann es ist in Sachsen sehr üblich, und ich finde auch sonst keines in allen mir bekanten Sprachen, welches dasjenige besser ausdrücken solte, was ich hier sagen will: es bedeutet solches so viel, als ein lebhaftes artiges Wesen, das gefällt, das rühret, das sich der Sinnen bemächtiget und den Witz gebrauchet, um desto empfindlicher wollüstig zu seyn.

Das sächsische Blut ist das schönste in Teutschland: es ist feuriger, zährtlicher und verbuhlter, als seiner Nachbarn ihres. Die Wollust macht die Einwohner in diesem Land sinnreich, angenehm, höflich und schmeichlerisch; aber zugleich auch wanckelmüthig, weichlich, plauderhaft und schwelgerisch. Weil sie von Natur mit einer glücklichen Erfindungskraft begabet sind, so findet man unter ihnen die mei-

sten Poeten und Romanenschreiber: sie sind die ersten die sich erkühnet haben teutsche Schauspiele nach dem Geschmack der Franzosen zu schreiben. (*)

Sie sind überhaupt zu allen Künsten und Wissenschaften vor andern Teutschen aufgelegt; und was dabey am merckwürdigsten ist, so sind sie eben so glücklich in tiefsinnigen und ernsthaften, als in lustigen und scherzhaften Sachen. Unsere zwey gröste Weltweisen Leibnitz und Wolff haben sich in diesem Land hervorgethan. Drey gelehrte Thomasii, Jacobus und dessen berühmte Söhne Christian und Gottfried sind Leipziger gewesen; und wenn wir die Schrifften und die Nachrichten von den gelehrten Leuten lesen, durch welche die vier sächsische hohe Schulen Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle so berühmt worden sind, so können wir sie allein allen andern, welche sich in den übrigen Theilen von gantz Teutschland bekannt gemacht haben, kühnlich entgegen setzen.

Putz, Ueppigkeit und Schwelgerey macht die Sachsen zu Soldaten; Im übrigen sind sie zu diesem Handwerck nicht sonderlich aufgelegt, weil sie zu wollüstig und zu gemächlich sind. Jener

(*) Wenn man die Gottschedische Sammlung und die Lustspiele des Herrn Gellerts lieset, so muß man ihre glückliche Nachahmung bewundern.

Jener Churfürst von Bayern spottete deswegen der geputzten sächsischen Männergen nicht ohne Grund; er trieb sie mit seinen rauhen und wildbärtigen Küraßirern bald zu Paaren. August richtete mit seinem prächtigen Heer in Pohlen eben so wenig gegen die Schweden aus; aber bey Hof, bey den Damen und in dem Umgang überhaupt, giebt es keine artigere Leute, als die Sachsen.

Das Frauenzimmer, und darunter vorzüglich das Meißnische, hat etwas überaus holdseliges und liebreitzendes; Hier findet man die besten Sprachmeisterinnen der Teutschen und der liebliche Klang ihrer Stimme macht auch selbst unsre sonst rauhe Thöne zärtlich und angenehm. Das sächsische Frauenzimmer übertrifft noch die Engeländerinnen an Wuchs und Schönheit. Es hat die Freyheit der Französinnen, und das Feuer der Italienerinnen; in dem schmeichelhaften und zärtlichen Wesen aber geht es allen vor. Es hat dem Ansehen nach etwas sehr sittsames und unschuldiges; es schläget aber die Augen insgemein nur deswegen nieder, um mit einem geschärften Blick desto mehr Unheil anzurichten.

So sehen die Menschen aus, welche zu unserer Zeit den Glanz des dresdnischen Hofs ausmachen. Nie hat man eine solche zusammenhängende Pracht und eine solche stets fortstreichende Galanterie gesehen.

Der König scheinet recht darzu gebohren zu

seyn, den Menschen Lust und Freude zu machen. Alle seine Lustbarkeiten sind auf eine Art angestellt, daß sein Volck nicht darunter leidet, und seine Schätze nicht erschöpfet werden. Er befördert dadurch die Künste, die Wissenschaften, die Handlung und den Umlauf des Gelds, wovon alle Handthierung und Nahrung ihren ersten Trieb bekommt.

Viele meynen, August hätte das Geheimnis Gold zu machen. Es ist glaublich, daß, wo diese Wissenschaft der Verwandelung der Metalle möglich wäre, dieser König solche besitzen müste. Alle chymische Philosophen haben ihre Künste hier probiret, und die Ausgaben des Königs beziehen sich gleichsam auf unerschöpfliche Einkünfte. Ich bin aber der Meynung, daß diese Distillirer nichts dazu beytragen; wohl aber die stattliche Handlung, die reichen Bergwerke, der gesegnete Ackerbau und eine Menge Volk, das sich durch Fleiß und Arbeit nähret: Quellen die nicht zu erschöpfen sind, wenn das Geld fein im Land herum lauft, und mehr hinein gebracht, als hinaus geschleppet wird. Sachsen hat es unter allen teutschen Ländern darinnen am weitesten gebracht.

Unter den hohen Staatsbedienten, welche zu verschiedenen Zeiten, als ich mich in Dresden befand, am königl. pohlnischen und dem chursächsischen Hof das meiste zu bedeuten hatten, waren vornehmlich der Feldmarschall, Graf von Flemming, der Graf von Vitzdum, der Graf

Graf von Wackerbart, der Graf von Friesen, der Graf von Manteufel und der Obermarschall von Löwenthal.

Der Feldmarschall ist so viel als Statthalter: und regieret als erster Staatminister den Hof, die Armee, und den gantzen Staat. Er ist ein Mann von ungemeiner Fähigkeit, und eines nicht zu ermüdenden Fleisses. (*)

Vitzdum ist des Königs Vertrauter, Liebling und Mitgenoß in allen seinen Lustbarkeiten: Er ist der erste Hofmann, artig, belebt, ansehnlich und immer aufgeräumt: er hat die muntersten Einfälle von der Welt und weiß zu kurzweilen, ohne jemahls in das Lächerliche zu verfallen. Kurz er ist recht für den Hof geboren (**).

Der General Wackerbart hat sich empor gebracht, man weiß nicht wie? er sieht wohl aus und hat verschiedene gute Eigenschaften; allein sein Glück und sein Ruhm haben ihn selbst übertroffen.

Graf Friese ist der ehrliche Mann am Hof: Muth, Witz und Klugheit haben gleichen Antheil an seiner Erhöhung, als seine Geburt und sein Ansehen unter dem sächsischen Adel.

Der

(*) Siehe dessen und des Königs Abbildung in dem vorhergehenden zweyten Abschnitt.

(**) Er starb im Jahr 1726. in einem Zweykampf von der Hand des herumirrenden Ritters S. Gil, eines natürlichen Sohnes des Königs von Sardinien.

Der Graf von Manteufel hat die Besorgung der ausländischen Geschäfte; er ist zugleich ein Weltweiser und besitzt eine grose Fähigkeit.

Der Obermarschall von Löwenthal hat meistens seine Role gespielt; er ist ziemlich bey Jahren; doch versiehet er noch öfters mit vieler Ehre seine Stelle bey Hof. Dessen Söhne haben auf verschiedene Art in der Welt von sich reden gemacht (*).

Wann

(*) Man würde nicht fertig, wenn man alle Merkwürdigkeiten dieses galanten Hofes beschreiben wolte. Das von dem Herrn von Pöllnitz herausgegebene galante Sachsen ist mit nichten als ein blosser Roman zu betrachten; es finden sich in Ansehung dieses Hofs darinnen sehr viele Wahrheiten. Der Verfasser hatte davon eine genaue Kenntnis. Er hat auch im Jahr 1734. einen Etat abregé de la cour de Saxe herausgegeben, worinnen die Caractern des Hofs kurz entworffen sind; allein, weil er das Werk dem König zuschriebe, so kann man leicht denken, daß er nicht anders als höflich sich dabey aufgeführet und keine mißfällige Wahrheiten werde gesagt haben. Ich habe ein anderes Portrait de la cour de Pologne, aber nur im MCt. solches ist im Gegentheil mit allzugrosser Freyheit, obwohl sehr gründlich geschrieben. Die vornehmsten Ministres des alten Hofs, dann es ist um 30. Jahr älter, sind meistens darinnen heßlich abgemahlt. Der Verfasser soll ein sächsischer Edelmann, Namens Wolframsdorf gewesen, und darüber auf den Königstein in ewige Gefangenschaft gekommen seyn.

Non

Wann die Vergleichung gilt, daß die Welt ein Schauplatz sey, so ist es richtig, daß alle diejenigen, die darauf offentlich spielen, und die wichtigsten Veränderungen verursachen, als die vornehmsten Comödianten zu betrachten sind, welche mit dem berühmten Cardinal Mazarin bey dem letzten Auftritt ihres Lebens sagen können: Tirez le rideau, mon role est joué.

Nun zieht den Vorhang zu, die Rollen sind gespielt.

Die Stadt Dreßden scheinet gleichsam nur ein bloses Lustgebäude zu seyn, worinn sich alle Erfindungen der Baukünste angenehm miteinander vermischen, und doch besonders betrachten lassen. Ein Fremder hat fast ein paar Mo-

---

Non licet scribere contra eos qui possunt proscribere. Dergleichen Schriften haben keinen Nutzen, weil sie mit zu vieler Galle geschrieben sind, und etwas Feindseliges entdecken. Mit Glimpf und Bescheidenheit lassen sich dergleichen Sachen viel besser erinnern; will man aber ja auf die menschlichen Laster und Thorheiten loßziehen, so lasse man die Personen weg, und begnüge sich damit, die Thorheit lächerlich und die Laster abscheulich zu machen. In des Herrn von Bessers, und Herrn von Königs Schriften findet man viele besondere Nachrichten vom dresdnischen Hof. Es wäre zu wünschen, daß ein Voltaire sich darüber machen, und das überaus merckwürdige Leben des Augusts wie dasjenige von Carl dem XII. heraus geben möchte.

Monathe damit zuzubringen, wann er alles, was dieser Ort schönes und prächtiges hat in Augenschein nehmen will; und doch siehet er nichts als mit einem flüchtigen Auge.

Es ist keine Kunst in der Welt zu finden, davon man hier nicht ausnehmende Meisterstücke siehet. Alles was in dem Reich der Natur sich verwundernswürdiges und seltenes geäussert, verschliessen hier die Raritäten und Naturalienkammern. Alles was man prächtiges und kostbares an Geschirren, Pferdsdecken, Schlitten, Waffenzierrathen und dergleichen Geräthschaften sehen kann, welche bey Aufzügen, Ritterspielen und Lustfesten gebrauchet werden, wird in einer so erstaunlichen Menge auf dem sogenannten grossen Stall in einer langen Gallerie verwahret.

Von dem in der ganzen Welt berühmten Zeughauß nichts zu gedenken: Es ist bekannt, daß die ansehnlichsten in Europa nur mit demselben pflegen verglichen zu werden.

Gehet man weiter und betrachtet, ehe man noch seinen Fuß nach Hof wendet, den in alt Dresden von dem Feldmarschall, Grafen von Flemming erbauten, nunmehr aber dem König zugeeigneten holländischen Pallast, so findet man darinnen, nebst tausend andern Seltenheiten, einen so reichen Vorrath des schönsten und feinsten Porcellans, welches in der

neuen

neuen königlichen Fabrick zu Meissen verfertiget wird, daß man solches nicht genug bewundern kann. Dieses Porcellan übertrifft beydes in der Schönheit und Kostbarkeit das indianische. Ja es ist eines derjenigen Sachen, welche unsre Zeiten auch in Ansehung der Künste und Wissenschaften besonders merckwürdig machen. Man kan diese Art das Porcellan zu verfertigen, eine wahre Alchymie nennen, indem solche unsägliche Geldsummen ins Land bringet.

Das sogenannte türckische Haus, welches die Frau Gräfin von Dänhof bewohnet, zeiget nebst vielen andern Trefflichkeiten den Pracht des gantzen türckischen Hofs: alles ist darinnen so schön und lebhaft abgeschildert, daß man sich von demselben und dem sogenannten Seraglio eine natürliche Vorstellung machen kann.

Ich übergehe die Menge der Palläste, welche allenthalben durch ihre sonderbare und reiche Bauart die Aufmercksamkeit eines Fremden rühren. Ich eile nach Hof. Hier sehe ich den herrlichen Aufputz der königlichen Zimmer: Ich betrachte die reitzende Anordnung des schönen und prächtigen, welches darinnen allenthalben entzückend ins Auge spielet. Ich sehe hier die Künste, welche sich gleichsam daraus eine Ehre machen, den König als ihren grösten Schutzgott zu umgeben. Die Menge der Vorwürffe verwirren das Aug, und man siehet eigentlich nichts, indem man alles zu sehen begierig ist.

Wird

Wird nun einen Fremden auch erlaubt den Königlichen Schmuck im grünen Gewölbe und den dabey befindlichen grossen Schatz an Perlen, Jubelen und Edelgesteinen in Augenschein zu nehmen, so wird er mit mir gestehen müssen, daß ein einziges Gewölb in Sachsen noch Reichthümer für ein ganzes Königreich verschlossen halte. Es finden sich darinnen etliche Garnituren von Brillanten, Ametisten, Rubinen, Saphiren und dergleichen Edelgesteinen zu Kleidern für den König, welche allesamt von einer unschätzlichen Schönheit sind.

Man kann nicht leicht etwas schöners und prächtigers sehen, als den neuen Zwinger oder Schloßgarten. Dieses Gebäude würde etwas vollkommenes seyn, wenn es nach dem Plan des Königs solte ausgeführet und demselben der neue Schloßbau mit beygefüget werden, wie ich davon bey dem Oberlandbaumeister Pöpelman die bewundernswürdige Risse gesehen habe.

Was die Schauspiele betrifft, so wird billig darunter die Opera am meisten bewundert. Alle Künste und Wissenschaften scheinen sich hier zur blosen Lust zu vereinigen; die ausserordentliche Besoldungen, welche der König denen Spielenden reichen lässet, haben aus Italien, als der hohen Schule der Music, die besten und vortrefflichsten Meister dieser Kunst nach Dresden gelocket. Wenn Senosino und Bercelle singen; Lotti aber die Thonweise se-

setzet,

tzet, so höret man alles was die Music schönes und zärtliches hat. Das gantze Orchester ist dabey mit den besten Instrumentalisten erfüllt. Die Schaubühne ist zwar an und für sich selbst viel kleiner als in Wien; allein die Besetzung und Auszierung desselben ist unvergleichlich. Die zweyerley Banden von Comödienspielern sind die ausgesuchtesten ihrer Art; die eine bestehet aus Italienern, die andre aus Franzosen. Die Teutschen haben es in dieser Kunst noch nicht so weit gebracht, daß sie verdienten an einem Hof, wo der feinste Geschmack herrschet, ihre Schauspiele aufzuführen. Die Tänzer und Tänzerinnen, welche hierbey bald in Reihen, bald einzeln, bald paar weiß ihre seltne Geschicklichkeit zeigen, sind aus eben dem Land, wo die Leichtigkeit der Füsse und des Geblüts die Menschen am meisten hüpfen und springen macht. Die berühmte du Parc hat ihres gleichen nicht in der Behendigkeit und in den geschickten Wendungen; allein man ziehet ihr nur eine schlechte Tänzerin, nemlich die Clement vor, weil diese noch alle ihre Jugendkräfte beysammen zeiget, welche jene verschwendet hat. Es ist bekannt, daß die du Parc vormahls mit unter die königliche Buhlereyen gehöret; die allzeit, wann sie zu Ende sind, etwas verächtliches hinterlassen.

Bey Hof werden immer einige Lustbarkeiten angestellt: sie bestehen entweder in allerhand artigen Schauspielen, oder auch nach Zeit und Gelegenheit, in verschiedenen Aufzügen, Ritter-

spielen, Kampfjagen, Thierhetzen, Schnepperschiessen, Wirthschafften, Schäferspielen, Tänzen, Musicken und dergleichen.

Den 12ten May gab die Gräfin Dönhof dem König, auf dessen Geburtstag, ein Fest in ihrem Garten. Alle darzu eingeladene junge Damen erschienen als Schäferinnen, in weissen mit Blumen ausgeschmückten Kleidern, um dem König bey der Tafel aufzuwarten. Sie hatten Kränze auf den Häuptern und Stäbe in den Händen. Eine jede erhielte einen nach ihrem Loos ihr zugefallenen Cavallier, diesen Loszettel hatte jede auf der Brust angeheftet. Der Anfang wurde durch ein französisches Lustspiel gemacht. Darauf begab sich die ganze Gesellschaft in ein von Laubwerck erbauetes grosses Sommerhauß. Der ganze Garten war beleuchtet, und hatte in den beyden Ecken zwey Cabinette. In jenem speißte der König mit den vornehmsten Herren und Damen, und in den andern die übrigen Gäste. Die Music ließ sich oben über dem Lustgebäude des Königs hören; doch so, daß man die Spielende nicht sehen konnte. In der Vertiefung zeigte sich ein mit Lichtern erhelltes Grottenwerk, mit Wasserfällen und brennenden Sinnbildern. Alles gefiel mir bey diesem herrlichen Fest. Nur zuletzt sahe ich, daß die Menschen ihrer Lust nicht ehender Schrancken setzen können, als bis die Unlust darzu kommt. Man tranck starck wo der König war. Die Damen, die Gesanden und diejenigen Herren, welche auf diesem Kampf-

platz

platz keine Helden waren, hatten sich davon gemacht. Einige pohlnische Magnaten, denen hier die Teutschen wacker zugesetzet hatten, fanden sich übermannet; sie wolten ausweichen, und jene als Sieger hinterlassen: allein die Wache schützte vor, daß sie Befehl hätte, niemand den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füsse thaten ungewisse Tritte. Es hieß: Sta pes, sta mi pes: sie taumelten dem ungeachtet voller Ehrerbietung vor dem König herum. Ein pohlnischer Herr erweckte bey mir ein Mitleiden; das Wasser tropfete ihm durch die Unterkleider herunter; er that nicht anders, als ob er den Geist aufgeben wolte. Ein andrer Polack wurde wild. Er schwur bey dem teutschen Teufel, daß wo man ihn nicht würde hinauslassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen müssen. Als man seinen Ernst sahe, lies man ihn gehen. Ist es möglich, daß man die Lust in der Welt so weit treiben kan?

Ein andres Lustfest gab den 13. Julii der Feldmarschall Graf von Flemming. Er lies sechs Regimenter, ungefehr eine Stunde vor Dresden, ins Feld rücken. Die ganze königliche Leibwache zu Pferd befand sich mit dabey. Auf den Höhen waren Canonen gepflanzet und alles regte sich, um dem Hof das Schauspiel von einem förmlichen Treffen zu geben. Hier lieẞ der Krieg überaus schön. Die Horden

trafen auf einander mit einem gleichen Feuer. Ihre Schwenkungen, ihre Angriffe, ihre Abzüge; Kurz, alle ihre Bewegungen zeigten etwas fürchterlichlustiges, weil niemand dabey zu Schaden kam. Der König mit der Gräfin Dänhof und der litthauischen Feldherrin Potzky, welche als Amazonen gekleidet waren, nebst den meisten grossen Herren, zeigten sich zu Pferd. Die übrige Damen fuhren in Kutschen mit 6. Pferden bespannet. Der ganze Aufzug war schön und prächtig. Nach geendigtem Treffen setzte sich der König unter einem grossen Gezelt mit den vornehmsten Herren und Damen zur Tafel. Noch zwey grosse Tische waren in zwey andern Gezelten für die Cavalliers und Fremde aufgedecket: währender Mahlzeit liessen sich die Canonen, Trompeten und Paucken mit einer abwechselnden Music beständig hören.

Das lustigste Schauspiel begunte nach geendigter Tafel. Die Tische wurden nicht aufgehoben, sondern alles Eßwerck, was darauf stund, den hungrigen Soldaten preis gegeben. Weil es aber an Brod gebrach, so befahl der Feldmarschall 1000. harte Gulden, um diesen Mangel zu ersetzen, in so viel kleine Stücke Brod zu stecken. Es wurde darauf zum Sturm geblasen. Die in Schlachtordnung gestellte Soldaten rannten muthig auf die mit Speisen angefüllten Tische loß; die fördersten aber wurden von den hintersten zu Boden gedruckt, sogar daß auch das eine Tischblatt mitten voneinan-

ander geborsten und also wohl über 100. Mann auf einem Hauffen untereinander wühlten.

Hierauf wurde alles aus dem Weg geschaffet, in dem königlichen Gezelt aber ein Teppich ausgebreitet und bis Abends um 7. Uhr getantzet. Der Feldmarschall tranck dabey seinen Gästen wacker zu und wurde selbst trunken. Der König schien auch nicht mehr ganz nüchtern: doch begieng er nicht die geringste seiner Majestät unanständige Ausschweiffung, sondern geberdete sich in allem als ein König. Ich beobachtete hier mitleidigst die Marter eines gewissen Cammerherrn, welcher die Aufwartung bey demselben hatte. Dieser stund eine lange Zeit mit einem Glaß Wasser hinter dem König und war dabey so wanckelmüthig auf seinen Füssen, daß man ihn mit einem Finger hätte übern Hauffen stossen können. Man hatte eine muthwillige Freude ihn in dieser Stellung zu sehen. Der Feldmarschall aber war für Freuden ausser sich. Er fiel dem König als er sich wegbegeben wolte, ganz vertraulich um den Halß: Bruder! sprach er: Ich sage dir alle Freundschaft auf, wann du weg gehest. Die Gräfin von Dänhof, die den König nie verließ, suchte ihn zwar von solchen Unanständigkeiten zurück zu halten. Allein Flemming war viel zu vergnügt, als daß er sich diesesmahl mit dem Wohlstand hätte viel zu schaffen machen sollen. Er wolte die Gräfin liebreich in seine Arme schliessen. Du kleines H** sprach er, schweige du nur still, du bist doch ein

gutes H**! Dergleichen artige Complimenten war die Gräfin von dem Feldmarschall, wann er getrunken hatte, schon gewohnt; sie beantwortete solche mit Lachen und bemühete sich nur ihn von dem König abzuhalten.

Der König setzte sich darauf zu Pferd, schlug aber hinten über, und würde einen üblen Fall gethan haben, wann nicht einer von seinen starcken Läuffern gleich bey der Hand gewesen wäre und ihm unter die Arme gegriffen hätte. Alles lieff darüber zusammen. Man bat den König, daß er sich in eine Kutsche setzen möchte. Der Stallmeister Rakenitz war etwas heftig in seinen Vorstellungen; der König stieß ihn deswegen im Zorn von sich. Die Gräfin Dänhof ließ darauf ihre Beredsamkeit wircken. Der König aber antwortete ihr sehr höflich; Laissez moi, Madame, je connois mon cheval: Ne Vous en mettez pas en peine: Lasset mich nur, Madame, ich kenne mein Pferd, seyd deswegen unbesorgt. Er rante damit in einem Galopp nach Dresden: ihm folgten die Cavalliergarde und andre Herren des Hofes nach. Die Gräfin Dänhof wolte ihren Heldenmuth auch bey dieser Gelegenheit zeigen und den König nicht verlassen; sie hätte aber bald das Unglück gehabt vom Pferd zu stürzen, wo nicht ein Cavallier, der sie begleitet, den Fall noch mit Geschicklichkeit unterbrochen hätte. Man bat sie deswegen sich in die Kutsche zu setzen. Sie bedachte sich auch nicht lang, sondern stieg vom Pferd und fuhr sicherer mit sech-

sen

fen, als sie auf einem ritt; wiewohl sie eine gute Reuterin war.

Nachdem sich auf solche Weise der Hof entfernet hatte, begunte der Feldmarschall immer noch lustiger zu werden. Er grif in Ermangelung der Damen, nach den anwesenden Grisetten und sprang mit ihnen herrlich und in Freuden herum. Endlich brach die Nacht darüber ein und machte dieser sehr natürlichen Kurtzweil ein Ende.

So sehen öfters die grossen Leute in der Nähe aus. Wann es geziemend und erlaubet wäre, ihre persönliche Geschichte mit einer freyen Feder zu beschreiben, was würde der politische Aberglauben nicht darunter leiden müssen, der uns in ihnen Götter zu verehren vorstellet? Ich befragte einen von meinen guten Freunden, der des Hofs kundig war, ob die bezeigte Unehrerbietung des Feldmarschalls gegen den König ihm so hingehen würde. Ha! sprach er im Lachen, das sind wir so gewohnt. Flemming hat wohl noch andre Sachen angefangen; allein wenn der Rausch verschlaffen ist und er wieder nach Hof kommt, so heißt es: Ich höre Flemming ist gestern ein wenig närrisch gewesen; Ihro Majestät werden es ihm doch nicht ungnädig nehmen. Der König lacht darüber, und dann ist alles wieder gut. In der That ist Flemming ein grosser Mann, der dem König sehr getreu ist, und dem also eine kleine Ausschweiffung im Trunck mit nichten übel zu neh-

nehmen ist; zumahl da der König selbst dazu Gelegenheit giebt und auf solche Weise seinen Ministern öfters in den Grund ihres Herzens sehen kann.

Das dritte Fest, welches ich bey meinem Aufenthalt in Dresden mit angesehen, gab der König den 14. Aug. auf dem Jagdschloß Moritzburg, vier Stunden von Dresden, wobey sich ungemein viele Fremde von weit entlegenen Orten einfanden. Abends gegen 5. Uhr verfügte sich der König auf eine bey dem grossen Teich zierlich aufgeworffene Lustschantze, worauf verschiedene Säle und Cabinetter, die mit Gallerien zusammen hiengen, aufgeschlagen und mit Laubwerck umwunden waren. Man muß schon einen Begriff von dergleichen Schauspielen haben, um sich solche vorzustellen.

Es kamen darauf ungefehr zwey hundert verkleidete Männer aufgezogen, welche in vier Hauffen zertheilet waren und die verschiedene Völkerschaften der vier Theile der Welt vorstelleten. Ein jeder Hauffe, der mit einer besondern Music aufgeführet wurde, war so gekleidet und ausgemustert wie die Völker, welche er vorstellte: sie brachten ein jeder die Früchte und Gewächse, aus denselbigen Ländern und legten sie zu des Königs Füssen. Es fanden sich darunter die köstlichsten Erfrischungen von allerhand Obst, Früchten und Geträncken. Sie führten auch allerhand Seltenheiten von fremden Schätzen und Erd-

gewächsen mit sich; wie auch verschiedene ausländische Thiere, als Löwen, Tieger, Bären, Affen, Meerkätzen, Papagayen und dergleichen.

Ein französischer Sänger, der den Zug aufführte, bewillkommte darauf die gantze königliche Gesellschaft, mit einem in seiner Landssprache verfertigten Liede und fügte zu des Königs Lob hinzu, wie es kein Wunder sey, daß unter einem so gütigen Monarchen auch selbst die wildesten Thiere ihre Natur veränderten und sich, als zahme Geschöpfe ihm zu Füssen legten.

Nach dieser abgesungenen Anrede sahe man unter Trompeten und Pauckenschall zwey leichte Kähne vom Ufer stossen: auf dem einen befanden sich zwölf holländische Bootsleute, unter Anführung des Graf Moritzens von Sachsen. Auf dem andern waren nur zwey italienische Gondolirer. Die Holländer thaten mit ihren Rudern alles was sie konnten, allein die beyde Italiener schossen als ein Pfeil über den See und erhielten den Preiß.

Der König, die Herzogin von Weissenfels, die Fürstin von Teschen nebst denen Gräfinnen Königsmark, Dänhof, Potzky und mehr andre Personen vom ersten Rang, begaben sich darauf in eine mit hell blauem Atlas mit silbernen Galonen und Quasten reich ausstaffirte Gondole. Zwölf Gondolirer, die auf gleiche Art gekleidet waren, sassen an den Rudern. Darauf folgte der grosse Bucentaurus, welchen

die vier Völkerschaften mit ihren Drommeln, Pfeiffen, Trompeten und andern seltsamen Musicken, ausfülleten. Hinter diesem fuhren noch über dreißig andere auf italienische Art verfertigte Schiffe, allesamt unter Trompeten und Pauckenschall, mit untermengten Musicken. Man schoß dabey die auf dem Wasser in grosser Menge schwimmende Endten, welche alle mit rothen auf den Kamm gepichten Federn gezeichnet waren. Nach dieser Endtenjagd verfügte sich der Hof wiederum nach bemeldter Lustschanze. Man setzte sich daselbst zur Tafel. In der Mitte war ein achteckigter Saal, wo der König speißte: die übrigen Säle und Cabinette waren für die Cavaliers und für die Fremden. Alles war mit Lichtern beleuchtet und mit Festonen, verguldeten Schnitzwerk, Aufschrifften und Sinnbildern glänzend ausgezieret.

Nach aufgehobener Tafel zeigte sich der ganze Teich rings umher mit angezündeten Holzstössen erhellet, wobey zugleich eines der schönsten und prächtigsten Feuerwerke sich sehen ließ, welches sowohl auf dem Wasser als auf dem Land die rarstē Feuerkünste und Brennwerke in allerhand bewundernswürdigen Spielungen zeigte, und die dunkle Luft mit unzehlbaren Schwermern, Racketen und Feuersternen erhellete.

Ein jeder suchte darauf ein Nachtlager. Ausser dem Schloß aber und einigen Scheuren waren daherum keine Gebäude. Man hatte deswegen längst

längst dem Teich ein Paar Reihen Baracken und Garküchen aufgeschlagen. Allein diese hatten für eine so grosse Menge Volks nicht Raum genug. Die meisten Menschen welche nicht auf die benachbarten Dörfer gehen wolten, musten also in Zelten, in Kutschen, unter den Bäumen und Gebüschen schlaffen, deren manche sich des andern Tags, bey dem Aufwachen, ihrer Schuhe, Hüte, Perrucken und Degen beraubet sahen.

Der darauf folgende Tag war zu einer grossen Jagd, ungefehr eine kleine Stunde hinter Moritzburg bestimmet. In der Mitte des Jagdplatzes, der mit Tüchern wohl umstellet war, sahe man einen grossen Schirm mit grünem Tuch behangen, wohin sich sowohl der Hof als die meisten anwesende Fremden verfügten. Es wurden auf vier verschiedenen Gängen, jedes mahl hundert Stück grosses Wild, welches man aus den benachbarten Wäldern zusammen getrieben hatte, aufgejaget. Diese alle musten durch einen kleinen Teich schwimmen und also, den Menschen zur Kurzweil, ihr Leben preis geben. Die Jagdmusick wurde dabey beständig mit Trompeten und Paucken abgewechselt. Es wurde aus gedachtem Schirm tapfer in das Heerdenweiß vorbey streichende Wild gefeuret. Einige Damen hatten hier die Unbarmherzigkeit manch armes Thier zu lähmen.

Dreyhundert Hirsche und Rehe wurden auf diese Art geschossen; denen übrigen aber, auf Befehl des Königs, die Freyheit über das Garn

an-

angewiesen, welches man zu dem Ende nieder-fallen ließ.

Die gröste Jagdkurzweil begunte darauf mit den wilden Schweinen, deren über hundert geschlagen wurden. Der König ließ hierbey seine Weltbekannte Fertigkeit sowohl mit dem Fang-eisen als dem Hirschfänger recht bewunderswürdig sehen. Niemand, ausgenommen der Graf Moritz von Sachsen, konnte ihm solches nachmachen. Da aber gleichwohl auch andre sich dessen unterfiengen, so bekamen die Zuschauer etwas zu lachen, wann diese ungeschickte Helden von den anlauffenden Schweinen übern Hauffen gepurzelt, oder sonst mit ihrem Fang-eisen herumgetrieben wurden. Abends darauf speißte der König in einem grossen Saal auf dem Schloß. Die Tafel war fast so lang als das Zimmer. Es waren auf derselben ein ordentlicher Garten mit Blumenbetten, Oranienbäumen und einem springenden Wasser sehr kunstreich angelegt. Die Speisen waren ringsherum sehr artig in einander geschoben, und formirten zwischen allerhand Guß- und Laub-werk gewisse Züge und Buchstaben. Kaum hatte man dieses so sinnreich angeordnete Banckèt mit Bewunderung angesehen, so öffnete sich unten an dieser grossen Tafel eine Schaubühne, auf welchem ein Singspiel unter einer wohlgesetzten Musick aufgeführt wurde.

Den darauf folgenden Tag wurde ein sogenanntes par force Jagen um den grossen Teich herum

herum gehalten. Es waren darzu die drey schönste und gröste Hirsche gewidmet. Der König zeigte sich mit allen Herren des Hofs zu Pferd. Diese erschienen mit ihren Jägerhörnern in Gold mit silber reich verbrehmten und mit hellblauer Seide ausgeschlagenen Kleidern. Von den Damen hatte sich, ausser der Gräfin von Dänhof und der lithauischen Feldherrin, keine zu dieser gefährlichen Cavalcade mit gesellet. Diese beyde muntre Damen aber waren beständig, als zwey Schutzengeln um den König und verfolgten mit nicht weniger Behendigkeit das flüchtige Wild, als der geschickteste Cavallier.

Der erste Hirsch, nachdem er einmahl um den grossen Teich war herum getrieben worden, suchte sich endlich, da er auf dem Land keine Sicherheit mehr fand, durch dieses Wasser zu retten. Ihm folgten eine Menge anschlagender Jagdhunde. Einige Cavalliers und Damen setzten sich darauf in ein Schiff und schossen ihn todt.

Der andere Hirsch bahnte sich den Weg zu seiner Freyheit, indem er eine Oeffnung in den Tüchern fand. Der dritte fiel, ermattet durch so viele Menschen und Thiere, die seinen Tod suchten. Abends wurde auf oben gemeldter Lustschanz zu Nacht gespeiset und endlich dieses prächtige Fest mit einem Nachtschiessen, wobey alles wiederum sehr zierlich beleuchtet war und jedesmahl, so oft einer in das Schwarze schoß, eine Rackete aufstieg, glücklich beschlossen.

Ich

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Lustbarkeiten beschreiben wolte, von denen ich zu verschiedenen mahlen, als ich mich in Dresden aufgehalten, einen Zuschauer abgegeben habe. Ich will nur des Carnevals gedenken, welches im Jahr 1723. gehalten wurde. Alle Abend waren die sogenannte Redutten, oder öffentliche Tänze, wo alle Masken in einem besonders darzu erbauten Saal zugelassen wurden; doch kam niemand in den abgesonderten Platz, wo der Hof war, ohne die Maske bey dem Eintritt abzunehmen und wenn er nicht bekannt war, seinen Namen bey dem Hauptmann von der königlichen Leibwache anzugeben, welcher solchen aufschrieb. Es wurden hier meistens pohlnische Tänze getanzet. Auch war auf der Seite ein Spieltisch wo Bank gehalten wurde.

Auf dem Amphitheater, welches sehr groß war, machte sich das gemeine Volk mit Hüpfen, Springen und allerhand poßirlichen Maskeraden eine schwermende Freude. Es entstund hier öfters ein solches Geschrey und ein so wilder Lermen, daß man mitten im Tanzen aufhörte, um zu sehen was vorgieng. Die Masken des Hofs im Gegentheil hatten nichts besonders. Man sahe fast nichts als Domino und Noble venitien.

Oben um diesen mit unzehlichen Lichtern erhellten Saal gieng eine ordentliche Gallerie, wo die Zuschauer, so nicht maskiret waren, sich hin-

hinbegaben. Eine prächtige Ballustrade mit zierlichen Schnitzwerken und Vergulдungen zeigte sich in der Mitte mit dem Chor der Musicke. Unten, wo der Pöbel war, fand man allerhand Naschwerk, Getränke und Speisen in besondern kleinen Crambuden. Hinter demselben waren einige Zimmer, in welchen stark gespielet wurde.

So sahe es in Dresden aus, wenn man daselbst Carneval hielte. Was bey dieser halb närrischen Kurzweil mir am seltsamsten vorkam, war dieses, daß man sich Abends einander vermaskirt in den Häussern und ohne sich an den meisten Orten zu erkennen zugeben, besuchte. Ich wurde etlichemal in Gesellschafft von einigen Herren und Damen mit zu dieser Lustbarkeit gezogen. Nichts ist mir je abentheurlicher vorgekommen: Kutscher, Diener und alles stack in Masken. Wir asen und tranken wo wir hinkamen und die Leute am Tische sassen; bey den wenigsten gaben wir uns zu erkennen und wenn man ja bat, daß sich eines von uns entlarven möchte, so kam dieses an mich; ich nahm die Maske ab, indem ich mich aber auf solche Weise entdeckte, verbarg ich desto mehr meine Gesellschaft, weil man mich nicht kannte.

Wir kamen unter andern in ein vornehmes Haus, wo ein schönes Kind mich für ihren Liebhaber ansahe: sie sprach mit mir Italienisch und sagte mir bey dieser Gelegenheit so ausserordentliche Dinge, daß ich mich des Lachens nicht mehr enthalten konnte: sie bekam darüber

einen Argwohn und wolte mir die Maske mit Gewalt vom Gesicht reissen. Ich schrie, Masken Freyheit: sie aber wolte solche nicht gelten lassen, sondern verfolgte mich, indem ich mich rettete und die Treppen hinunter sprang, bis vor die Thür.

Wir besuchten bey diesem Herumschwermen auch einen gewissen geheimen Rath, der mitten unter seinen Papieren saß und uns zum Willkomm, da wir ins Zimmer traten, zu allen Teufeln wünschte, wer wir auch seyn möchten. Der ehrliche Mann hatte den Kopf voller Geschäfte, man konnte es ihm recht ansehen. Unsere Damen waren dem ungeachtet so muthwillig und nöthigten den guten alten Mann mit den artigsten Caressen von der Welt mit ihnen auf die Redutten zu fahren. Fahrt hin in die Hölle, ihr böse Engeln, sprach er endlich voll Ungedult, und laßt mich hier in Ruhe. Er ließ darauf seine Lackeyen kommen und that als ob er sie zerreissen wolte, daß sie uns in sein Zimmer gelassen hatten; diese entschuldigten sich damit, daß die Haußthüre offen gestanden und wir hinauf geschlichen wären. Dergleichen Historien wurden um diese Zeit die Menge gespielet. Das merkwürdigste dabey ist dieses, daß man sich nicht erinnert, daß jemahls bey allen diesen übermachten Lustbarkeiten des Hofs ein nahmhaftes Unglück oder sonst eine grobe Unordnung sich ereignet hätte, da es doch gleichsam unmöglich scheinet die Gefahr bey einer so grossen Menge Volks und bey so vielerley

Schau-

Schauspielen zu entfernen. Die vorsichtige Anstalten des Königs waren in diesen Dingen besonders zu bewundern. Niemand durfte sich gewaffnet in einer Maske antreffen lassen, und die feinen Künstler und Taschenspieler, welche bey dieser Kurzweil Uhren, Tabacksdosen und Schnupftücher ihren Besitzern zu entwenden die Geschicklichkeit hatten, musten den andern Tag, wenn man sie ertappte, als Spitzbuben von Verdienste, in ihren Maskeradenkleidern den Esel zieren.

Dieses Carneval wurde beschlossen mit einem prächtigen Carussel- und Ringelrennen; wie auch mit einem Jahrmarkt auf dem grossen Platz, wo rings herum Krambuden und in den 4. Ecken Schaubühnen aufgeschlagen waren. In den ofnen Kaufmannsläden und Krambuden sahe man Abends durchgehends in der Stadt Lichter und Masken. Den Beschluß davon machte eine Wirthschaft bey Hof in dem grossen Reduten-Saal, wo gleichfalls alles maskirt erscheinen muste, doch so, daß diejenigen, die mit zu der königlichen Wirthschaft eingeladen waren, keine Larven vor dem Gesicht hatten. Die Königin selbst wohnte damahls dieser Kurzweil mit bey, sie zeigte sich aber nur in ihrer gewöhnlichen Tracht. Mehr Jubelen wird man nicht leicht beysammen sehen.

Kurz, Dresden schien zu meiner Zeit ein rechtes bezaubertes Land, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertraf. Man

konnte hier nicht wohl ernsthaft seyn: man wurde mit in die Lustbarkeiten und Schauspiele hineingezogen, nicht anders als ob man darinnen einige Rolen mit zu spielen hätte. Solte man sagen, daß bey einem solchen stets fortstreichenden Gewühl der Menschen, da es nicht anders schien, als ob dieselben bloß deswegen lebten, um sich lustig zu machen, doch die Geschäfte ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt hätten? Es ist in der That zu verwundern, daß diese nicht die geringste Hinderniß dadurch fanden. Wenn ein Theil der Nacht mit allerhand Lustkarkeiten war zugebracht worden, so sahe man den andern Morgen jedermann wieder auf seinem Posten: den Kaufmann in seinem Gewölbe, den Soldaten auf seiner Parade, die Schreiber auf ihren Canzeleyen, die Räthe in ihren Collegien und die Rechtsgelehrten in ihren Gerichtsstuben. Nur gewisse Schönen, wanden ihre Glieder bis gegen Mittag noch in den weichen Federn herum, und überlegten mit einem faulen Nachdenken die Begebenheiten des vorigen Abends, indem sie zugleich Anschläge machten, ihre Leidenschaften zu vergnügen: Leidenschaften, die ihren Verdruß und ihren Prast vermehrten, weil sie entweder auf das Spiel, oder auf die Buhlerey, oder auf das Zechen gerichtet waren.

Hier trift es also wohl recht ein, was schon oben ist erinnert worden.

- - Vita hæc est fabula quædam
Scena autem mundus versatilis histrio & actor
Quilibet est hominum. Mortales prope cuncti
Sunt personati.

Palingenius.

Kein Ort in der Welt sieht einem solchen Schauplatz ähnlicher als Dresden. Hier giebt es immer Maskeraden, Helden und Liebesgeschichte, verirrte Ritter, Abendtheur, Wirthschaften, Jagden, Schützen und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimassen, schöne Raritäten; kurz, alles spielet: Man siehet zu, man spielet mit, man wird selbst gespielt. Ludendo ludimur.

IV.

Das kayserliche Cammergericht. Im Jahr 1716.

Cum sævit & cum parcit ex æquo mala
Remedia quoties invenit nobis periculi pejora.

Sen. in Med.

Als ich sehr jung von Universitäten zurück kam und nicht wuste, ob ich mein Glück bey den Waffen, oder bey der Feder suchen solte; fand man für rathsam mich nach Wetzlar zu schicken, um daselbst den Cammerschlender zu lernen und einen sechzig jährigen

Proceß von einer alten Großmutter zu besorgen. Allein man hätte es wohl nicht übler treffen können, um mir eine Lust zur Juristerey beyzubringen.

Ich muß es aufrichtig bekennen: der kayserliche Cammersitz gefiel mir gar nicht: die Fremden machen denselben noch ein wenig lebendig, sonst würde es traurig da aussehen. Man kommt dahin um den letzten Spruch der Gerechtigkeit in den schwersten und verwickelsten Streitsachen zu bekommen. Viele aber sterben ehe sie noch den Ausgang ihres Rechtshandels erleben: er kommt auf ihre Nachkommen als eine traurige Erbschaft. Je länger der Streit währet, je mehr häuffen sich die Acten, je mehr verwickeln sich die Fragen und desto unauflößlicher wird der Knoten. Die Besitzungen der Habseligkeiten, die Rechte, die Güter, alles verwirret sich mit den überhäuften Schriften und mit der Ausbreitung der Geschlechter. Endlich verliehret man die Quellen gar, und man hat Mühe die unrechtmäßige Besitzer und die rechtmäßige Kläger ausfindig zu machen. Wie manches Haus und Gut, wann es Feuer und Brand und Krieg und alle Elemente verschonet, sinket zu Grund, ohne daß man weiß, wem der Schutt und die umgestürzte Mauren zugehören. Es heißt, das Gut liegt im Proceß, das ist, im Verderben. Ist dieses das erhabne Recht, welches ich mit so grosser Mühe auf den hohen Schulen habe erlernen müssen? Nein, hier ist ein ganz neuer Galimathias. Die Praxis Cameralis, sagte man

man mir, ist ein ganz andres Ding, als das prächtige Lehrgebäude des heiligen Justinians. Wer hier einen Rechtsgelehrten, Richter oder Sachwalter abgeben will, der muß wieder ein ganz andres Latein lernen. Dieses Ding wolte mir durchaus nicht in Kopf. Ich dachte, ich hätte meine Rechte noch so schön studirt. Was bilden sich junge Leute nicht ein, wann sie von Universitäten kommen? Und nun war alles so viel als nichts. Man wolle mir es demnach zu gut halten, daß ich ein kleiner juristischer Ketzer wurde.

Soll die Rechtsgelahrtheit, dachte ich bey mir selbst, in zehen bis zwanzig Jahren nicht ausfindig machen können, welche unter zwey streitenden Partheyen Recht oder Unrecht habe? Soll sie einem nicht so viel Weisheit einflößen, in zweifelhaften und verwirrten Fällen die Sachen nach einer gründlichen Untersuchung durch einen vernünftigen Vergleich zu schlichten? O so muß sie in der That, man verzeihe den kühnen Schluß, eine elende Wissenschaft seyn. Die Gerechtigkeit gründet sich nach meiner einfältigen Meynung auf eine natürliche Billigkeit, und auf solche Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft für gut befunden hat, zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens unter sich einzuführen.

- - Quæ regulis æqui & boni
Suffulta rudibus pariter & doctis patent.

Euripid. in Phœn.

Die Griechen und Römer, deren Klugheit wir auch in ihren Gesetzen noch ehren, wußten nichts von so vielen Formalien und weitläuftigen Proceßordnungen, welche, wann wir die Wahrheit bekennen wollen, zu nichts anders dienen, als die Gerechtigkeit zu verwirren und den Hader in der menschlichen Gesellschaft mit einer mühsamen Kunst zu verewigen. Ihre Art Gericht zu halten hatte weiter nichts umschlungenes und unzugängliches, welches arme, und nothleidende Kläger furchtsam macht, die Gerechtigkeit um Hülfe und Beystand anzuflehen; oder so viele Unkosten verursacht, daß mancher lieber seine gerechtsame Forderungen schwinden lässet, als eine Klage anstellet, wo die Unkosten gewiß und der Ausgang mißlich, ja öfters kaum zu hoffen ist. Die Richter und die Sachwalter zu Athen und zu Rom waren keine solche Leute, die daraus ein eignes Handwerk machten, Rechtsgelehrte zu seyn. Sie waren die angesehenste und vornehmste Männer unter dem Volk, welche von ihren eignen Mitteln lebten und sich daraus eine Ehre machten, die gemeine Wohlfahrt zu besorgen, und, wenn sie Rathsämter versahen, die Gerechtigkeit zu handhaben. Ein jeder vernünftiger Mann konte bey ihnen einen Advocaten oder Sachwalter abgeben: er durfte deswegen kein kauderwelsches Latein oder barbarische Kunstwörter lernen, wie wir solches von den Gothischen Rechtsgelehrten geerbet und auf unsre Zeiten mit einem reich vermehrten Glossario und Barnabas

Bris-

Brissonio gebracht haben. Man bediente sich vielmehr zu denselben Zeiten, wo der Witz und die Wissenschaften in der Welt am höchsten gestiegen waren, der deutlichsten und gewöhnlichsten Sprache bey den Gerichten. Man redete so schön als man konnte, um das Recht seiner Parthey zu verfechten und suchte in seinen Ausdrücken und Vorstellungen so rührend und so verständig zu seyn, als man bey unsern Gerichten beflissen ist dunkel und unbegreifflich sich vernehmen zu lassen. Man lese nur die Reden unseres lieben und sogar in allen niedern Schulen berühmten Cicero, welche er pro rostris gehalten, so wird man eine ganz andere und weit edlere Art zu rechten finden, als diejenige die bey unsern Gerichtshöfen üblich ist.

Usque adeo mores varii mortalibus & mens.
Dissimilis.

Welcher unterscheid in den Sitten und Gebräuchen! Wollen wir uns damit trösten, daß wir in allen Wissenschaften weit über die alten Griechen und Römer hinaus gestiegen wären, so wird doch dieser Trost die arme klagende Parthenen an der Cammer und an unsern andern teutschen Gerichten schlecht erquicken; wenn man gleich unsre so weit getriebne Rechtsgelehrsamkeit, wegen ihrer abscheulichen Grösse und nicht mehr zu umfassenden Gränzen, noch so sehr bewundern solte.

Glückselige Zeiten! wo die Richter um einen Rechtsspruch zu ertheilen, nicht nöthig hätten,

erstlich ganze Ballen Acten zu durchlesen und mit dem ungeheuren Gemengsel unzehliger Replicken und Communiceturen, sich die Köpfe zu zerbrechen. Gepriesene Einfalt? wo man nichts als ein geschriebenes Gesetzbuch und die natürliche Billigkeit gebrauchte, dem bürgerlichen Hader zu währen und die Gerechtigkeit zu handhaben.

Die abscheuliche Menge der Gesetzbücher und der Gerichtsordnungen hemmen bey uns leider die Rechtshülfe, an statt daß sie solche befördern solten; ja sie machten daß die Klagende gar darüber zu Boden sinken und verderben, ehe sie das Ende ihres Klagewerks erleben können. Man macht es, wie die Aerzte bey dem Molliere, welche lieber einen Kranken sterben lassen, als daß sie denselben nicht ordentlich und nach der Methode curiren solten.

Die vielfältige an der kayserlichen Cammer eingeschlichene Mißbräuche haben, in abgewichenen Jahren, derselben eine lange Commißion, von Seiten des Kaysers und des Reichs, zugezogen. Ob und wie weit der Sachen bey Wiederöffnung der Cammer ist gerathen worden, darüber mögen diejenigen urtheilen, welche noch eben sowohl als vor dreißig Jahren auf den Ausgang ihres Rechtshandels vergebens warten, wann sie nicht schon davon die Schwindsucht am Leibe und im Beutel bekommen haben.

Ich bedaure nebst diesen Unglückseligen, auch

die vielen rechtschaffene Leute, die sich als Richter und Sachwalter an diesem höchsten Reichsgericht mit diesem erbärmlichen Schlendrian schleppen müssen; mittlerweile sie alle diese difficiles nugas eben sowohl als andre ehrliche Leute einsehen und verabscheuen. Alle unsre Höfe und vornehmste Reichsstände, ich glaube daß ich es ohne Verwegenheit behaupten darf, mißbilligen eine solche Art zu procediren. Es ist also um so viel mehr zu verwundern, daß dem ungeachtet in einer so wichtigen Sache keine andere Anstalten vorgekehret werden. Allein, so lang die Mißbräuche in der Kirchen und in den Gerichtshöfen mit einem gewissen Utili verknüpfet sind, so sind sie auch schwer abzuschaffen. Es ist natürlich daß ein jeder darauf hält, was ihm Nutzen schaft und einbringt.

Zu meiner Zeit war kein Cammerrichter in Wetzlar. Der Freyherr von Ingelheim und der Graf von Solms Laubach waren Presidenten. Zwey redliche Männer von einem gleich grossen Ruhm. Der Assessor Ludolff war damals einer der wichtigsten Referenten: er war sehr gelehrt, man konnte es ihm recht ansehen. Seine Töchter hatten ebenfalls viel Geist und waren von einem artigen Umgang. Der Assessor F** machte die Ehre der Cammer auf eine andere Art. Wer ihn besuchte, kam insgemein betrunken wieder nach Hauß. Dieses war ein solamen miserum für manche unglückliche Sollicitanten.

Verschiedene Damen, welche anderwärts ihre Verdienste nicht mehr konnten gelten machen, wusten mit solcher Geschicklichkeit sich in die Geschäffte des Tribonians zu mengen, daß sie den besten Advocaten und Practicanten noch aufzurathen gaben. Man kann also in einem gewissen Sinn wohl sagen, daß fast die meisten vornehme Leute in Wetzlar sich vom Proceß nähren, und daß diese Wissenschafft, welche mit so vieler Kunst und Gelehrsamkeit getrieben wird, zugleich vielen Leuten nützlich ist. Man muß sich demnach nicht wundern, wenn man fast in allen Zusammenkünften, so viel von Acten, Recessen, Publicationen, Restitutionen, Transmißionen und dergleichen reden höret.

Die wohlhabende Partheyen besuchen die Gesellschafften und machen sich mit lustig; die Armen hingegen bringen ihre Zeit zu mit Schreiben, Seufzen und Weinen. Ich wohnete bey dem D. Müller, oberhalb der Cammer, ich sahe also diese Leute alle Morgen sehr demüthig und gebeugt mit einem Zettelgen in der Hand am Eingang der Cammer stehen, und solche den hohen Verwaltern der Gerechtigkeit überreichen. Die wenigsten von diesen Herren würdigten diese arme Sollicitanten einmal anzusehen, sondern rissen ihnen die Zetteln mehr ungedultig aus den Händen, als sie ihnen solche abnahmen. Dieses erregte bey mir ein Mitleiden und zugleich einen Abscheu gegen eine Wissenschafft, die so viele Unglückseligen machte.

An-

*** *** ***

Anmerkung.

Daß unsre heutige Gerichtsordnungen eine sehr grosse Verbesserung, zur Abstellung der Weitläufftigkeiten der Processen, leiden, solches zeigen die vortreffliche Anstalten die seit zweyen Jahren in den königlich Preußischen und Churbrandenburgischen Ländern, wie auch in dem Königreich Dännemarck, mit einem unglaublichen Fortgang, glücklich sind eingeführet worden; und wie man vernimmt, so sollen auch die Kayserliche, Schwedische, Chursächsische und Churbayrische Höfe, preiswürdigst damit beschäfftiget seyn. Ich habe mir vor einigen Jahren die Freyheit genommen, meine unvorgreifliche Meynungen darüber in dem Entwurf einer Staatskunst und in dem ersten Theil meiner freyen Gedanken kurz und offenherzig zu entdecken. Die Sache ist aber von einer so grossen Wichtigkeit, daß sie eine ausführliche Abhandlung verdienet; worzu die unvergleichliche Anstalten, obgedachter hohen Höfe die beste Anweisung geben. Man lese darüber die Erklärung des Entwurffs Sr. Königl. Majestät von Preussen wegen Verbesserung der Proceßordnung durch den Herrn Formay. Berlin 1748.

V.

Regenspurg.
Im Jahr 1717.

Optavit Minos sibi Legifer annos
Optavit Cereris longus ut esset amor.

Ovid. 3. Amor.

Hier ist der Ort, wo noch das heilige römische Reich die Stralen seiner ursprünglichen Hoheit zeiget. Es ist hier ein Tag, der in hundert Jahren nicht zu Ende gehet: Es ist eine Versammlung der Abgeordneten aller zum Reich gehörigen Stände. Es ist ein ausserordentlicher und doch fortwährender Staatsrath. Mit einem Wort, es ist der Reichstag.

Was auch Hypolitus a Lapide, Sev. de Monzambano, Lud. Petri Giovanni und andre mehr an unsrer teutschen Reichsverfassung albernes und ungereimtes gefunden haben, so bleiben doch ihre Grundsatzungen ewig schön und gut. Die Verbindung vieler grossen und kleinen Staaten zu einerley Endzweck, nehmlich zur Erhaltung der Eintracht, des Friedens und der Gerechtigkeit, unter einem mächtigen Oberhaupt und Schiedsrichter, verdienet den grösten Beyfall.

Es

Es wäre zu wünschen, daß nur besser auf unsern Reichsgrundgesetzen gehalten würde; allein die beste Verfassungen in der Welt leyden durch die Veränderungen der Zeiten und Menschen allerhand Anstösse. Hätte das Reich in seiner vortrefflichen und glückseligen Gestalt bleiben sollen, so hätte auch ein jeder Stand so bleiben müssen, wie er war. Es hätte keiner mehr Rechte, mehr Macht, mehr Ansehen, mehr Gewalt und mehr Länder gewinnen müssen, als er zu der Zeit, da die goldne Bulle gemacht wurde, wirklich besas und innen hatte; denn das Wachsthum eines Körpers verändert auch die Gestalt; und was einen kleinen wohl kleidet, das kleidet darum nicht auch einen grossen. Die allzuwichtige Erhöhung einiger mächtigen Reichsstände macht die andern zu klein und zu schwach. Diese müssen es zugeben, daß sich jene über sie vieles heraus nehmen. Gesetze, wie ihr wolt, wo die Macht ist, da verlieren sie ihre Kraft. Grosse und mächtige Fürsten, die durch sich selbst bestehen können, lassen sich nicht wohl mehr Ex decreto S. Imperii und durch Reichsabschiede, behandeln. Der westphälische Friede hat die Ordnung und die Ruhe im römischen Reich herstellen sollen; allein er hat leider dieselben noch mehr verwirret. Frankreich hat als Bürge einer so wichtigen Vereinigung den Eintritt an unsern teutschen Höfen gewonnen. Es spielet in allen unsern Staatshandlungen und Veränderungen mit unter. Es ist gleichsam die Oberappellation

von

von einem höchsten Schiedsrichter zum andern geworden. Wenn man also mit dem Ausspruch des einen nicht zufrieden ist, so bringt man seine Sachen an den andern. Nichts ist alsdann höflicher und bereitwilliger hülfreiche Hand zu leisten, als der französische Hof. Können die Sachen durch keinen Vergleich geschlichtet werden, so kommen die Friedensmacher mit Wehr und Waffen über den Rhein und schreiben uns Gesetze vor. Sehet hier die Früchte von unsern einheimischen Spaltungen und unpatriotischen Gesinnungen. Wer hier unsern zerrütteten Zustand im teutschen Reich mit einem guten Rath helffen könnte, den wolt ich vor einen rechten Solon oder Lycurgen halten.

Die unglücklichen Religionshändel haben gleichfalls nicht wenig darzu mit beygetragen, Zwietracht, Uneinigkeit und Mißverständnisse im Reich zu stifften. Könnte man die Controversien abschaffen und der zänckischen Geistlichkeit einen Zaum anlegen, so würde es von dieser Seiten auf einmahl ruhig seyn.

Es gehöret mit zu der allgemeinen Unvollkommenheit der gegenwärtigen Welt, daß keine Art einer Staatsverfassung noch hat können ausfindig gemacht werden, welche gegen alle und jede Zufälle und Veränderungen der Zeiten sicher und unverbrüchlich wäre. Ein kluger Baumeister kann wohl einen Pallast aufführen, der in seinen Mauren aller Wuth der Elemente Trotz zu bieten scheinet, allein er kann nicht mit allem seinem Witz die Sitten der Einwohner

in

in Zukunft also einrichten, daß unter ihnen nicht Zanck und Streit entstehen, und dadurch selbst dasjenige Gebäude niedergerissen werden solte, welches ihnen zu einer bequemlichen Wohnung bestimmet war.

Dem allen ungeachtet so zeigt doch der Reichstag zu Regenspurg noch beständig die wahre Gestalt des teutschen Reichs. Alle Stände, grosse und kleine, haben hier ihre beständige Gesandschaften und Abgeordneten. In ihren gewöhnlichen Rathssitzen und Versammlungen wird alles ordentlich und Reichssatzungsmäßig vorgetragen und abgehandelt; allein mit der Ausfertigung geht es etwas langsam her, ehe darüber das gewöhnliche Fiat votum ad Imperatorem ergehet.

Alle Sachen, wann sie von dem churmaynzischen Directorio zur Dictatur gekommen sind, werden erstlich an die Höfe und Stände berichtet, um darüber ihr Gutachten und die nöthige Verhaltungsbefehle einzuziehen; da gehen wohl öfters ein paar Monate und mehr vorüber, ehe solche einlauffen. Inzwischen verändern sich Stunden, Zeiten und Umstände. Es kommen Zwischenfälle, die nicht selten dem ganzen Geschäfte ein andres Ansehen geben. Komt es zu Ausbrüchen und zu Zwangsmitteln, so hängen sich die Höfe, die sich darunter beleidiget glauben, zum Nachtheil des Reichs an auswärtige Mächten.

Ueber-

Ueberhaupt werden die wichtigste Sachen im Reich nicht sowohl in Regenspurg, als an den Höfen selbst durch Gesandschaften tractirt. Die für ihre Kirchen eifrende Geistlichkeit der im Reich geltenden dreyen Religionen geben durch ihre fortwährende Zänckereyen der hochansehnlichen Reichsversammlung noch am meisten zu schaffen. Hierzu kommen die nothdürftigen Angelegenheiten der beyden Reichsvestungen Philippsburg und Kehl, nebst noch andern nicht viel bedeutenden Irrungen, unter denen kleinen Reichsständen, welche die armen Schreiber, die sich mit copiren und geschriebenen Zeitungsblättern nähren müssen, noch im Brod unterhalten.

Man muß sich auch nicht einbilden, daß alle und jede Reichsstände ihre eigne Gesanden und Abgeordneten aus ihren Mitteln daselbst beständig unterhielten. Dieses würde manchen kleinen Fürsten, Bischoffen, Prelaten und Reichsstädten etwas zu kostbar fallen. Bey der heutigen Welt finden sich viele ehrliche Leute, welche grossen Herren Anfangs nur um die Ehre dienen. Endlich kommen sie dadurch in Bekantschaft, bringen sich allerhand Commißionen zuwegen, treiben einen starken Briefwechsel, bis sie auf solche Weise sich bekannt machen und eine Stimme auf den Reichs- und Craystägen nach der andern erwerben. Was man ein Hof oder ein Reichsstand nicht einbringet, das thun viele zusammen. Einer giebt ihnen eine Bestallung zur Küche, der andre zum

Kel-

Keller, der dritte versiehet sie mit Frucht, der vierdte schickt ein gutes Neujahr, der fünfte hält ihnen Kutschen und Pferde, und der sechste zahlet etwas an Geld. Die übrige Nothdurft bestreitet der Briefwechsel. So dienet mancher zehen, zwanzig und mehr Herren zugleich; ohne jedoch dem Evangelio dadurch zu widersprechen, da es heisset: Niemand kann zweyen Herren dienen; dann die wenigsten dieser Art Gesanden kennen kaum ihre Herren, sie sind wie die Kaufleute, welche mit vielen Handelshäussern zugleich im Briefwechsel stehen, und nach Zeit und Umständen, gegen einen kleinen Vortheil, allerhand Commißionen übernehmen. Wer also bey den Reichs und Craystägen ein paar dutzend Stimmen hat, der wird dadurch eine wichtige Person und kan alsdann in gewissen Vorfällen, der Sache einen grossen Ausschlag geben. Da geht es dann auch so leer nicht ab. Dieses ist insonderheit ein guter Handel für den Regenspurgischen Magistrat, deren vornehmste Glieder die Stimmen der Reichsstädte unter sich theilen. Ist gleich die Bestallung schlecht, ja ziehen sie gleich von einigen gar nichts, so verlohnt sich doch der Titel von Gesandten, wie auch das damit verkünpfte Ansehen und der Briefwechsel noch der Mühe.

Was die Schreibart betrifft, womit die Reichshandlungen pflegen abgehandelt zu werden, so muß ich bekennen, daß solche an mir keinen gar grossen Bewundrer findet: sie ist über die massen hochtrabend, prächtig und Wör-

terreich: sie ist deswegen eben so schwer nachzuahmen, als zu verstehen. Ich begreiffe nicht, warum die Menschen in wichtigen Sachen sich undeutlicher erklären, als in gemeinen Fällen. Die Kunst wohl zu reden und zu schreiben bestehet meinem Bedenken nach darinnen, daß man seine Meynung so ausdrückt, wie man will, daß sie der andere und jederman verstehen soll. Wenn der Kaufmann in seinen Briefen Costi und der Gelehrte Raptim schreibet, so sucht ein ehrlicher Mann vergebens diese Oerter auf der Landcarte. Unser Stylus curiæ lautet nicht viel besser. Es ist kein Wunder, wenn ein vernünftiger Teutscher hier einen Dollmetscher verlanget, der ihm die besondere Redensarten und zusammen unter einander gepackte Sätze erkläret und begreiflich macht.

Regenspurg ist eine alte grosse Reichsstadt. Die Menge der Fremden und Gesanden machen dieselbe lebhaft und ihren Aufenthalt angenehm. Die Gesellschaften sind ansehnlich und zahlreich, und zum Theil auch prächtig. Es ist hier an nichts Mangel, und was das beste ist, so ruiniret einen nicht leicht die Theurung. Man kann einen ganzen Pallast um hundert Thaler des Jahrs im Zins haben. Fleisch, Fische, Wein, Brod und alle Gattungen von Früchten sind wohlfeil und um guten Preis zu haben. Die Stadt ist dabey überaus wohl gelegen und mit reichen Stifftern und Clöstern angefüllet. Nach Masgebung der Grösse aber ist sie schlecht bewohnet.

Ich

Ich sahe unter andern vielen Merkwürdigkeiten die grosse Procesʒion auf dem Charfreytag: sie wolte kein Ende nehmen. Mich befremdete insbesonders die empfindliche Buse der Flagellanten, welche diesen geistlichen Aufzug erschrecklich machten. Ich sahe etliche dieser vermumten Busfertigen des Nachmittags in einem Closter, welche sich den schon zerkerbten Rücken mit ihren Peitschen dermassen zerfetzten, daß sie theils ohnmächtig zur Erden niederstürzten; theils aber die aufgerissene Wunden sich mit einer brennenden Pechfackel versängen liessen. Diese arme Leute, dacht ich bey mir selbst, müssen etwas rechts gesündiget haben. Ein paar vernünftige Catholicken aber, die mich begleiteten, legten diese Sache viel übler aus. Man muß also einer ganzen Kirche dasjenige nicht zur Last legen, was einige ihrer Glieder übertreiben.

Ich besuchte darauf in allen Kirchen und Clöstern das sogenannte heilige Grab. Als ein Liebhaber der Music fand ich hin und wieder mein Vergnügen. Einige Nonnen sangen so schön, daß man sich in ihre Stimmen verlieben muste. Weiter konnte diese Neigung nicht gehen; dann sie blieben hinter ihren Gegittern verborgen. Alle Standspersonen, auch die ältesten und zärtlichsten Damen, giengen bey dieser Andacht zu Fus.

Den 26. April gab der Fürst von Löwenstein, als kayserlicher Principalcommissarius ein grosses

ses Fest in der Abtey zu St. Emeran, wo er wohnte. Solches geschahe zu Ehre des neugebohrnen kayserlichen Prinzen. Im Hof sprang rother und weiser Wein. Die Gesellschaft war zahlreich und man tanzte bis bald an den lichten Morgen. Die Stifftsfräulein thaten sich in dieser Kunst vor andern hervor. Ich zweifle sehr, ob die Absichten der Stiffter sich so weit auf die Künste und Wissenschaften werden erstrecket haben.

VI.

Der französische Hof nebst dem Caracter der Franzosen. Im Jahr 1719.

Plures fulgor convocat aulæ
Cupit hic regi proximus esse,
Urit miserum gloria pectus.

Nichts schmeichelt dem Geist der Franzosen mehr als die Ehre: Es heisset bey ihnen alles Ehre. In allen Reden und bey allen Gelegenheiten gebrauchen sie dieses Wort: sie mengen solches in alle ihre Geschäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vortheile dieses Lebens beziehen sich darauf, und man solte wirklich meynen, dieses Ding sey die Gottheit der Franzosen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenschaften, welche den Menschen von an-

andern Geschäften unterscheiden, der Verstand die vornehmste sey. Ihr Ehrgeitz macht sie deswegen auf diesen Vorzug so eifersüchtig, daß sie solchen durchaus vor allen andern Völkern sich zueignen. Nichts vergnüget ihren Hochmuth mehr als diese Einbildung. In der That kann man ihnen diejenige lebhafte und schnell rührende Art des Geistes, die wir Witz nennen, nicht absprechen; sie unterscheiden sich darinnen merklich vor andern Völkern. Es äussert sich derselbe bey ihnen in einem muntern und aufgeräumten Wesen, in allerhand artigen und lustigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und sinnreichen Erzehluugen, mit einem Wort: in der Kunst der Beredsamkeit überhaupt. Die Franzosen nennen diese Eigenschaften des Verstandes, bel Esprit. Wir Teutsche haben nach ihrer Meynung nicht das Glück damit begabet zu seyn. Wolte ihre Höflichkeit uns dargegen den Vortheil gründlich und ordentlich zu denken einräumen, so würde es vielleicht für uns keine gar grosse Demuth seyn, wenn wir auf ihren bel Esprit nicht neidisch wären.

Der Ehrgeitz macht die Franzosen nicht nur listig und schlau, sondern auch beherzt und verwegen. Sie sind voll grosser Anschläge, sie unternehmen eine Sache leicht; allein, wann sie einen tapfern Gegenstand finden und das erste Feuer vorüber ist, so überlegen sie die Gefahr und suchen ihre Sicherheit so gut sie können. Hurtig aufgebracht, schnell im Angriff,

übermüthig im Glück, verzagt in Wiederwärtigkeit und knechtisch in der Furcht.

Die Teutschen verachten die Franzosen und suchen ihnen doch in allem nachzuahmen. Sie tadeln ihre Sitten und mustern doch die ihrigen nach denselben; sie reden ihre Sprache, lesen ihre Bücher und kleiden sich nach ihren neuesten Moden. Sind die Franzosen grössere Thoren, daß sie den Teutschen alles vorgauckeln, oder die Teusche, daß sie ihnen alles nachmachen?

Wir finden unter den Franzosen Leute, die sowohl artig schreiben, als gründlich urtheilen; so leicht ihr Feuer neben ausflattert, so einen schönen Glanz giebt es auch von sich, wann es an Ort und Stelle in derjenigen Stärke und Mässigung gebraucht wird, welche die Sachen erfordern; sonst gehet es ihnen wie denen unglücklichen Chymisten, welchen die Gläser platzen, weil sie das Feuer nicht zu handthieren wissen.

Wir haben den Franzosen mehr als einer Völkerschaft in der Welt die Aufnahme der schönen Künste und Wissenschaften zu danken. Sie haben uns aber leider auch die Kunst einer despotischen Regierungsart gelehret. Doch sie selbsten müssen unter dieser unglückseligen Kunst das meiste leiden; sie würden vielleicht alle Völker in Europa an Glückseligkeit übertreffen, wo sie die Freyheit behalten hätten, ihren

na-

natürlichen Einsichten zu folgen, und die Wahrheit, wie sie solche erkennen, zu lehren.

Man kann die Franzosen überhaupt nicht wohl caracterisiren. Die Völker in Languedoc, Provence und Dauphine werden für aufrichtiger und edelmüthiger geachtet, als die nordische Gallier. Die Brettannier werden für Lügner, die Normänner für Zänker, die Gasconier für Grossprecher, die Limosiner für Abgeschmackte, die Burgunder und Champagner für Schwelger u. s. f. gehalten. Allesamt haben sie viele Einbildung von sich selbst: sie sind dabey geschäftig, aufgeräumt, wollüstig, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist; denn er verfällt sehr offt in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen und eben dieses macht, daß sie öffters misfallen. Sonst sind sie vergnügte, lustige, höfliche und gesellige Menschen. Sie wissen nichts von einem grossen Zwang; sie sind im Gegentheil nur zu frey. Sie tauffen ihre Kinder und begraben ihre Todten ohne viele Weitläufftigkeiten; und wann sie Hochzeit machen, so weis öfters niemand nichts davon, als der Priester, der sie zusammen giebt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helffen lustig machen. Sie leben nicht kostbar, ihr gröster Aufwand gehet auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen bey ihnen das gesellige Leben schwer und unangenehm. Hierinn solten wir es ihnen nachmachen. Denn worzu dienen doch

alle die närrischen Ceremonien, womit wir uns Teutsche plagen und unsere Haushaltungen beschwerlich machen? Es ist darin öfters kein Schatten eines gesunden Witzes. Man geberdet sich anders, als man ist; man redet anders, als man denkt und man verspricht Sachen, die man nie gesonnen ist zu erfüllen. Dieses ist fürwahr nicht schön für Geschöpfe, die GOtt zur Aufrichtigkeit und Wahrheit geschaffen hat.

Man findet insgemein noch artigere Leute in den Provinzen, als in Paris selbst. Die Ursache davon mag wohl diese seyn: der allzugrosse Zusammenfluß von Menschen verursacht eine unabwendliche Unordnung. Die Gelegenheit auszuschweiffen und böses zu thun findet sich wo man hin siehet. Ein Mensch verführet den andern: böse Exempeln, und die Reizungen zur Lust mit der Leichtigkeit sie zu vergnügen, machen die Laster gleichsam allgemein. Es ist unmöglich so viele herum irrende Ritter, so viele Spieler, so viele leichtfertige Dirnen, so viele müßige junge Leute, die Tag und Nacht herum schwärmen, in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit zu halten. Es ist unmöglich so viele Aufseher und Wächter zu bestellen, als zur Verhinderung aller Unordnung vonnöthen wäre. So lang unsre grosse Städte in der Welt mit ineinander geschobnen Gebäuden vermehret werden und die Menschen sich gleichsam einander über den Köpfen sitzen; und also keine ordentliche Abtheilung der Quar-

tiere

tiere, wie solche in dem alten Rom waren, statt finden kann; so lang kann auch kein rechtes Policeyamt, kein Censor, kein Quartieraufseher und dergleichen, die gemeine Sicherheit, die Ordnung und die gute Sitten aufrecht erhalten. Die viele Fremde, deren stets eine grosse Anzahl in Paris gefunden wird, und welche meistens nur deswegen dahin kommen, um sich lustig zu machen, vermehren die Unordnungen noch mehr: Alles was im ganzen Königreich zur Wollust und zur Uppigkeit dienen kann, das sucht sein Glück in einer so grossen Stadt zu machen, wo es Liebhaber von allerhand Gattungen giebt.

Man muß sich demnach nicht wundern, daß Paris sowohl der Aufenthalt aller Laster und Unordnungen, als die Schule der Künste und Wissenschafften ist; und daß folglich die Sitten und die Lebensart der Pariser nicht so unschuldig und nicht so rein, wie in den Provinzen zu seyn pflegen. Alles ist in Paris erhitzet und aufgebracht: die Lufft, die Weine, die Speisen, die Schauspiele, die Ergötzlichkeiten, die Menge der Bilder und Vorwürfe, die einem stets vor den Augen schweben; alles dieses reitzet die Sinnen und verursacht starcke Wallungen im Geblüt. Wann also die Teutschen und nordische Völker ein Labsal in hitzigen Geträncken suchen, so lauffen die Franzosen nach den kühlenden Wassern und Erfrischungen, die sie, wie die Italiäner, aus Mandeln, Citronen, Brumbeern und allerhand dergleichen verzu-

cierten Früchten, zum Verderben ihrer Mägen, vortrefflich zuzurichten wissen. Man findet deswegen wenig Pariserinnen, die eine rechte gesunde Farbe haben. Die Lionerinnen sehen weit frischer und schöner aus; es sey, weil die Lebensart daselbst unschuldiger und ordentlicher ist, als in Paris, oder daß dieselbige Landesgegend bessere Menschengewächse zeuget. Zu meiner Zeit bildeten sich die Lionerinnen noch viel auf ihre natürliche Farbe ein; in Paris aber bediente man sich ordentlich der Schminke und bedeckte auch damit die heßlichsten Gesichter. Es giebt sogar auch gewisse Mannsleute, die man Petits Maitres nennet, welche den Frauensleuten dis Kunststück nachmachen und wie die gemahlte Puppen aussehen. Diese Art Menschen sind die lächerlichsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden: sie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abschilderung macht.

Die Petits Maitres sind eine Art von Mannsleuten, welche, in Ermangelung wahrer Verdienste, sich zwingen artig und witzig zu seyn: Sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren sich wie die Weibsbilder. Wo sie hinkommen bewundern sie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekrauste Haare nach dem Gesicht; Sie haben ein solches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß sie immer hüpfen und springen, tanzen und singen; Sie gauckeln mit ihren Händen, und machen allerhand Grimassen, nachdem sie eine Person vorstellen wollen; sie drehen mit ihren Minen die Herzen aller Schö-

nen

nen zu fesseln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit grosser Lebhaftigkeit von allen Dingen, und wann sie gleich gar nichts davon verstehen, so haben sie doch das Herz davon zu urtheilen. Wollen es andere Leute besser wissen als sie, so lachen sie dieselbe grosmüthig aus. Sie sprechen meistentheils nur von sich selbst und von ihren Heldenthaten, oder Liebesgeschichten; dann es heißt bey ihnen ex utroque Cæsar. Sie fluchen dabey auf eine besondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl anstünde. Sie erfinden die neuen Moden und setzen die Künst eines geschickten Schneiders und Haarpuderers über alle Wissenschafften. Sie begleiten alles was sie thun mit einer besondern Geberdung, welches sie bon air nennen. Z.E. wann sie Tabac nehmen, wann sie sich schneuzen, wenn sie eine Reverenz machen u. s. w. Mit einem Wort, sie sind Leute, die sich auf ihre Einbildung etwas rechts zu gut thun. Es sind Prinzen, Grafen, Generale und Gesanden, welche zu dem grossen Orden der Petits Maitres gehören und die man beleidigen würde, wenn man sie zu steif und zu ernsthaft beurtheilen wolte, um galant und artig zu seyn. Man muß auch keinesweges den Franzosen allein die Ehre dieser Vorzüge gönnen. Nein, die Petits Maitres haben ihnen zwar ihren Ursprung zu dancken; allein sie haben sich von Paris, als ihrer Pflanzschule, aller Orten ausgebreitet. Man siehet dergleichen Leute bey uns Teutschen in der Menge, die, ob gleich die

wenig-

wenigsten davon selbst in Frankreich gewesen sind, doch den ächten Pariser Originalien nichts nachgeben.

Die Franzosen bekümmern sich überhaupt mehr um den Schein, als um die Sache selbst. Wenn man sie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, so gefällt ihnen solches mehr als alles. Was sie nicht sind, das erfüllen sie mit ihrer fruchtbaren Einbildung. Alles ist bey ihnen übertrieben. Fast jedermann kleidet sich über seinen Stand und über sein Vermögen. Der Hochmuth ist der herrschende Fehler. Ihre Schwelgerey scheinet grösser, als sie ist: sie machen mehr Lermen bey einem paar Flaschen Wein, als die Teutschen bey einem grossen Gelach. Wenn einmal ihre Bilder im Gehirn ein wenig rege werden, so schwermen sie mit wenig Unkosten. Bey ihnen gelten lauter Superlativa. Nichts ist bey ihnen mittelmässig oder gut: eine Sache ist entweder abscheulich oder unvergleichlich.

Jederman in Frankreich will vornehm seyn: es giebt hier keinen Pöbel. Das Ehrenwort Monsieur, ist sowohl ein Titel für die Herzoge und Marquise, als für die Handwerksleute und Diener. Die Demoisellen auf dem Lande melken die Kühe, holen Futter und fegen den Stall mit herabhängenden Flügelhauben. Ja, was noch mehr, man findet unter den geringsten Gattungen von Leuten, nichts grobes, nichts bäurisches; alles befleißiget sich der Höflichkeit und einer artigen Lebensart. Arme Leute, die für-

fürwahr eines bessern Glückes würdig wären; allein, sie sind durch die vorige Kriege und schwere Abgaben dergestalt gepreßt und ausgesogen worden, daß das meiste Landvolk, so zum Feldbau am tüchtigsten war, sich gezwungen gesehen, den Pflug zu verlassen und Kriegs-Dienste zu nehmen. Auf solche Weise hatte zwar der König beständig ein vortreffliches Kriegsheer auf den Beinen; allein er ruinirte dadurch sein Land, welches an vielen Orten ungebauet und schlecht bewohnet ist, ohnerachtet es noch zehen mal so viel Menschen ernähren könnte.

Die Franzosen haben überhaupt viele Gefälligkeit für die Fremden: sie machen sich daraus einen besondern Ruhm höflicher und gesitteter als andere Völker zu seyn: sie treiben aber auch öfters diese Einbildung so weit, daß sie uns, die wir doch ihre Nachbarn sind, nicht anders als halbe Barbaren betrachten, denen sie durch ihre Leutseligkeit den Unterscheid eines gesitteten Volks zeigen wollen.

Es ist wahr, wenn sie zu uns, oder nach Holland kommen, so finden sie an einigen Orten einen Pöbel, der ihnen Ursache giebt, sich von uns keine bessere Gedanken zu machen. Es giebt in gewissen Gegenden von Teutschland eine Art Bauern, die nicht viel besser als das Vieh zu achten wären, wann sie nicht die Bosheit der Menschen hätten. Und wer den Jan Hagel in Holland und in einigen teutschen Handels-Städten kennet, der wird fast von ihm

ihm ein gleiches Urtheil fällen. Ein Volk, welches nichts von einem Menschen als seine Laster zeiget und solche bis zur Unmenschlichkeit treibet. Nicht die Freyheit, nicht die Tyranney, sondern der Müßiggang, der Ueberfluß, die elende Policey bringen solche Menschen hervor.

Die Pariser sind so eingenommen von sich selbst, daß sie sich nicht einbilden können, wie man artig seyn kann, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris sich aufgehalten hat. Ich bin der erste Teutsche nicht, dem das Frauenzimmer die seltne Höflichkeit gesagt, daß er das Ansehen hätte, als ob er schon lang zu Paris gewesen wäre. Wie, mein Herr! klingen diese artige Complimenten, sie sind ein Teutscher? O fürwahr man siehet es ihnen nicht mehr an: Vous avez l'air tout parisien. Sie gleichen ganz und gar einem Pariser.

Als ich das erstemal mit einen Paar Franzosen in die Opera gieng und keine ausserordentliche Bewunderung darüber blicken lies, fragten mich dieselbe mit einiger Befremdung: Ob ich auch jemals dergleichen gesehen und gehört hätte? Ich sagte ja, sie forschten, wo? Ich erwiederte zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung: Was ist das für ein Ort? Wo liegt derselbe?

Ein Weibsbild, das man kaum bey uns beobachten würde, heisset zu Paris eine Schönheit.

heit. Wann man aber dieselbe zu sehen bekommt, so sucht man vergebens dasjenige in ihren Gesichtszügen, was ihr das Gerücht und die Höflichkeit der Petits Maitres beygeleget. Ihre gröste Vorzüge bestehen darinnen, daß sie ein gutes Mundstück haben, zumalen die sogenannte Dames du Palais; dieses ist der Ort, welcher der Redkunst geheiliget ist, wo das Parlament sich versammlet, wo die Processe geführet werden und wo die französische Advocaten öffentlich auftreten, und zum Vortheil ihrer Partheyen die Künste der Widersprechung und der Verdrehung auf das höchste treiben. Wie solches aus der Sammlung der berühmten Rechtshändel des Herrn Pittavalls zu ersehen ist. Mittlerweile daß sich oben in diesem Gerichtssaal die französische Demosthenes und Cicerones aufs beste hören lassen, üben sich unten die Galanteriehändlerinnen in der Kunst den Fremden ihre Waaren mit gleicher Beredsamkeit heraus zu streichen: Sie verdienen, daß man ihnen etwas abkaufft, dann sie betrügen einen nicht leicht; sie sprechen von Ehre, von Gewissen, von Redlichkeit, von dem Wohlstand fremden zu dienen, und sich ihnen gefällig zu erzeigen; kurz, man muß ihnen zuhören und ihnen etwas abkauffen. Sie sind die beste Sprachmeisterinnen in Paris und die artigste Schwätzerinnen in Europa.

Wenn man das Vergnügen haben will allerhand Menschen in Paris kennen zu lernen, so muß man bald hier bald dort in den vornehm-

nehmsten Gasthöfen speisen. Es ist unmöglich mehr Menschen auf einem Flecken beysammen zu sehen, als in Paris. Man darff nur Augen und Ohren haben, so wird unser Verstand Vorwürffe genug zu denken finden.

Insonderheit ist Paris ein Ort für Gelehrte, die Künste und Wissenschafften lieben; dann hier findet man alles zusammen, was man anderwerts nur getheilet, und in geringer Anzahl siehet. Die Alterthümer, die Geschichtkunde, die Meßkunst, die Weltweisheit, die Dicht- und Redekunst, ja alle Wissenschafften werden daselbst auf das Höchste getrieben. Es ist wahr, daß man dieses nicht von der Erkenntniß göttlicher Dinge sagen kann; allein die Ursache ist, daß die gelehrten Geistlichen nicht die Freyheit haben zu schreiben, wie sie wollen. Das fürchterliche Exempel verschiedener grosser Prälaten sowohl als der fortwährende Lermen der Jansenisten, deren Sache man ungeachtet der Freyheit der gallicanischen Kirche noch den Aussprüchen des päbstlichen Richterstuhls unterwirft, bezeigen genugsam, daß diese Freyheit Frankreich noch fehlet.

Ihre Poeten und sogenannte Beaux Esprits aber kehren sich an nichts. Der Franzos ist veränderlich und zur Freyheit geneigt. Und ob er wohl ein Sclav von seinem König ist, so ist er doch solches nur auf eine gewisse Art, die ihm schmeichelt, nemlich aus lauter Einbildung und Hochmuth; denn er meynet, er wäre mit

gros,

gros, wenn sein König gros ist. Wenn man ihn höret, von dessen Macht und Herrlichkeit sprechen, so kann man sich keine vortrefflichere und vergnügtere Creatur einbilden. Man darf ihm nur sagen, es dienet zur Hoheit des Königs und zur Ehre des französischen Volks, so gibt er her, was er hat; allein nehmen lässet er sich nichts; man muß bey ihm Glimpf und Höflichkeit gebrauchen. Dieses ist die Art, womit der König alles erhalten kann. Der Verfasser der Lettres persanes Mr. de Montesquiou hat also wohl nicht unrecht, wann er den König in Frankreich den grösten Hexenmeister nennet, weil er seine Macht so gar über den Geist seiner Unterthanen erstreckte und sie denken machte, wie er wollte. Wann sich nur, sagt er, eine Million Thaler in seiner Schatzkammer befindet und daß er noch einmal so viel vonnöthen hat, so darf er sie nur bereden, ein Thaler sey so viel als zwey und sie glauben solches. Wann er einen Krieg führet und hat Geld darzu vonnöthen, so darf er ihnen nur in Kopf setzen, ein Stückgen Papier sey Geld, und also sind sie überzeugt. Ja die Sachen gehen so weit, daß er ihnen Glauben macht, er könnte allerhand Schaden heilen, wann er einen nur anrührte. So gros ist dessen Macht über die Geister. Verwundere dich nicht, setzt obiger Schrifftsteller hinzu: Es gibt noch einen grösseren Hexenmeister als er. Man nennet ihn den Pabst. Er herrschet über den Geist des Königs, wie

der König über andere zu herrschen pflegt. (*)

Man findet in Franckreich beydes die grösten Freygeister, als eifrigsten Catholicken. Wenn man die vielen Pasquille und satyrische Schriften lieset, die täglich herauskommen, besonders des Herrn von Voltaire Brief à Uranie, und dessen Ode über die Constitution, so siehet man daraus zur Genüge, daß die Franzosen überhaupt von dem Pabst und der lieben römischen Kirche so gar starck eben nicht eingenommen sind.

Der Hof hat an und für sich selbst nichts prächtiges. Der König ist noch in seiner Minderjährigkeit, unter der Anführung des Herzogs von Villeroy und des Herrn von Fleury, Bischoffs von Frejus: dieses sind zwey ehrliche und rechtschaffene Männer; allein der junge Monarch ist bös zu ziehen. Wie will man einen König bestraffen? Man ist daher auf den sonderbaren Einfall gerathen, daß man ihm einen kleinen Husaren zugesellet, den er ungemein liebet, und der für alle die Fehler und Unartigkeiten Sr. Majestät büssen muß. Der König ist sehr wohl gebildet; allein seine Züge sind feiner als seine Art zu denken. Sein Geist hat nichts von der französischen Lebhaftigkeit und seine Ausschweiffungen werden der Krone dermaleins nicht gefährlich seyn. Man sagt, er liebte das Geld und könnte sich sehr ärgern, wann

(*) Lettres persan. p. 44.

wann er im Spiel verlieret; doch dieses hat nichts zu sagen. Ich bin gut dafür, daß er weder zu geizig noch zu verschwenderisch seyn wird. Er hat ein ganz glückliches Temperament für einen Monarchen. Es wird alles bey ihm auf gute Rathschläge ankommen. Sein Gefolg bestehet aus lauter jungen Herren, die ungefehr mit ihm ein gleiches Alter haben: sie sind ausgesucht; man kann nichts schöners sehen, als diese kleine Pflantzschule grosser Leute.

An dem Hof des Regenten siehet es fast aus, wie auf einer Kaufmanns-Börse. Alles scheinet an demselben der Schacherey und der Handlung ergeben zu seyn Alles ist voller Geschäffte und Verrichtungen. Es ist gleichsam wieder den Wohlstand allda zu erscheinen, ohne ein wenig verwirrt auszusehen.

Law, der feinste Rechenmeister von Europa, gilt hier alles. Er soll diese Geschicklichkeit auf der hohen Schule des Pamphils gelernet haben. Er sieht so ernsthaft und verdrieslich aus, wie Zeno, da er an seinem neuen System arbeitete. Die Krone ist ihm unendlichen Dank schuldig. Er hat durch seine Magie und cabalistische Zieferkünste ihre Schulden getilget, die unzahlbar schienen; und zugleich so viele Leute reich, als andre arm gemacht. Die Nachwelt wird sich diese schnelle Verwandlungen und die Ursachen, die darzu Anlas gegeben haben, kaum einbilden können. Dieses Kunststück brachten die sogenannten Actien zuwegen:

Ein Ding dessen Grund man nicht beschreiben kann, weil es keinen hatte, sondern aus lerer Einbildung eines zu hoffenden Gewinnstes bestund. Das neue Frankreich, Mißisippi genannt, hatte Anfangs den Leuten die Meynung in den Kopf gesetzt, daß daraus unerschöpfliche Reichthümer zu holen wären: man schloß deswegen gewisse Handlungsgesellschafften, zertheilte den Vorschuß in so viele besondere Antheilszetteln, welche man Actien nennet; Die Schiffe kamen glücklich nach Haus und brachten eine kleine Ausbeute vor die Unternehmer mit. Die Handlungsgesellschafft kam dadurch empor: man verkauffte die Zetteln mit Gewinnst von zehen, zwanzig und mehr vom hundert. Law betrachtete diesen Glückshafen, als ein dienliches Mittel zu seinen Absichten. Er machte mit dem Regenten lauter Actienzetteln. Die Begierde hurtig reich zu werden, lies sich durch dieses Netz bestricken. Der Wahn bethörte die halbe Christenheit: alles lief und brachte Geld für ein Stückgen Papier. Die Kronschulden wurden damit getilget, ohne daß der Regent solche von dem Volk erpressen durfte. Die letzte Inhaber der Actien und Bankzetteln, welche man damit vermenget hatte, musten allein das ganze Spiel bezahlen. Sie verlohren ihr Geld nicht ganz ohne ihre Schuld; dann sie hätten vernünftiger Weise schliessen können, daß, da die Sache auf nichts gegründet war, alles nothwendig zulezt auf blossen Wind hinaus lauffen muste. Man kauffte also

die

die Actien, so bald sie über das Ziel eines möglichen Gewinnstes immer höher und höher getrieben wurde, aus blosser Gierigkeit schnell reich zu werden und solche wieder an andre auf gleiche Hofnung zu verhandeln. Dieses dauerte so lang, als man an dem Hof des Regenten Leute fand, welche diesen unerhörten Handel unterstützten. Die ganze Welt schien sich dadurch zu verändern. Man sahe Kutscher und Bedienten, welche auf einmal selbst Kutscher und Lackeyen hielten. Man sahe Leute aus dem niedrigsten Pöbel, welche sich mit den Prinzen und Marquisen zu messen schienen. Man sahe Palläste mit den reichsten Schätzen anfüllen, und solche zur Wohnung eines Pachters oder zuvor unbekannten Kaufmanns zubereiten. Alle Stände geriethen dadurch in eine plötzliche Veränderung.

Auf einmal zerriß der Zauberstrick. Wie ein Wandersmann, der nach einem guten Rausch eingeschlafen, sich bey dem Aufwachen seines Geldes beraubet siehet, so gieng es den Actionisten. Die letzten Innhaber der Actienzetteln behielten solche zum verzweifelten Andenken einer späten Reue. Niemand wolte ihnen solche mehr abnehmen. Einige kamen dadurch um alles, und weil ihnen nichts mehr übrig blieb, als ihr Leben, so nahmen sie sich solches selbst, damit sie weiter nichts zu verlieren hätten.

Der Regent hat noch einen andern Liebling, nemlich den Abt du Bois, dieser ist auch ein wunderlicher Hocuspocusmacher. Der Regent hat ihn aus einem nichtswürdigen Menschen

zu einem Staatsminister gemacht. Die Fürsten wollen öfters dadurch die Grösse ihrer Macht zeigen, wenn sie aus einem Nichts etwas und aus einem Pfennig einen Ducaten münzen. O ihr Grossen! wie gut ist es, daß ihr noch einer andern Macht unterworffen seyd, die, indem ihr eure Grösse zuweit treibet, euch selbst zunichte machet. Vielleicht hätte der Regent seinen andächtigen Curtisanenbruder noch canonisiren lassen. Dann das erhabene Cardinalscollegium muste ihn schon mit seinem Purpur verehren und ihn für ein Mitglied einer so hohen Gesellschafft erkennen. Ja, was rechtschaffenen Leuten die meiste Aergernis gab, so machte ihn der Regent gar zum Nachfolger des würdigsten Prälaten, den Franckreich je gehabt; ich meyne zum Ertz-Bischoffen und Herzogen von Cambray, an die Stelle des grossen Fenelons.

Es kamen zu meiner Zeit die lächerlichsten Pasquille wieder den Regenten und seine Tochter die Herzogin von Berry, an des Tages Licht, darunter sich insonderheit die Philippiques, eine Ode voller Wut und Lästerung, dergleichen ich noch keine gelesen, ausgezeichnet hat. Ich glaube nicht, daß man solche gedruckt hat: sie ist gar zu abscheulich. Auch entdeckten unter andern folgende lateinische Worte, wenn man sie französisch übersetzt, ein sehr schändliches Geheimnis. Regens stultus, Abbas ridet, rideamus etiam. Wer den Schlüssel davon finden kann, der mag das Räthsel aufschliessen. Es ist ein wenig gar zu schmutzig und unehrbar.

Man

Man machte ferner folgendes Schimpfgedicht auf den Herzog Regenten:

Philippe noié dans l'inceste
Et dans notre or enseveli
Avec Lau, ce mortel funeste,
N'attire du Missisipi
Que la famine avec la peste.
La Mort est enfin
Le seul bien
Qui nous reste
D'un Sisteme mal établi.

Der Regent, der sonst über alle Pasquillen, die man auf ihn verfertigte, nur zu lachen pflegte, und wie der Cardinal Mazarin zu sagen gewohnet war, Pourvu qu'on me laisse faire, je le laisserai écrire, wurde nichts destoweniger über diese gottlose Beschuldigung dermassen aufgebracht, daß er demjenigen hundert tausend Francken soll versprochen haben, der den Urheber davon entdecken würde; allein wer ist insgemein der Verläumdung und dem Gespötte mehr unterworffen, als die Grossen? Der Regent fand den Tag darauf folgende Reimen in seinem Cabinet auf dem Tisch liegen.

Tu promets beauccoup, Regent,
Est ce en Billets, ou en Argent?

Dieses war nicht genug: man beschuldigte den Regenten so gar, daß er auch dem jungen König, seinem Vettern, nach dem Leben gestanden und ihn bey verschiedenen Gelegenheiten aus dem Weg zu räumen gesucht hätte. Allein, alle diese und dergleichen Beschuldigungen giengen in der That zu weit. Der Regent war ein kluger Herr und verstunde die Kunst zu regieren, besser als seine Vorfahren. Deswegen konnte er es doch allen Leuten nicht recht machen. Er muste also, wie andre grosse Herren, böse Nachreden leiden. Das meiste, was man an ihm aussetzen konnte, war, daß er der Leichtfertigkeit und Buhlerey ein wenig allzustarck nachhieng (*). Daß er aber seine Unzucht bis zur Blutschande soll getrieben haben, dieses wird wohl niemand leicht glauben, der ihn und seine dicke runde Tochter, die Herzogin von Berry, gekannt hat. Diese war in der That nichts weniger als eine Heilige, sie gab sich auch nicht einmal dafür aus; allein die Grossen leben unter einen härtern Zwang, als die gemeinen Leute. Sie haben stets gar zu viele Augen um sich herum, die ihre Fehltritte beobachten. Man beschuldigte auch diese Herzogin, die eben damals starb, als ich zu Paris war, einer häßlichen Todesart. Dieses ist das Schicksal der

Gros-

(*) Man lese hierüber die Memoires du Chev. de Ravannes, wiewohl dieselbe mehr für einen schändlichen Roman als für eine wahre Geschichtbeschreibung zu halten ist.

Grossen, daß man ihnen in ihrem Leben schmeichelt und sie wohl gar öffters vergöttert: dagegen aber ihr Gedächtniß mit desto mehr Schandflecken besudelt, wann sie todt sind und einem nicht mehr schaden oder nutzen können. Dieses begegnet insonderheit dem letzten König Ludwig der Grosse genannt, dem man bey seinem Leben fast göttliche Ehre erwies, nach seinem Tod aber, als einen grossen Tyrannen lästert. Heißt dieses nicht: Mortuo insultare Leoni?

Man siehet in Frankreich die schönsten Gebäude; und ich wüste kein Volk, welches in dieser Kunst eine freyere und bessere Erfindung zeigte. Ihre Art zu bauen ist natürlich, glatt und ordentlich: sie wissen das Gemächliche mit dem Schönen zu vermengen: sie verstehen sich unvergleichlich auf die Verhältnis der Theile im Ganzen: welche man Simetrie nennet. Ihre Gebäude vergnügen deshalben die Augen im ersten Anblick und werden immer schöner, je länger man sie betrachtet. Sie wissen die Natur mit der Kunst auf eine Art zu verbinden, daß diese dabey kaum hervor blicket, sondern jener allein die Ehre zu lassen scheinet. Doch so schön auch ihre Gebäude sind, so kommen sie doch noch lange nicht an den Pracht des alten und neuen Roms. Der Vordertheil des Louvre allein hat etwas das denselben gleich kommet; allein, man hat dieses schöne Werk unvollkommen gelassen; nicht anders, als ob die Ausführung davon einem König von Frankreich zu schwer fiele. Der Pallast von Luxenburg wird

für ein Meisterstück in der Baukunst gehalten; er ist sehr schön. Das Hospital der verwundeten und kranken Soldaten les Invalides, ist ein würdiges Denkmal Ludwigs des XIV. Versailles aber ist ein wunderlich zusammen gestückeltes Gebäude, wo weder das Schöne noch Ordentliche herrschet, und welches zufälliger Weise die Gestalt von einer Schaubühne bekommet hat; nie hat ein Kenner dieses Werk noch für schön gepriesen. Sonsten aber findet man daselbst einzele Stücke, die als rechte Muster in der Baukunst verdienen bewundert zu werden.

Was ich sonsten von dem Caracter der Franzosen und von dem gegenwärtigen Zustand Frankreichs angemerket habe, solches findet sich in dem zweyten Theil der freyen Gedanken zur Verbesserung der menschlichen Gesellschafft.

VII.

Der Staat von Holland Im Jahr 1717. und 1720.

Perdita tunc urbi nocuerunt secula postquam
Ambitus & luxus & opum metuenda facultas,
Transverso mentem dubiam torrente tulerunt
Momentumque fuit mutatus Curio rerum
Gallorum captus Spoliis & Cæsaris auro.

Claud.

Holland ist von Natur eines der schlechtesten Länder in Europa. Luft, Erde und Wasser taugen darinnen nichts und

nd dennoch ist es durch den Fleiß und die Kunst er Einwohner zu einem Lustgarten der Welt nd zu einem Sammelplatz aller Völker woren. Ist es möglich daß ein Auslager von en teutschen Gränzen, ein morastiges Land, wo grosse Ströme ihren Ausfluß in das Meer haben, wo immer Duft und Nebel und auf die meiste Zeit des Jahrs reissende Sturmwinde herrschen; wo nichts wächset, als was mit grosser Mühe und Sorgfalt gepflanzet und gezogen wird; ist es möglich, daß ein solches Land sich so hoch empor geschwungen und mit allen Schätzen des Lebens im Ueberfluß prangen kann?

Sehet hier die Früchte der Freyheit, des Fleisses und der Mäßigkeit. Diese drey Stücke sind es allein, welche die Republick Holland so bevölkert, so reich und so mächtig gemacht haben. Die Freyheit beförderte die Handlung und die Seefahrt, welche die Quelle aller Reichthümer ist: sie ersetzte den Mangel eines ungebaueten Landes und düngte die Felder, die zuvor nichts als Moos und Sümpfe bedeckten. Man siehet allenthalben nichts als herrliche Städte, grosse Flecken, lustige Mayerhöfe, schöne Lustgärten, fette Weyden, niedliche Spatziergänge, mit bequemlichen Canälen, welche die Länder durchschneiden und mit den schönsten Baum Alleen besetzet sind. Man siehet die Häven mit Schiffen und die Häusser mit Werkleuten besetzt: Ja gar eine der schönsten und grösten Städte in der Welt auf lauter Eichbäumen und Pfälen ruhen. Die Kaufleute sind Für-

Fürsten, und ihre Sachwalter reiche und vornehme Bürger. Alles nähret und reget sich sowohl in den Städten als auf dem Land; alle Plätze, alle Winkeln werden hier auf verschiedene Art benützet und was man am meisten siehet, sind Waaren aus entfernten Gegenden, Kunstsachen, Häusser, Gärten und Menschen.

Was einen Fremden hier am ersten in Verwunderung setzt, ist eine den Holländern ganz eigne Reinlichkeit. Ihre Häusser sind immer nett und von oben bis unten gescheuert und geputzt: ihre Fenster glänzen wie die Spiegeln, und wenn man die Thüren und Treppen siehet, so solte man fragen, wie die Menschen aus und eingiengen, weil man keine Merkmale davon wahrnimmt. Die Strassen werden eben so sauber gehalten, und selbst auf den Meyerhöfen bekommt man weder Mist noch Unflat zu sehen: so reinlich werden hier Vieh und Menschen gehalten.

Nichts ist bequemer, als die sogenannten Treck-schyten, welche mit einem Pferd auf den Canälen gezogen werden. Diese gehen stündlich und täglich von einem Ort zu den andern; dergestalt, daß, wenn man auf einem Platz in Holland wohnet, zu gewisser Zeit in Amsterdam, auf der Börse und des Abends im Haag in der Opera seyn kann, ohne daß man nöthig habe, sich anders anzukleiden, oder mit allerhand Gepäcke sich zu schleppen. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den hin und wiederfahrende Postwagen, welche zu gewissen Zeiten an Orten

und

und Stellen eintreffen und noch geschwinder gehen als die Fahrten zu Wasser.

Die Verfassung des Staats ruhet auf einer sehr vernünftigen Einrichtung: Eine mit wenig Gesetzen beschrenkte Freyheit ist der Grund der gemeinen Wohlfahrt. Ein jeder kann leben wie er will, wann er anders nicht gegen diese Gesetze handelt. Ein jeder kann glauben, was er will, wann er nur zu keinen Unordnungen und Mishelligkeiten in der bürgerlichen Gesellschaft Anlas giebt. Ein jeder kann handeln wie und womit er will, wann er nur dem Staat die nöthige Abgaben davon entrichtet. Sehet hier die einfältigsten Staatsregeln, welche eine so mächtige Republick in einem Land, wo vor diesem nur arme Fischer an den Ufern des Meers ihren dürftigen Unterhalt fanden, hervorgebracht haben. Die Mittel, welche ihren Wohlstand verursachet, sind eben diejenige, die solchen auch unterhalten müssen. Eintracht, Gottesfurcht, Unschuld, Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit und Tapferkeit sind die Stützen der Republick; Zwietracht, Gottlosigkeit, Ueppigkeit, Pracht, Schwelgerey und weibisches Wesen, stürzen im Gegentheil solche wieder zu Boden.

Die Holländer haben diese Laster bisher noch immer glücklich zu vermeiden gesucht; allein, nun beginnen sie auch wollüstig, gemächlich, stolz und weichlich zu werden. Man meynet deswegen es könnte ihnen nicht schaden, wenn

wenn sie wieder einen Statthalter und an demselben einen guter Zuchtmeister bekämen, der ihre ausschweiffende Sitten ein wenig in Ordnung brächte, und Ihre Hochmögenden zur Bescheidenheit und zur Demuth anwies. Diese Cur dörfte vielleicht so gefährlich als die Krankheit selbsten seyn; allein was liegt daran, ob ein Fürst, oder die Vornehmsten, oder das ganze Volk herrschet, wann das Volk nur durch vernünftige Gesetze gut und glücklich regieret wird.

Die Republick Holland ist zwar noch nicht so alt, daß sie durch den langen Lauff der Zeiten, die allen Dingen ein Ziel setzen, schon ihrem Untergang so nahe seyn solte. Allein, es ist auch noch keine Republick auf einmahl so hurtig gestiegen, und zu einer solchen Macht gediehen, als Holland. Sie ist wie ein dicker vollblütiger Cörper, der bey dem gesundesten Ansehen den gefährlichsten Zufällen und Blutstürzungen unterworffen ist. Nichts könnte derselben ehender wieder zurecht helffen, als eine strenge Mäßigkeit und Enthaltung derjenigen Sachen, die ihre Vollblütigkeit verursachen.

In den Republicken muß es bürgerlich und nicht höfisch aussehen. Will der Bürger wie ein Edelmann und dieser wie ein Fürst leben so wird das bürgerliche Blut dadurch verdorben: die Ueppigkeit, die Schwelgerey und der Pracht verursachen allerhand gefährliche Wallungen, die nicht selten dem ganzen Staats-

cör-

cörper den Untergang drohen. Der Pensionarius Cats hatte dieses zu seiner Zeit schon sehr vernünftig eingesehen. Die Holländer solten dieses ehrlichen Mannes Schrifften allen andern vorziehen; sonderlich denen französischen Petits Maitres Historien, die sie meistens in ihrem Land nachdrucken lassen, und dadurch sie nichts als Wind- und Ritter Abentheuren in Kopf bekommen. Einfalt, Zucht, Ehrbarkeit, Unschuld, Mäßigkeit und Ordnung sind die wahren Kennzeichen eines bürgerlichen Staats.

Man erzehlet von dem Bürgermeister Hooft in Amsterdam, daß er einsmahl seine Freunde bey sich zu Gast geladen und sie auf folgende Art tractirt hätte. Erstlich kam eine Tracht von lauter gemeinen Speisen, welche in erdenen Geschirren aufgetragen wurden. Sehet meine Freunde, sprach der Bürgermeister zu seinen Gästen, so ist die Republick entstanden. Darauf erschien die zweyte Tracht auf Zinn in etwas besser zugerichteten Speisen: so hat die Republick in ihrem Wohlstand ausgesehen, erinnert hier der kluge Wirth. Die dritte Tracht erschien mit einigen köstlichen Gerichten und Beyessen mit verschiednen Gefässen und Geschirren von Silber: so hätte es auch, war die Anmerkung des Herrn Hoofs, noch angehen mögen. Da aber die vierte und letzte Tracht in lauter Silber und fein Porcellan, mit allerhand süssen Naschwerk und fremden Weinen aufgetragen wurde, da waren dessen Worte diese: So

muß

muß die Republick zu Grund gehen. Diese Geschichte ist sehr lehrreich.

Der Staat von Holland hat mehr Einkünfte, als ein grosses Königreich und dennoch fehlt es immer an Geld: ja der Statt steckt oben darauf noch in grossen Schulden. Dieses zeiget, daß die Haushaltung der Holländer, so gut sie auch sonst die Rechenkunst verstehen, doch nicht wohl eingerichtet seyn müsse. Das Volk wird mit steten grossen Ausgaben beschweret, die Zölle und Accisen sind so scharf, als irgend in einem monarchischen Staat: man reitet und fähret kaum eine halbe Stunde Wegs, so wird man angehalten und muß Weggeld, Brückengeld, Passagiengeld, Kopfgeld, Schlagbaumgeld und ich weiß nicht was noch mehr bezahlen. Der Abgaben und Gelderpressungen sind so viel und mancherley, daß es mich wundert wie der Holländer, seiner Freyheit zu Ehren, so viele Vexationen ertragen kann; dann er ist von Natur ein wenig wild, und wenn er einmal aufgebracht wird, so ist er nicht leicht zu bändigen. Das Bild der Freyheit ist sein Abgott dieses muß man bey ihm nicht antasten.

Wenn die Haushaltung in Holland besser eingerichtet wäre, so würde kein Land in der Welt solches an Macht und Reichthum übertreffen. Der Hauptfehler, wie auch in allen andern Staaten ist dieser, daß diejenigen, welche die Aemter und gemeine Gefälle zu besorgen

gen haben, zu viel auf ihren eignen Nutzen bedacht sind, die einträglichsten Dienste unter sich und ihren Freunden theilen, oder auch wohl gar verkauffen. Also ist es schon genug, wenn man z. E. den Burgermeister zu Amsterdam zu seinen Verwandten hat, um zu einem guten Dienst zu gelangen, man mag demselben gewachsen seyn oder nicht. Hierdurch werden viele Leute auf Unkosten des Staats reich und groß, und vermehren die Misbräuche, welche das Gifft der Republicken sind; indem ein jeder nach Masgebung seines Hochmuths und seiner Einkünfte sich vieles vor andern ehrlichen Leuten heraus nimmt. Viele Dienste, die einträglich aber niederträchtig sind, haben die Vornehmen gleichfalls an sich gezogen, und halten zu derselben Verrichtung ihre eigne Leute, die hernach auch der Staat besolden muß. Auf solche Weise vermehren sie nicht allein die Aemter, sondern weil der Pracht und die Ueppigkeit alle Haushaltungen und Lebensarten täglich kostbarer macht, so werden auch die darauf gesetzte Besoldungen erhöhet. Folglich was sonst nur hundert erfordert hat, das kann der Staat jetzo kaum mehr mit tausend bestreiten.

Ich rechne auch zu den fruchtlosen und schweren Unkosten der Holländer die Unterhaltung vieler unnöthiger Dämme, Schleussen, Brücken, Alleen und dergleichen, die sonst zu weiter nichts dienen, als daß sie eine Menge müßiger Tagdiebe unterhalten, welche doch viel besser, insonderheit zu Soldaten, könnten gebraucht wer-

werden; anstatt daß man alles fremde Lumpengesind. in Kriegszeiten mit schweren Kosten anzuwerben pfleget. Ich halte dieses für eine Hauptregel in der Staatskunst der Republicken, daß man so wenig öffentliche Auflagen mache, als es möglich ist, damit man den Bürgern die Freyheit und zugleich auch dabey die Annehmlichkeit erhalte, sich leicht zu nähren und fortzubringen. Ich wolte dieses wohl ein rechtes Staatsgeheimniß nennen, wann es uns die vernünftige Natur nicht selbst auf die einfältigste Weise lehrte. Dann ein Staat ist nie reicher, mächtiger und unüberwindlicher, als wann die Einwohner die Früchte ihres Fleisses in einer ungestöhrten Freyheit geniessen, und keine andre Staatsregeln zu seiner Erhaltung vonnöthen hat, als seinen eignen blühenden Wohlstand. Nur Policey, nur Ordnung, so ist alles gut. Die schlimmste Politic ist hingegen diese: Wo man das Volk mit vielen öffentlichen Abgaben drücket und solches in dem ruhigen Besitz seiner freyen Güter störet. Die vielen Beamte, Zöllner und Sünderknechte, wie sie die Schrifft nennet, die solche von dem Volk erheben müssen sind gleichsam die kleine privilegirte Tyrannen des gemeinen Volks, und nicht selten auch dessen grosse Diebe.

Hierzu kommt auch noch die Unterhaltung des Kriegsstandes. Dieser ist so schlecht eingerichtet, als kostbar. Die reichen Holländer halten insgemein die Kriegsdienste für etwas so verächtliches, daß sie ihre untaugliche Söhne

ne damit bedrohen, sie zu Soldaten zu machen, und ihnen, wann sie nicht gut thun wolten, eine Hauptmanns- oder Fähndrichsstelle zu kauffen. Sie können nicht so viel Soldaten in ihren eignen Provinzen aufbringen, als sie zu Beschützung ihres Staats vonnöthen haben, sie müssen sich deswegen meistentheils mit Teutschen behelffen. Unter ihren Generalen und Kriegsbefehlshabern sind viele vornehme Herren, Prinzen, Grafen und Freyherren, welche die stattlichen Besoldungen, die sie von den Holländern ziehen, an ihren eignen Höfen und auf ihren Gütern verzehren. Auf diese Art streichen jährlich unzehlich viele schöne Ducaten über die holländischen Gränzen, dann die wenigsten von diesen Herren halten sich in Holland auf, ja viele kommen gar nicht einmahl hin, als in Kriegszeiten, und geniessen gleichwohl ihren Sold beständig fort. Vielleicht aber steckt hierunter eine heimliche Politic. Vielleicht gönnet eine Familie nicht der andern die hohe Ehre eines Feldherrn; vielleicht fürchten sie, einige möchten sich deswegen zu viel heraus nehmen ꝛc. Vielleicht suchen sie dadurch die teutschen Höfe desto genauer mit sich zu verbinden, damit sie ihnen im Fall der Noth ihren Beystand und ihre Soldaten zukommen lassen, welches diese ohnedem gerne thun, weil mit den holländischen Ducaten in Teutschland viel auszurichten ist. Kurz: viele Köpfe, vielerley Absichten.

Die Schweitzer haben als rechte Republicaner hierinnen eine ganz andere Politic. Sie unterhalten weder fremde Soldaten noch Kriegshäupter: Sie trachten vielmehr selbst in Diensten von ihren Nachbarn zu kommen und bey ihnen den Krieg zu lernen: sie erwerben dadurch grosse Vortheile. Erstlich sparen sie ihr Geld, und verdienen noch etwas rechts dazu. Zweytens vermeiden sie die gefährliche Pracht der Höfe, welche von der Aufführung der Fürsten und Grossen unzertrennlich ist; und drittens lernen sie auf Unkosten ihrer Nachbarn die Waffen führen und im Fall der Noth ihr eigen Vaterland vertheidigen. Es ist wohl keine Frage, ob hierinnen die schweitzerische Staatsklugheit der holländischen vorzuziehen sey? Keine Republic kann bestehen, wo sie nicht in sich selbst den Grund ihrer Erhaltung und die Macht hat, sich im Nothfall gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Die blosen Reichthümer machen die Sache nicht aus; sie geben nur Anlaß zur Pracht, zur Ueppigkeit und zur Schwelgerey. Es gehöret Policey, Ordnung und Tapferkeit dazu, wann ein Staat in ruhiger Eintracht, bey einem blühenden Wohlstand, sicher seyn soll. Die Schätze und Reichthümer, ohne Tugend, machen ein Volk weichlich und zaghaft, die Feinde aber lüstern; denn es krieget sich nirgend besser, als in solchen Ländern, wo reiche Einwohner sind. Frankreich kann deswegen mit ungleich mehr Vortheil die Waffen in den Niederlanden

den als in Savoyen führen; wo das ganze Herzogthum kaum so viel aufbringen kann, als dorten zwey einzige Städte.

Man hat ferner auch dieses an den Holländern auszusetzen, daß sie überhaupt wenig Lebensart besitzen und sich von den schönen Trieben der wahren Ehre, der Großmuth und der Liebe für das gemeine Wesen, allzusehr entfernen. Sie haben eine niederträchtige Art zu denken; und wo sie in dem Umgang mit andern Menschen nicht die Hoffnung zu irgend einem Gewinn entdecken, da bleiben sie unbeweglich. Alle ihre Worte, alle ihre Schritte, ja alle ihre Höflichkeiten, wann sie sich bis dahin herunter lassen, sind nach dem Nutzen abgemessen, den sie sich von einem versprechen.

Ich war unter andern einem vornehmen Kaufmann in Amsterdam auf das beste empfohlen. Als ich ihm mein Schreiben überbrachte, war er von seinem Schreibtisch aufgestanden und empfieng mich sehr freundlich. Die erste Frage, die er mir that, war, was ich für ein Negocie hätte. Als ich ihm darauf antwortete, gar keines, verzog er sein Gesicht: Wie myn Heer, keen Negocie? Er setzte darauf sein Käpgen wieder auf, gieng nach seinem Schreibtisch und sagte mir, ich könnte das angewiesene Geld in Empfang nehmen, wann ich wollte. Dieses war alle Höflichkeit, die mir mein so wichtiges Empfehlungsschreiben zuwegen brachte; ohnerachtet ich diesem Kaufmann, so wie man

mir es scharff eingebunden hatte, nicht anders, als wie einem vornehmen Cavalier meine Ehrerbietung bezeigte.

Selbst der Adel, der in Holland noch einen starken Antheil an der Handlung hat, zeiget noch viel ungeschliffenes in seinen Sitten. Das holländische Frauenzimmer im Gegentheil scheinet hierinnen die Ehre der ganzen Völkerschaft zu retten. Es hat etwas überaus sudes und gefälliges in seinem Umgang und zeiget insonderheit gegen Fremde eine grosse Güte und Leutseligkeit.

Ueberhaupt bekümmert man sich in Holland nicht viel um den Adel, weil die Wohlfart des Staats allein auf den Commercien beruhet. Ein angesehener Kaufmann hat hier gleiches Ansehen, als ein Edelmann von sechszehen Ahnen: Ja das Geld allein giebt dem einen vor dem andern noch den Rang: Und es würde einem steiff gepuderten und mit Gold beschlagenen jungen Reichsbaronen übel genommen werden, wenn er einem alten Pels, Schmidt und dergleichen in Amsterdam sich vorsetzen wolte. In der That sind dieses auch grosse Leute, die dem Staat mehr nutzen als 20. Reichsbaronen. Einsmals traf ich im Haag in Gesellschaft den Herrn von G. * * an, dessen Abkunft so edel ist, wie der Kayser. Der gute Mensch stand hinter der Thüre und wagte sich kaum an einen Spieltisch zu machen, wo unter andern ein junger Mensch, der auf einer Schreibstube in Amster-

ster Dank dienete, sich das Ansehen von einem jungen Marquis zu geben wuste. Es ist wahr dieser hatte feinere spitzene Manschetten und ein wenig mehr Klingklang auf den Kleidern als jener, der sich im Gegentheil heimlich stolz damit trösten konnte, daß wann ein solcher Amsterdammer Contorjunker an einen heßischen oder sächsischen Hof kommen solte, man ihm nicht einmal den Zutritt an denselben verstatten würde.

Alle Ehre und alle Verdienste werden in Holland nach dem Gewicht des Geldes abgewogen; Es gilt keine Weisheit, die nicht von diesem Metall glänzet. Man achtet keine Tugend, wann sie nichts einträgt, und man macht sich eben so wenig aus dem Adel und aus grossen Herren. Wer nur Geld hat, der ist vornehm, der hat die besten Ahnen, mit einem Wort, der ist alles, was er seyn will.

Wenn man unsern grossen Herren ein wenig Demuth beybringen wolte, so müste man sie bereden zuweilen eine Reise in Holland zu thun; denn die Holländer wissen so wenig von den Gnaden, Excellenzen und Durchlauchtigkeiten, daß sie mit einem Fürsten wie mit einem andern ihres gleichen reden. Wat will die Kerls, heisset es wann einer sich ein Ansehen zu geben vermeynet.

Der Titel myn Heer ist alles womit ihre Höflichkeit, auch die grösten Menschen ehret. Der vornehmste Mann ist bey ihnen der Burgermeister von Amsterdam. Als der König

nig von Preussen, Friederich der I. die Reise in Holland that, und nach Amsterdam kam, lief das gemeine Volk hauffenweiß hinzu, um dessen prächtigen Aufzug zu sehen. Wo ist dann der König? fragten einige, weilen sie ihn unter einem so grossen Gefolg nicht unterscheiden konnten. Siehe da, sprachen andre, da sitzt er in der grossen goldnen Kutsche: Wie rief einer darüber aus: Wel daar, dit kleine Mannt je ? doet hy niet so groot als of hy Burgemester van Amsterdam was.

Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Sitten der Holländer nicht allgemein sind; wie sie aus vielerley Völkern zusammen gesetzt sind, so sind auch ihre Manieren und Lebensarten von einander unterschieden. Wenn man von einem Land redet, so gelten die Anmerkungen nur die Sitten überhaupt und nicht einzeler Personen ihre. Haag allein macht in Ansehung der Lebensweise schon eine grosse Ausnahme. Dieser Ort ist eine Schule der Höflichkeit und eine Versammlung der artigsten Leute.

Der Pöbel in Holland ist alles was man sich rohes und wildes einbilden kann. Dieser Jan Hagel, wie man ihn zu nennen pflegt, ist fast nicht zu bändigen. Er macht, insonderheit zu Amsterdam, bey Nacht sogar die Strassen unsicher. Er hat schon die grösten Empörungen verursachet, und weil er meistens aus Bootsvolk und müßigem leichtfertigen Gesindel bestehet, so hat man noch kein Mitteln ausfinden können, dessen

dessen Wuth und Zaumlose Wildheit in den Schranken zu halten. Es ist dieses ein allgemeines Uebel in den grossen Handelsstädten, welche denen vollblütigen Cörpern gleichen, die allerhand gefährlichen Zufällen unterworffen sind.

In der platonischen Republic wie auch in des Thomas Mori Utopia waren keine so grossen Handlungen und Seefahrten. Diese gelehrte Leute wolten ihre Bürger hauptsächlich nur mit dem Ackerbau, mit der Viehzucht und mit der Handarbeit beschäftiget wissen: Sie setzten die Wohlfart der menschlichen Gesellschaft in der Beobachtung des Schönen und Guten, und in einer gleichmäßigen Entfernung des Mangels und des Ueberflusses. Allein dieses sind Grillen einiger Weltweisen, mit denen wir uns hier nicht aufhalten wollen. Die Welt will Geld haben. Darzu dienet die Negocie.

Auf dem Land und in den kleinen Städten ist der Aufenthalt viel sicherer und bequemer, als in Amsterdam, Rotterdam, Leiden und in andern grossen Plätzen. Wenn ich an einem Ort in Holland wohnen solte, so wehlte ich mir Utrecht, oder eine nächst am Vechtstrom gelegene Hofstädte.

Die Seeluft ist hier schon ein wenig gebrochen, die Winde rasen nicht mit solcher Wuth, als im Haag und andern der See nahgelegenen Orten. Das Land da herum ist fruchtbar, die Stadt

ist wohl gebauet, die Einwohner sind die gesitteten unter den Holländern; der Pöbel wird darinnen kaum gespüret, weil an diesem Ort wenig Handlung getrieben wird; Er ist ein Sitz der Musen und vornehmer Leute, welche die Bequemlichkeit, und ein stilles ruhiges Leben vor den besten Genuß ihrer Reichthümer halten. Die Lustplätze, Mayerhöfe, Gärten, Alleen, Canäle und Wiesen, womit es umringet ist, machen den Aufenthalt dieses Orts überaus angenehm; zumahl da man gemächlich von da aus in einem Tag an alle Oerter in Holland ohne schwere Kosten gelangen kann; es sey zu Wasser oder zu Land. Mit einem Wort, Utrecht ist der freundlichste Ort in gantz Holland.

Etwas finde ich in diesem reichen Land noch anzumercken. So viele Hospitäler, Armen- und Waysenhäusser auch allenthalben darinnen angeleget sind, welche von der Religion und den guten Anstalten der Holländer in dergleichen Sachen unverwerffliche Kennzeichen abgeben, so findet man doch noch allenthalben Bettler. Aber Bettler, nicht wie in andern Ländern, zerlumpt, zerrissen, nackend, blos und elend; nein, diese werden auf offener Strassen nicht gelitten; sondern es sind solches Bettler, die insgemein wohl gekleidet gehen und die es demjenigen noch zur Ehre rechnen, dessen christliche Liebe sie um ein Allmosen oder Beysteuer ansprechen. Es sind solches Spieler, Müßiggän-

gänger, Taugenichts, Landstreicher; Leute, die durch allerhand Abendtheuer sind an den Bettelstab gerathen und die nicht selten auf eine verzweifelte Art unsern Beystand begehren; denn da in Holland ein Zusammenfluß von allerhand Menschen ist, so macht auch diese Art von Leuten dieses Allerhand vollkommen.

Man ist übel daran, wenn man in Holland nicht die Art des Lands und die Sprache weis; man wird nicht allein von jedem Lumpengesind betrogen, sondern noch darzu unter der Nasen ausgelacht. Geht man aus einem Schiff, so lauffen einem wohl zehen dergleichen Lotterbuben nach dem Gepäcke; der erste der solches zu fassen kriegt, nimmt es und marschiret damit davon; will der Fremde nicht hurtig sein Quartier anzeigen, so kann er dem Träger nachlauffen und zusehen, wo er ihn hinbringt.

Die Holländer verbrennen aus Mangel von Holz ihre eigene Erde, welche sie Turff oder Dorff nennen. Den leren Raum wo sie solchen ausgraben, erfüllen sie mit Wasser und daraus werden Canäle, welche ihren Ausgang in die See haben. Wann also die Ausrechnung des Epicurs richtig ist, daß in der Welt mit der Zeit, wo jetzt das Meer ist, Land, und hinwiederum wo Land ist, Meer seyn werde; so dürfte der Abgang des Erdreichs am ersten in Holland sich äussern; wo anders die Zeit nicht fehlen wird, und die Holländer fortfahren solten, ihr eignes Land in Asche und Wasser zu verwandeln.

Sca-

Scaliger caracterisiret schon zu seiner Zeit die Holländer nicht zum besten. Er nennet sie heßliche, geitzige und undankbare Leute, welche saumselig, träg und unflätig im Essen und Trinken wären. Von dem ersten kann man sie, wie ich schon oben erinnert, nicht gänzlich frey sprechen. Viele Freygebigkeit und Gastfreyheit muß man bey ihnen nicht suchen: Allein was die Reinlichkeit in ihren Häussern und ihren Geschirren, wie auch in ihrer Leinwand betrifft, so findet man kein Volk in der Welt, das sie darinnen übertrifft.

Von ihren Gelehrten urtheilen die einbildische Franzosen eben so verächtlich; sie meynen nicht daß unter einer so groben und stets mit Dunst und Nebel angefüllten Lufft auch feine und muntere Geister spielen und etwas artiges, lebhafftes und scharffsinniges hervor bringen könnten. Sie reden von ihnen, wie ehemahls die spitzfindige Griechen von den Phrygiern.

Vervecum in patria crassoque sub aëre nati.

Allein wenn die dicke schwere Lufft die Wirksamkeit munterer Geister hemmte, wie kommt es dann daß die Gelehrten und Franzosen, welche in diesen glückseligen Provinzen ihren Schutz und Aufenthalt gefunden, nichts von ihrem Witz und ihrer Lebhaftigkeit dadurch eingebüsset haben? Wolte man sagen, es stecke dieses in dem französischen Geblüt: Wie, daß sich solches dann durch die Länge der Zeit und durch die Vermischung mit dem holländischen nicht

nicht ein wenig ausartet? Wir bewundern vielmehr noch stets die schönen Schrifften welche in Holland von französischen Verfassern an das Tageslicht kommen, und wann wir billig urtheilen wollen, so könnte man sagen, daß dieselben von der schweren holländischen Lufft gleichsam etwas gründliches bekommen und ihr sonst allzufeuriges und oft neben auslodernndes Wesen durch einen Zusatz von Feuchtigkeit glücklich temperiret hätten. Wenn ich sagen wolte, daß mir die Gedichte der Holländer so wohl gefielen als der Franzosen oder Italiäner ihre, so würde ich wieder meine Empfindung sprechen. Die holländische Sprache scheinet mir durchaus nicht zur Poesie geschaffen zu seyn, und wenn sie ihre Helden auf der Schaubühne gleich noch mit einem so prächtigen Thon aussprechen lassen, so hat sie doch etwas das nicht ernsthaft genug klinget; doch mag dieses nur meinen hochdeutschen Ohren so vorkommen, welche an ein so weichliches und quacklendes Gethaale nicht gewohnet sind; dem ungeachtet aber so liebe ich einen Cats in seiner natürlichen Beschreibung des Buyten Levens weit mehr, als einen schwermenden Voiture, Le pays und andre dergleichen französische Beaux Esprits, welche um alles lächerlich zu machen, selbst lächerlich werden. S. Evremond wäre vielleicht in der feinen Pariser Lufft unendlich mehr ausgeschweifft, als in London, wo Dufft und Nebel sein allzuflatterndes Feuer ein wenig zu dämpffen schien; und Bayle hätte vielleicht in Frankreich nicht so viel Sitzfleisch gehabt, als in Holland, so grosse und wichtige Werke

zu

zu schreiben. Mit einem Wort, die Lufft in Holland ist den schönen Geistern ganz und gar nicht zu wieder, und man könnte allenfalls denen Gelehrten aus andern Ländern ein Verzeichnis gelehrter Holländer in allen Wissenschafften entgegen setzen; daß es schwer fallen solte zu entscheiden, welchen darunter der Vorzug gebühre.

Erasmus und Grotius allein, nebst der berühmten Jungfer Schurmann sind genug uns mit Ehrerbietung zu erfüllen. Was waren Arminius, Gomarus, die Voßii, die Heinsii, Tenmarus, Grävius, Gronovius, Coccejus, Voetius, Burmann, Vitriarius, Beverwiek, Börhaven u. s. w. für grosse Leute? Ihrer geschickten Poeten, deren eine Menge sind, nicht einmal zu gedenken.

Ich habe hierbey Gelegenheit, noch eine Anmerkung zu machen, deren gründliche Entwicklung ich von unsern Naturforschern erwarten will. Ich beobachte nemlich, daß es fast durchgehends in denen an der Norder See gelegenen Ländern, aufgeräumtere und zu den schönen Wissenschafften aufgelegtere Köpfe gebe, als in denen Gegenden, die von der See entfernet sind; da doch unstreitig die Lufft hier viel feiner, zärter und subtiler, wie im Gegentheil an der See dicker, schwerer und feuchter ist. Hierzu kömmt daß in diesen Seeländern, weil da kein Wein wächst, die Leute meistens Bier trinken. Solte man hieraus nicht gegen alle bisherige

Mey-

Meynung schliessen, daß der Wein unter einem reinen und warmen Himmelstrich, weniger Geist und Scharfsinnigkeit, als das Bier in einer dicken und schweren Luft gebe?

Man nehme zum Exempel den ganzen grossen Landstrich vom Rhein bis an die ungarischen Gränzen mitten durch Teutschland durch: Als nemlich die Rheinländer, die Schwaben, die Franken, die Bayern, die Oesterreicher, wo allenthalben Wein getrunken wird und die gedeylichsten, fruchtreichsten Gegenden unter einem gelinden Himmelstrich gefunden werden. Man nehme, sage ich, diese weite und bewohnte Gegenden und vergleiche die Schrifften ihrer Gelehrten, Weltweisen und Poeten mit denjenigen, welche in dem nordischen Teutschland an das Licht gekommen sind; so wird man darunter, wenn man anders ohne Partheylichkeit die Sache beurtheilen will, einen sehr merklichen Unterscheid finden; besonders in der Dichtkunst, welche das vornehmste Kennzeichen von einer lebhaften und feurigen Erfindungskraft ist. Die Poeten wollen einmal in obgenannten Ländern nicht anschlagen.

Ich komme von dieser kleinen Ausschweiffung wieder auf die Holländer; dieselben besitzen, nebst einer natürlichen Fähigkeit zu den Künsten und Wissenschafften, noch viele andre Tugenden und gute Eigenschaften, welche zu der Erhaltung ihres Staats vieles mit beytragen. Ich rechne darunter ihre Mäßigkeit, ihren Fleiß, und ihre

Mildthätigkeit gegen die Armen; vornemlich aber ihre treffliche Einsicht in allen Handlungssachen. Sie besitzen auch gleiche Geschicklichkeit zu allerhand Fabricken und Handarbeiten. Ihre Tücher, ihre Stoffe, ihre Bleichen, ihre Druckereyen, ihr Papier bringen der Republick unsägliche Summen ein. Ich bewundere insonderheit ihre kostbare Kupferstiche und Bücher, auf deren Verlag sie mehr zu verwenden pflegen, als ein Volk in der Welt. In der Seefahrt haben sie es ebenfalls am weitesten gebracht: sie sind die besten Schiffleute und Schiffbaumeister. Ein kluger Steuermann, der ein paarmal über die Linie gestrichen, macht einen, wenn man ihn reden höret, ganz demüthig. Er giebt den grösten Weltweisen und Mathematikern aufzurathen. Er spricht von der Stern- und von der Naturkunde auf eine Art, daß man ihn mit Verwunderung anhöret.

Man muß es also in Betrachtung so vieler guten Eigenschaften den Holländern nicht so übel nehmen, wenn sie in ihrem Umgang nicht diejenige Leutseligkeit blicken lassen, welche man sonst von artigen und belebten Leuten erwartet. Leute die immer mit Ziffern und grossen Ausrechnungen beschäfftiget sind, gleichen etwas denen tiefsinnigen Philosophen, die eine Aufgabe aus der Algebra vor sich haben: sie sehen ein wenig finster um die Augen.

Ich beziehe mich im übrigen auf dasjenige, was ich schon anderwerts von dieser wichtigen Republick hin und wieder besonders in meinen freyen Gedanken angemerket habe. Auch beziehe ich mich auf die schönen und leßwürdigsten Nachrichten, welche meine beyde hochgeschätzte Freunde, der Herr Hofrath von Nemeitz in seinen vernünftigen Gedanken T. III. und Herr de Beaumarchais in seiner Beschreibung von Holland herausgegeben haben.

VIII.

Die Schweitz.

Im Jahr 1719. und 1724.

Cum Cæsare aut depugnandum est, aut habenda è lege ratio. Depugna inquis, potius quam servias: ut quid? si victus eris proscribere. Si viceris tamen servias.

Cic. ad Att.

Wenn man ein freyes und glückseliges Volk sehen will, so muß man in die Schweitz reisen. Es ist zu verwundern, wie so verschiedene Menschen in der Religion, in den Sitten und in der Sprache ungleich, sich mit einander in eine so genaue und unverbrüchliche Vereinigung haben einlassen können, daß daraus eine so mächtige Republick, wie die Schweitz, entstanden ist; deren Bande nun desto

dauerhafter sind, je mehr sie aus Einfalt und Neigung zur Freyheit sind zusammen geflochten worden. Dieser edle Trieb allein, hat ein so grosses Werk zu Stand gebracht und diese tapfere Völker vereiniget. Das unerträgliche Joch, darunter sie vor vierhundert Jahren geseufzet haben, hat dergestalt ihren Muth entzündet, daß sie solches mit Macht vom Halse schüttelten. Der erste Schweitzerbund wurde im Jahr 1315. errichtet; zu welchem sich hernach viele benachbarte Gegenden schlugen und die Berner den Theil von Burgund eroberten, welcher heut zu Tag die französische Schweitz genennet wird.

Alle diese Länder sind zusammen auf eine Art miteinander verbunden, daß es gleichsam eine Unmöglichkeit scheinet, sich von einander zu trennen. Wie solches die oftmaligen Bewegungen in der Religion gezeiget haben, welche, so wütend sie auch immer waren, doch die Verbindung der löblichen Eydgenossenschaft nicht aufheben konnten. Diese Probe ist statt aller andern, und zeiget von der unbeweglichen Grundfeste des schweitzerischen Staats.

Keine Länder in der Welt sind besser zu einer freyen Repubiick gelegen. Die Natur hat sie gleichsam mit unersteiglichen Mauren umgeben. Ihre eigne Nachbarn beschützen sie durch ihre Eifersucht, indem es einem jeden nachtheilig seyn würde dem andern einen Flecken davon zu gönnen. Alles ist darnach eingerichtet, dieses freye

Volk

Volk gegen die Einfälle auswärtiger Feinde zu bedecken. Einige meynen, die Schweitz hätte ihre gröste Sicherheit ihrer natürlichen Armuth zu danken; denn sie hat ausser einigen Eisengebürgen, und ihrer fetten Weyde in den Thälern, wenig Schätze. Allein diejenigen, welche so urtheilen, kennen den wahren Werth der Länder nicht. Die ganze Schweitz, auch in den wildesten Gebürgen, ist voller Menschen; diese sind die wahren Reichthümer eines Landes. Was kann man nicht mit ihnen ausrichten, zumahl mit solchen, die frisch, gesund, arbeitsam, redlich und beherzt, wie die Schweitzer, sind?

Ein Schweitzer ist ein Holz aus dem sich alles schnitzen läßt. Doch mit Unterscheid: es giebt auch viele unnütze Pengeln in einem Wald. Die Menschen sind aller Orten untermengt: die Schweitzer gehören unstreitig mit unter diejenigen Völker, die am nutzbarsten sind. Sie halten auf Treue und Redlichkeit; und pflegen deswegen auch bey andern Völkern im Krieg, wie auch an den Höfen zur Leibwache gebraucht zu werden. Wiewohl diese letzte Gewohnheit zu unsern Zeiten sehr abgekommen ist, dergestalt daß an denjenigen, die man Schweitzergarden nennet, fast nichts mehr, als die Bärte und die Flüderhosen schweitzerisch sind. Allein mit den schweitzerischen Soldaten, welche sowohl in französischen als in holländischen Sold stehen, ist noch etwas rechts auszurichten. Bey den Holländern sind unstreitig die schweitzer Regimenter noch die besten.

Ich wüste im übrigen nicht, in welcher Sache die Schweitzer weniger Geschicklichkeit haben solten, als andere Völker. Sie sind bey wenigen Schätzen reich, weil sie vergnügt sind. Die Gaben der Natur und die Mäßigkeit, welche ihnen an vielen Orten die Armuth selber lehret, macht sie ohne Kummer leben und kein schweres Geblüt sammlen. Ein paar Kühe und ein paar Ziegen sind zu einer ganzen Haushaltung genug. Was den Ackerbau anlanget, so kann man bey ihnen recht in die Schule gehen. So steil und felsigt auch ihre Höhen sind, so haben sie doch Mitteln gefunden hin und wieder auf denselben Weinstöcke zu pflanzen oder Furchen zu ziehen. Diese an den Bergen hängende Plätze und Felder sind mit so vielem Fleiß als Kunst verfertiget, und mit einer Steinwehr unterbauet. Ich kann nicht läugnen, ich habe besonders in den savoyischen Alpengebürgen diesen mühsamen Ackerbau mitleydend angesehen. Der an Pflug gespannte Ochse muste bergan klettern und zugleich ackern. Wenn man dieses seltsame Fuhrwerk sahe, so graußte einem davor; es schien, als ob Mann und Ochs und Pflug Gefahr hätten in die Tieffe zu stürzen; allein Thier und Menschen sind es so gewohnet und darzu von Jugend auf abgerichtet. Noth und Mangel haben tausend Sachen in der Welt gelehrt, die unmöglich schienen; die Frucht, die noch über dem auf diesen steinigten Gründen mit einer solchen sauren Mühe gezogen wird, ist wie man leicht denken kann, mager, leicht und schlecht; die Düngung müssen die Menschen an vielen Orten auf dem Rücken

hinaufschleppen: es ist also in diesen Ländern ein elender Ackerbau, dem ungeachtet so isset man doch in der Schweitz das schönste Waitzenbrod, und lebet dabey so herrlich und so vergnügt als irgend in einem Land in der Welt. Der vortreffliche Schweitzerpoet sagt deswegen von seinen Landsleuten sehr artig:

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geschicke
Der Lasterreiche Quell, den Ueberfluß versagt,
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

Wir müssen einen sehr grossen Unterscheid machen unter der teutschen und unter der sogenannten französischen Schweitz, dem Pays de Veaux und was an Burgund gränzet: Hier hat die Schweitz ein treffliches Ansehen, und streitet mit den schönsten und fruchtbarsten Ländern um den Vorzug. Hier ist Milch und Honig. Hier ist Korn und Wein. Hier sind allerhand Gattungen Früchte im Ueberfluß. Die Gegenden um den genfer, neuchateller und murtner See, bringen alles was ein Land bringen kann. Hier ist es eine Freude das grosse und kleine Vieh auf fetten Triesten weiden zu sehen. Allein ich muß auch sagen, daß man hier einen eben so grossen Unterscheid in den schweitzerischen Sitten bemerket. Die Einwohner dieser glückseligen Thäler

sind viel lebhafter und wollüstiger, als in den rauhen Gebürgen. Der Ueberfluß reitzet die Sinnen zur Unmäßigkeit. Das Blut wird erhitzt und unrein. Die Begierden werden heftiger, die Laster ausschweiffender und die Ausschweiffungen gefährlicher. Wir haben also zweyerley Schweitz und zweyerley Schweitzer; weil aber die teutsche rauhe Schweitz den grösten und beträchtlichsten Theil der Eydgenossenschaft ausmacht, so wird auch, wenn man von der Schweitz redet, unter diesem grösten Theil das Ganze verstanden.

Wir haben oben von dem Fleiß der Schweitzer in Ansehung des Feldbaues Erwehnung gethan. Dieser Fleiß zeiget sich nicht minder in Ansehung der verschiedenen Gewerbe und Handthierungen, welche zur Nothdurfft und zur Gemächlichkeit des menschlichen Lebens dienen. Die Städte sind voller Handwerksleute und Fabricanten, die beydes in Wolle und Leinwand die beste Arbeit machen. Insonderheit hat sich die Stadt Zürch darinnen vor andern hervor gethan. Diese einländische Manufacturen und Fabricken geben einen trefflichen Stoff zur Handlung, welche vornemlich in Genf, Zürch, Basel und Schaffhausen starck getrieben wird. Auch haben die Schweitzer ihre eigne Messen und Jahrmärckte zu Zurzach, wo ein Zusammenfluß aller Waaren ist, und alle nur mögliche Handlung getrieben wird. Es ist wahr, daß diesen Bergländern, an und für sich selbst die Natur die wenigsten Vortheile zur Handlung verliehen hat,

dann

dann sie müssen alles mit unglaublicher Mühe und schweren Kosten auf der Axe und auf Pferden über die an einigen Orten ganz unwegsame Gebürge schleppen: sie haben Mangel an Lebensmitteln; weil aber in diesen Gegenden die Menschen fruchtbarer sind, als der Erdboden, so siehet sich ein grosser Theil ihrer Einwohner genöthiget, ihre überflüßige Zucht ausserhalb Landes zu schicken, damit sie einander sich nicht selbst aufzehren möchten; dem ungeachtet aber, so blühen Handel und Wandel. Die Genffer bringen ihre Gallonen, ihre Seidenwaaren, ihre Bücher u. s. w. bis auf unsre Messen. Solte man sagen, daß sie eben so wohlfeil wären, als wenn sie uns zu Wasser aus Holland zugeführet würden? Was die Fracht über die Gebürge kostet, das fressen auf dem Rhein die Zölle.

Was die Sitten der Schweitzer betrifft, so werden sie insgemein für ein unhöfliches, rohes und grobes Volk gehalten. Die Franzosen singen:

La Suisse est encore plus affreuse
Qu'elle n'est rabotteuse.
Que son sejour est ennuiant!
Les Gens les plus polis sont des gros
paisans.

Allein, dieses Lied hat allem Ansehen nach ein französischer Petit Maitre gemacht: wie solte diesen Leuten ein Land gefallen, da sie fast nichts von neuen Moden, gallionirten Kleidern

Marquisen, geschminckten Puppen, Comödianten, Sängern, Caffe- und Spielhäussern und dergleichen finden? Micht dünkt die Schweitz wäre das rechte Land der Vernunft. Ich habe sehr viele artige und belebte Leute darinnen angetroffen. Ich fand an ihnen wenig von der rauhen und ungeschliffenen Art, deren man sie beschuldiget. Das andere Geschlecht hat bey aller seiner altmütterischen Tracht einen gewissen Schlag zur neuen Galanterie, den es sehr weit treibet. Basel, Bern, Solothurn, Lausane und Genf sind solche Städte, wo man die Schönen ja so zärtlich, lebhaft und empfindlich siehet, als irgend an einem andern Ort.

L'Amour est de tous pays.

Unter allem Schweitzer Blut aber wird das Baseler für das schönste gehalten.

Ueberhaupt macht die Freyheit das gemeine Volk ein wenig trotzig und ungesittet, auch hin und wieder wollüstiger und üppiger, als man es in diesen Ländern vermuthen solte. Ein Schweitzer aber, der eine Zeitlang ausser Landes gewesen und gereiset ist, der kann sich allenthalben sehen lassen. Insonderheit giebt es in obgenannten Städten wie auch in Zürch, Freyburg und Baden Leute von edler Lebensart, denen es weder an einer gründlichen Vernunft noch an Kentniß der Welt fehlet.

Die schweitzerische Sprache ist überaus hart und unangenehm; ja sie ist noch viel rauher und

wi-

widerwärtiger, als die harte Mundart der Tyroler und Oesterreicher: sie formiret tief in der Gurgel einen schnarrenden Thon und prasselt einem die Wörter mit ungestümmer Gewalt ins Angesicht. Das schöne Geschlecht verlieret einen grossen Theil seiner Annehmlichkeit, wann es sich in seiner natürlichen Sprache vernehmen lässet; die Vornehmen bedienen sich deswegen insgemein gegen Fremde nur der französischen Sprache, insonderheit zu Basel, Solothurn und Bern. Die Gelehrten haben bey ihnen selbst diesen Fehler vernünftig eingesehen: sie pflegen deswegen stark nach Halle und andern sächsischen Universitäten zu gehen und eine Zeitlang sich daselbst aufzuhalten; wie sich denn auch ihre besten Schrifftsteller bisher in ihrer Schreibart nach der sächsischen Mundart zu mustern befleissen; wiewohl ihnen noch immer etwas von dem Landgeschmack bleibet (*). Sehet hier eine kleine Probe von der ächten und wahren Sprache der Schweitzer: solche ist aus einer Predigt genommen, welche ein muthwillig sinnreicher Kopf einem Züricher Prediger in den Mund gegeben hat,

(*) Der berühmte Herr von Haller, der seinem Vaterland die grosse Ehre macht, hat seine Muse am ersten lernen rein teutsch schreiben; Drollinger hat solches zwar zu gleicher Zeit gethan: allein so schön und so erhaben er auch schriebet, so ist er sich doch nicht allenthalben gleich. Die beyde noch lebende schweitzerischen Dichter, Herr Bodmer und Herr Spreng drücken sich auch starck und glücklich aus, wobey Herrn Breitingers critischer Abhandlung mit Ruhm zu geden-

hat, die Worte lauten folgender Gestalt: Es chomma mir zallererst die hübscha Papista ä Chrind, die do sprächa mer hedid nit de rächta Chlauba und siget nit rächt evangelisch, as weimer nit au Brilla vn Nasaspiegel hätta, eba sowohl als sie, vn nit au läsa, sprächa und jäha könde, was der Text chlor vn luter zrächna git, jo mer chöntets haiter vn chlor ufwisa, daß mer Chnächt vn Diener des Worts, jo luter Samethansa Papischta sind, stöts dänn nit pur luter und chlor im Buechli Häschter, D. Chaza händ seltzame Näschter, Joannes erat prædicans in deserto. Sammethans war a Preycant, wo? in der Wüesti, mitta vnter de Papischta, as wie untet den rüssiga Wölfa, müeßt wohl der Tifel thue, wenmer nit aw luter Samethansa wäred, jo mir sind rächt schreyend Stimma in der Wüesti, u. s. w.

Solte man sagen, daß die Sprache der Schweitzer so sehr von dem reinen Teutschen abgieng? Denn obwohl die Gelehrten besser schreiben, so redet man doch nicht anders in der gantzen Schweitz. Der Schweitzer Witz hat etwas ausserordentliches. Ihre Art zu denken ist nicht gemein: sie gehen auf den Grund und urtheilen scharfsinnig, ohne daß es scheinet. Hier ist das Land, wo man die meisten Originalien findet, und wo man sich eine so grosse Ehre daraus macht frey zu denken, als frey zu leben. In der Naturwissenschaft bewunderte man zu meiner Zeit einen Scheuchzer in Zürich: In der Mathematic den Herrn Bernulli und dessen Sohn in Basel:

n den Alterthümern und Geschichten einen Isse-
, Harscher, Schirer und Waldkirch; in der
Gottesgelehrtheit Werenfels, Pictet, Turretin,
Osterwald und Roque; vieler andern, die ich
nicht gekannt habe, zu geschweigen.

Eine Anmerkung wird man mir nicht übel neh-
men. Wie kommt es, daß überhaupt in Teutsch-
and und insonderheit in der Schweitz die Pro-
estanten fast allein in den schönen Wissenschaff-
en sich hervor thun? da im Gegentheil in Frank-
eich und in Italien, wo gar keine Protestanten
ind, dieselben so weit getrieben werden? Die
Religion kann daran nicht Schuld seyn, sonst
würde sich gleicher Mangel und gleiche Bedürf-
nis auch in diesen Ländern äussern. Die Unter-
uchung dieser Frage würde mich allzuweit leiten.
Ich will die Entscheidung derselben gerne andern
iberlassen. Nur so viel hab ich wahrgenommen,
daß man nirgends freyer in Religionssachen ur-
heilet, als in der reformirten Schweitz, und
nirgend im Gegentheil die Satzungen der römi-
chen Kirche genauer beobachtet, als in der ca-
holischen Schweitz: Ja die Abwege bey beyden
Theilen gehen oft so weit, daß Vernunft und
Wahrheit, ja gar der bürgerliche Friede darun-
er leidet. Die Schweitz wäre noch so ruhig,
wann diese unglückliche Zwietracht sie nicht selbst
unter einander autriebe. Doch, so weit auch
beyde Theile in ihrer Verbitterung gehen, so ist
es gleichwohl zu verwundern, daß, so bald sich
fremde Nachbarn in ihre Händel mengen, sie
hurtig Friede machen, und sich diesem entgegen
stel-

stellen; nicht anders wie ein paar böse Eheleute, die sich einander schlagen und rauffen, und demjenigen, der abwehren will, den frechen Bescheid geben: Sie wolten sehen, wer ihnen verbieten wolte sich einander herum zu kratzen. Auf solche Weise halten die catholische und reformirte Schweitzer, aller ihrer Zänkereyen ungeachtet, auf ihrem einmal gemachten Bund.

Auf der Seite von Tyrol und Schwaben sind die Leute in der Religion noch so stumpf von Sinnen, daß sie die allerwesentlichste Begriffe davon mit dem gröbsten Aberglauben verwirren. Man erzehlet von ihnen, doch nur spottweise, die lächerliche Geschichte, daß, als einsmals die Ernde nicht nach ihrem Wunsch ausgefallen wäre, ohnerachtet sie das Bild U. L. Frauen noch so andächtig darum ersucht hätten, sie darüber sich entschlossen hätten, ihr den Dienst aufzusagen: Das Lied darüber beginnet also:

Anna Mareilli! Anna Mareilli!
Was gelts mer wenn dir truza
Wenn nimmer in Kirchen gon
Mer wenn aw nimmer bätta üser läbelon.

Die Kriegsverfassung in der Schweitz ist vortrefflich; und könnte allenfalls allen andern Staaten zu einem Muster der Nachfolge dienen, wann man nicht sowohl das Volk zu unterdrücken, als zu beschützen suchte. Sie haben beständig eine stattliche Anzahl versuchter Kriegs-Leute unter ihnen, welche ausserhalb Landes Dien-

ste

sie gethan und den Krieg gelernet haben. Der General Werthmüller, Erlach, Brentli, Stierler und andere mehr, haben ihrem Vaterland Ehre gemacht. Alle Bürger und Landleute, welche im Stand sind die Waffen zu führen, müssen im Nothfall Soldaten abgeben: sie werden darzu von Jugend auf angeführet, daß sie die Waffen handthieren und einem Feind entgegen ziehen können; der Canton Bern soll allein binnen 24. Stunden über zwanzig tausend Mann ins Feld stellen können.

Sie haben noch auf ihren Höhen ihre Holzstösse, welche, wenn sie angezündet werden, die Gefahr eines feindlichen Einbruchs in einem Zeitblick von einer viertel Stunde dem ganzen Land kund machen können. Das ist in der That eine treffliche Erfindung für die Sicherheit der ganzen löblichen Schweitz.

IX.

Kurtze Reisebeschreibung nach Savoyen und Turin.

Bey Gelegenheit der Heimführung der vermählten Prinzeßin von Hessen Rothenburg an den Kronprinzen von Sardinien.

Im Jahr 1724.

Tutissimam Regum custodiam non turribus, propugnaculis, moenibus, sattelliubus aut armis contineri sed amicorum præsidiis, civium benevolentia propriaque virtute; quibus quidem opibus regna & imperia non modo servari, verum in dies augeri ac propagari asserit.

Isocrat.

An einen guten Freund.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir eine ausführliche Nachricht, von meiner savoyischen Reise. Ich mache mir daraus ein Vergnügen Ihrem Befehl zu gehorsamen und mich derjenigen Abentheuer zu erinnern die mir auf dieser Reise begegnet sind.

Ein

Ein ungewöhnliches Stillsitzen machte mich ntschliessen die Prinzeßin von Hessen Rothen-)urg, als vermählte Braut des Kronprinzen von Sardinien zu begleiten. Ich meldete mich des-vegen bey ihrem von dem Casselischen Hof ihr nitgegebenen Großhofmeister, dem General Baron von Leutrum, und ersuchte denselben mich unter seinem Gefolg mitzunehmen. Dieses)estund aus wenig Personen: er hatte ausser sei-nen Bedienten niemand, als seiner Schwester Kind, den Baron von Elster bey sich. Die Abrede war, ihn in Basel anzutreffen.

Ich ritt den 5. August die Post über Worms, Speyer, Landau, Weissenburg, Hagenau, Straß-burg und Hünningen nach Basel, wo ich den 8ten Morgends ganz früh anlangte. Die Prin-zeßin hielte desselbigen Tages hier ihren Einzug. Dieses geschahe unter einem grossen Zulauff von Menschen, welche von allen Orten und Enden dahin gekommen waren, um eine in der Schweitz so ungewöhnliche Pracht mit anzusehen. Die Prinzeßin nahm ihre Einkehr in dem schönen Baadendurlachischen Pallast. Sie bekam hier ihren neuen Hofstaat und fande den ihrigen, der sie bis nach Basel begleitet hatte, zurück. Alle ihre Bedienten wurden wohl beschencket. Ihre neue Großhofmeisterin, welcher sie überge-ben wurde, war die Gräfin von St. Omar, eine hochmüthige Piemonteserin. Diese nahm sich gleich Anfangs bey der Prinzeßin sehr viel heraus, und schreckte sie vorläuffig mit allerhand Lehren und Lebensregeln.

Den

Den 11ten Aug. geschahe der Aufbruch von Basel. Man sahe hier bis auf Lichstall, wo die Prinzeßin das Mittagsmahl hielte, nichts als Menschen. Die Prinzeßin bediente sich auf ihrer Reise bald einer Kutsche, bald eines Tragsels mit 2. Maulthieren. Die ungeheure Menge von Menschen, welche aus der ganzen Schweitz zusammen gekommen waren, eine so wunderschöne Prinzeßin zu sehen, hatten alle Häusser angefüllet. Man hatte alle Mühe ein Nachtlager zu finden. Den ersten Abend muste ich mich zu Wallenburg, welches ein kleiner Ort ist, bequemen und in einer Mühle vor dem Thor einkehren. Das Klappern dieser Maschine wolte mir Anfangs keinen Schlaf verstatten. Die ermüdete Sinnen aber brachten ihn endlich so stark zuwegen, daß man mich den andern Morgen muste aufwecken lassen.

Den folgenden Tag wurden wir zu Bättstall von den Abgeordneten von Bern auf das beste bewirthet. Abends kamen wir nach Solothurn, wo abermals alles mit Menschen dermassen angefüllet war, daß wir kaum unter Dach kommen konnten.

Wir verliessen deswegen den dritten Tag zu Buren den Hof und eilten voraus. Wir kamen Abends nach Murten, wo es uns sehr wohl gieng, und wo ich insonderheit eine Freude hatte denen in der Menge dahin gekommenen

schwei-

chweitzerischen Damen das in Wachs posirte Bildnis der Prinzeßin zu zeigen. Sie konnten ich nicht einbilden, daß eine solche Schönheit n der Welt sey. Ich versicherte sie aber, daß ie das Original noch weit mehr bewundern würden. Man konnte allerdings mit Recht von dieser Prinzeßin sagen: Non est formosa, cuius crus laudatur aut brachium, sed illa, cuius universa facies admirationem singulis partibus attulit. *Sen. Ep.* 33.

Mir gefiel unterdessen in unserer Herberge die prächtige Aussicht auf den Murtner See. Ich betrachtete dieselbe auf einer an beyden Enden mit zwey Lusthäussern eingefaßten Gallerie, wo unten die Wellen bis an die Mauer schlugen. Beglükte Völker, dachte ich bey mir selbst, die hier in stolzer Freyheit wohnen und ihre Weinberge mit Ruhe bauen können.

Der General von Leutrum hatte hier mit mir nicht gleiche Gedanken. Er betrachtete diese schönen und fruchtbaren Gegenden mit einer großmüthigen Eifersucht. Er gönnete solche den Schweitzern keines wegs. Ces coquins, sprach er, possedent un si beau pays. Er meynte er wolte noch seinen Kopf mit dran wagen, wann der König von Sardinien, in dessen Diensten er ehmals war, die Eroberung davon unternehmen wolte. Dieser General besaß ausser seinem Soldaten-Handwerk wenig Wissenschaften. Von Krigssachen aber hörte ich ihn gerne reden; dann er sprach davon aus Erfahrung.

Wir frühstückten den 14. zu Bayerne, wo ich, weil mir das Fuhrwerk zu langsam gieng, bis nach Mudon voraus ritt. Wir bekamen daselbst einen lebhaften Streit wegen der Vorspann, die man uns geben solte. Ich erkannte bey dieser Gelegenheit, wie der Schweitzer auf seine Freyheit pochet, und daß bey ihm mit Drohen und Schelten nichts zu erhalten ist. Der General, der nur gewohnt war seinen Soldaten zu befehlen, konnte sich in diese seiner Meynung nach grobe Freyheit nicht schicken. Es fehlte wenig mehr, so hätten wir, an statt andrer Complimenten, eine Tracht Schläge bekommen. Ich nahm mir wieder ein Pferd und ritte damit ganz allein ein Stück Wegs voraus.

Es war schwülig warm; ich hatte nur ein dünnes Camisol auf dem Leib. Der Abend brach herein, als ich mich auf der prächtigen Höhe ein paar Stunden oberhalb Lausanne befand. Ich übersahe hier in einem unbeschreiblichen Entzücken den grossen Genfer See, der als ein lichter Cörper mit einem mit Blau schattirten Grund hervor schimmerte: Gegen über erhoben sich nach und nach die Savoyische, denen Wolken gleichende Alpen. Je mehr die anbrechende Nacht den Horizont mit Dunkelheit überzog, desto mehr Feuer und Klarheit umleuchtete denselben mit schnell abwechselnden Blitzen. Der Donner rollte durch die gepreßte Luft, und wiederschalte mit einem brüllenden Thon in den tiefen Thälern. Eine Wolke näherte sich dem Erdboden und stürzte sich über mich mit einem erfrischenden Regen aus.

Ist

Ist es möglich daß man bey solchen Umstän-
en, ganz allein, in einer unbekannten Welt-
egend, eines so vollkommenen Vergnügens
ähig seyn kann, als ich damals bey mir em-
fand? Nein, alle Schauspiele der Welt ha-
en nichts gegen diese Pracht der Natur. Ich
ourde hier durch die Schönheit so unzehli-
er Vorwürffe gleichsam näher in die Gegen-
oart des allmächtigen Schöpfers gebracht, um
ie Werke seiner Hände, die so majestätisch von al-
en Seiten hervor glänzten, mit gebührter An-
acht zu bewundern.

Es war ein Glück vor mich, daß mein Pferd
en Weg wuste; dann ich lies es gehen wohin
s wolte. Endlich kam ich um 11. Uhr nach
ausanne. Man verwunderte sich einen so aben-
heuerlichen Ritter bey so später Nacht, ohne
Sack und Pack, und ohne einen Rock auf dem
eibe zu sehen. Gleich darnach langte auch
er General mit der Kutsche und seinen Leuten
n.

Den folgenden Morgen giengen wir um 10.
Uhr zu Oschi, welches unten am Ufer nicht weit
on Lusanne liegt, zu Schiffe, und fuhren
ber den breiten Genfer See nach Tonon, wo
er sardinische Hof sich befand. Der General
atte hier stets ein Papier in der Hand und
ernte die Rede, mit welcher er den König an-
prechen wolte, auswendig. Ich muste heim-
ch darüber lachen: ich hatte keine Lection zu
ernen. Wir kamen Abends um 5. Uhr nach

Tonon. Man empfieng uns am Schiff und führte uns gleich nach Hof. Der König und der Kronprinz waren allein im Zimmer. Der General trat hinein: sein Vetter und ich blieben unter der Thür stehen. Das Vorzimmer war mit Hofleuten und Fremden angefüllet. Alle Fragen, die man uns that, waren, ob die Prinzeßin bald kommen würde und ob sie auch so schön wäre, als man sagte.

Wir bekamen unser Quartier in dem Hause der Baronesse von Monthoud. Ich weis nicht warum man den Baron Elster und mich unten in das beste Zimmer legte. Die Herrlichkeit aber währte nicht lang. Mein Reisgefährde hatte ein langes Haar. Das Wild wuchs darinnen auf der Reise. Ich bekam davon auch meinen kleinen Antheil, wann es über die Gränzen setzte. Kurz, man brachte uns nach einigen Tagen in ein andres Quartier, wo die savoyardische Unfläterey uns mehr leiden machte, als wir ihre Reinlichkeit hätten beschmutzen können.

Die Stadt Tonon hat sonst eine unvergleichliche Lage und muß vor diesem ein feiner Ort gewesen seyn. Alle Häusser waren von Stein: einige, welche den Edelleuten zugehörten, hatten auch eine gute Bauart. Im übrigen sahe man hier allenthalben traurige Denkmale des letzten Kriegs, welcher Land und Leute, Städte und Schlösser und alles verwüstet hatte.

Wir waren unter andern auch auf einem Ball bey dem Baron von Coudray. Allein die Zimmer waren dazu viel zu klein. Stühle, Tapeten und alles Hausgeräthe zeigten zwar in ihrem verblichenen Glanz einen alten Adel aber auch eine nahe Dürftigkeit. Bey unsrer Baronesse von Monthoud sahe es eben so aus. Ihre schöne Fräulein Tochter hatte mit ihrem Küchenpudel fast ein gleiches Ansehen. Die Hände brauchten keiner Händschuhe: sie glänzten von Schmutz und Speck; sonst sahe sie nicht schändlich aus, wann sie angekleidet erschien. Man bemerkte allenthalben, daß es dem dasigen Adel nicht an Lebensart, sondern nur am Geld fehlete.

Die Personen, welche ich bey Hof hatte kennen lernen, waren durchgehends Leute von vielen Verdiensten. Ich rechne darunter insonderheit den Marquis von Entraives, General von der Leibwache: Den Graf von Bourges, Groshofmeister von der Prinzeßin: Den Graf von Fontana, Staats- und Kriegsrath; Die Ritter von Este, Stallmeister; und den Ritter Roßignan, Hofmarschall der Prinzeßin, wie auch die beyde Grafen von Coligni und Castagnoli, der Prinzeßin Cammerjunkern, mit welchen ich, wegen Gleichheit des Alters, den meisten Umgang hatte: Ingleichem den Kriegscommissarius Mathesius und Secretarius Cheverini, welche beyde sehr aufgeräumte Köpfe waren. Der Marquis von Burg ist Staatssecretarius und der Marquis von Coudraye,

Oberstallmeister, beyde hochangesehene und vortreffliche Männer. Ich kann die Höflichkeit und die guten Manieren aller dieser Herren nicht genugsam rühmen.

Den 19. Aug. erwartete man die Prinzeßin. Der König, der Prinz und der ganze Hof stunden mit Perspectiven auf der grossen Esplanade und sahen nach den schweitzerischen Ufern. Man erblickte in der ferne einige weise Seegeln, welche von Morgen aus strichen. Der Prinz machte sich fertig zu Schiffe zu gehen und seiner ihm noch unbekannten Gemahlin bis auf die Mitte des Genfer Sees entgegen zu fahren: Auf einmal aber erhub sich ein schnelles Ungewitter. Die See fieng an zu toben, die Winde raseten abscheulich. Der König, der Prinz und alles gerieth wegen der Prinzeßin in äussersten Schrecken. Ein Bot muste schnell vom Land stossen und sich durch die wilden Wellen durchrudern lassen, um die Prinzeßin zu ersuchen, sich mit ihrer Flotte wieder nach den nechsten schweitzerischen Gestade zurück zu ziehen. Der Sturm war so anhaltend und so wütend, daß der Führer der schönen Polyxene diesen Befehl nicht erwartete, sondern von sich selbst zurück kehrte.

Den andern Morgen, als den 20sten August, auf einen Sonntag wurde abermals alles zum Empfang der Prinzeßin veranstaltet. Ihre Schiffe waren früh in See gangen. Der Prinz stieg in Begleitung etlicher Brigantinen vom

vom Land und fuhr ihr mit einigen Herren des Hofs entgegen. O Prinzeßin, war seine Anrede, was haben sie uns gestern für einen Schrecken verursachet!

Der König empfieng die Prinzeßin auf einer von Brettern ungefehr 50. Schuh tief in die See gebauten Brücke. Sie neigte sich vor ihm mit ungemeiner Anmuth und wolte sich zu seinen Füssen legen. Der König aber verhinderte solches und empfieng sie auf das zärtlichste. Alle diese Ceremonien giengen wohl von statten, und der König schien über den holdseligen Anblick seiner schönen Sohnsfrauen überausvergnügt zu seyn. Der Prinz setzte sich zu Pferd und führte seine neue Gemahlin zur Kirche, wo die priesterliche Einsegnung erfolgte.

Bey Hof wurde darauf öffentliche Tafel gehalten, wobey sich nebst dem Prinzen und der Prinzeßin von Rothenburg, auch zwey in Genf studirende teutsche Prinzen, nemlich der Prinz von Anspach und ein Prinz von Schwarzburg befanden. Die Munterkeit und das gute Ansehen dieser beyden jungen teutschen Prinzen gefiel dem König ungemein. Er suchte sogar sie zubereden, daß sie möchten nach Turin kommen und deswegen bey den hohen Ihrigen um die Erlaubnis anhalten. Ich hörte aus seinem Mund alle Bewegursachen, die er dißfalls anführte, und ich konnte darüber dessen grosse Leutseligkeit nicht genugsam bewundern.

Abends war eine Beleuchtung durch die ganze Stadt, welche aber nicht viel sagen wolte. Die armen Leute hatten nicht viel auf Lichter zu verwenden. Die Klöster und die Kirchenthürme retteten noch ein wenig die Ehre des Orts.

Den 22sten brachen wir von Tonon auf und giengen zu Wasser nach Genf. Denn der Hof, weil er gar zu zahlreich war, muste sich zertheilen und verschiedene Wege nehmen. Abends tractirte der Marquis von Entraives im Gasthause zu den drey Königen, wo er mit mir über Tafel ein sehr lehrreiches und nachdenkliches Gespräch führte. Der General von L*** sahe darüber nicht freundlich aus.

Den 24sten setzten wir unsre Reise weiter fort. Man spannte uns 6. elende Gäule vor, und die Herren Franzosen, über deren Grenze wir fuhren, wolten das Gesandschaftsrecht bey uns nicht gelten lassen, sondern unser Gepäcke durchsehen; doch, da ihnen der General, der sonst wenig gute Worte geben konnte, freundliche Vorstellungen that, liessen sie uns fahren. Wir kamen Abends erstlich um 9. Uhr nach Annecy, wo alles schön beleuchtet und auch eine stattliche Ehrenpforte aufgerichtet war.

Weil wir einen Tag in Annecy still lagen, so besuchte ich die Patres Oratorii, welche mir ihre schöne Bibliothec zeigten. Ich fand unter ihnen sehr artige und gelehrte Leute; unter andern auch den geschickten Verfasser der Inn-

schriff-

schrifften auf der bey dem Einzug verfertigten Ehrenpforte. Weil ich an denselben einen besondern Wohlgefallen bezeigte, so verehrte mir dieser höfliche Pater die ganze Abzeichnung davon, mit seinen eigenhändigen Erklärungen der Sinnbilder und darzu gemachten Poesien. Unter andern schienen mir folgende Verse auf die Prinzeßin sehr wohl angebracht zu seyn.

Au milieu des Beautez, des Splendeurs, des Richesses
Qu' offroient à nôtre Epoux tant d'aimables Princesses,
Parmi cent Qualités & cent rares Tresors,
La Vertu toute seule a decidé leurs Sorts,
Et l'on n'a preferé l'illustre Polixene,
Que par ce qu'elle étoit plûs digne d'etre Reine.

Auf den König.

Intenta usque novis Majestas régia curis
Ad nos, ô Cives! auspice amore, redit.
Sternite jam postas & mœnia: corda patescant,
Obque recens fœdus, dicite, vive vale,
Mars silet atque Themis forma meliore coruscat,
Nunc Regi, ut populis otia reddet Himen.

Auf den Prinzen.

Princeps sponsus adest, properate occurrite; Nostra
Spes est Heroum stirps & Imago Patris.

Comis in hoc Gravitas foris Sapientia fulget.
Felix quæ tanto Conjuge digna fuit.

Auf die Prinzeßin.

Tollite jam portas, en regia Sponsa propinquat,
Aspectu, incessu creditur esse Dea,
Digna Cypri, quæ mox gereret, Venus altera, Sceptrum
Orbi, quæ Leges, altera Juno, daret.

Ich sahe auch hier das vornehme Frauen-Stifft del l'Annonciata, wohin die Prinzeßin von Rothenburg, der Kronprinzeßin Schwester, ohne einiges Gefolg, in einem Tragsessel gebracht wurde, um in diesem berühmten Kloster erzogen zu werden. Diese Prinzeßin wurde einige Jahre hernach an den Prinzen von Bourbon vermählet, und machte beydes wegen ihrer Schönheit, als Lebhaftigkeit des Geistes an dem französischen Hof ein grosses Aufsehen. Der Herr von Elster und ich giengen mit Fleiß hinter dieser Prinzeßin drein, um zu sehen, wie sie sich, da sie auf einmal aus der grossen Welt in dieses Kloster kam, geberden würde. Wir thaten als ein paar dumme Teutsche, welche kein Französisch verstünden. Allein diese Verstellung half uns nichts. Die eifrende Nonnen faßten uns ohne viele Complimenten bey dem Ermel, und wiesen uns zur Thür hinaus, mit dem Bedeuten, daß keine Mannspersonen bey ihnen einkehren dürften.

Von Annecy fuhren wir Morgens mit unserer grossen teutschen Wachtelpfeiffe auf Chambery. Der General ritte diesesmahl mit dem Hof. Der Baron Elster und ich waren also allein im Wagen und bey dem Gepäcke. Weil alle Pferde in dem elenden Lande dem Hof zur Vorspann dienen musten, so hatte man uns ein halb Dutzend Ochsen vorgespannt. Die Fahrt in diesen hohen Gebürgen mit einem so schweren Kutschengebäude war jämmerlch und kurzweilig.

Man hatte uns gesagt, daß der Empfang der Prinzeßin in Chambery, als der Hauptstadt von Savoyen sehr prächtig seyn würde. Da ich also sahe, daß wir mit unserer Ochsenpost nicht vom Weg kamen, suchte ich einen Gaul zu mieten und damit voraus zu reiten. Ich erhielte solchen mit vieler Mühe; er war aber nicht viel besser, als das hölzerne Pferd des Sancho Pansa. Ich that mein mögliches das steiffe Thier in Gang zu bringen; allein vergebens. Ich hatte noch kaum eine halbe Meile unter stetem Strampeln und Schlagen mit ihm zurück gelegt, so muste ich mich entschliessen abzusteigen und das lahme Vieh vor mir herzutreiben. Der Gaul war mit allem kein so dummes Thier nicht; er fühlte sich nicht sobald von der Herrschaft seines Reuters entlediget, so gieng er nicht allein vor mir weg, sondern lief auch gar davon. Zum guten Glück kam er auf eine Wiese, wo ihn etliche Bauern auffiengen. Ich setzte mich also wieder drauf; doch so erhitzt, so lechzend und

so abgemattet, daß ich an den Eselskinbacken des Simsons gedachte, aus welchem zu seinem Labsal Wasser gespritzet war. Kurz, ich litte einen grausamen Durst. Endlich entdeckte ich eine von einem Felssen herab risselnde Quelle, deren Wasser so klar wie Crystall war. Ich stieg also hurtig wieder von meiner Mähre herunter, krümte meinen ziemlich bestaubten Huth und trank. Welche Erquickung! welches Leben fühlte ich nicht in alle meine Glieder sich ergiessen!

Die langsame Kutsche holte mich auf diese Weise bald ein: so tapffer wir auch den sechs trägen Thieren, die solche zogen, zusprachen, so blieben sie doch bey ihrem kaltsinnigen Schritt. Es wurde Nacht, und wir sahen von ferne die Thürme von Chambery in einem funkelnden Feuer glüen. So schön auch diese Beleuchtung einer ganzen Stadt von weitem lies, so waren wir doch ungemein misvergnügt, daß wir auf solche Weise den Einzug der Prinzeßin versäumet hatten.

Wir kamen endlich Abends um 10. Uhr nach Chambery. Wir hielten eine Zeitlang auf dem grossen Schloßplatz, wo uns eine Menge Volks umringte, und das seltsame Gebäude von unserm vierräderigen Wagen bewunderte. Die ganze Stadt war so hell, als am lichten Tage. Wir stiegen aus und giengen nach dem Furierzettel, der vor dem Schloßthor hieng, um zu sehen, wo man uns das Quartier angewiesen hatte.

hatte. Wir musten durch verschiedene mit Tapeten behängte Strassen fahren und machten allenthalben, wo wir uns hinwanden, mit unserm Fuhrwerk eine grosse Verwirrung. Wir kamen endlich

Per tot ambages, per tot discrimina rerum

zum General. Dieser hatte die Höflichkeit und fluchte, daß wir so lange ausgeblieben waren. Solches war nicht genug. Er kündigte uns zugleich auch an, daß wir bey ihm nicht könnten das Quartier haben, wir möchten also sehen, wo wir hinkämen. Die Gräfin, wo er eingekehret war, hatte sich unsre Gesellschaft bey ihm verbeten.

Es war um Mitternacht, die Lichter in den Strassen hatten ausgebrandt, alle Häusser lagen voll, wo wir hinkamen war kein Platz mehr zu finden. Zum guten Glück traffen wir etliche Herren von Hof an, die gleich denen Johanniswürmgen im Finstern blenkten. Sie kannten uns und nahmen sich deswegen unsrer an: Sie brachten uns in das beste Gasthaus von Chambery. Die Wirthin sagte, es wäre kein Winkel mehr in ihrem ganzen Hause ledig, sie könnte uns also unmöglich aufnehmen, sie müste uns dann ihr eigenes Bette geben; Gebt es nur, gebt es nur, sagten unsre höfliche Begleiter; diese beyde Herren, setzten sie hinzu, sind von dem Gefolg der Princeßin, wolt ihr daß sie sollen auf der Strasse liegen? Wir waren verwundert, daß die Wirthin uns darauf das beste Zimmer im ganzen Haus einräumte.

Den

Den andern Tag befand ich mich nicht wohl, dem ungeachtet that ich die Reise mit dem General nach Turin. Wir traten solche den 29. Augusti an. Unsrer waren vier, die den General begleiteten, nemlich der Baron Elster, der Herr von S. Hypolite und der Herr von Theissier. Eine abentheuerliche Reise, wann je eine war. Wir ritten, ausgenommen der General welcher fuhr, um die Wette. Ich lies meinen Reisgefährden die Ehre, in dem ersten Rennen vor mir zum Ziel zu kommen. Ich war meines Siegs gewis: Der lacht am besten, sprach ich, der am letzten lacht. Es war eine grelle Hitze: Ich ritt meistens im Camisol und hatte des Tags über Postpapier unter dem Hut, um mich gegen die Strahlen der Sonne zu verwahren, welche mich stark auf den Wirbel brannte. S. Hypolite und ich hatten den besten Appetit: wir musten fast auf jeder Post etwas essen und trinken; solte es auch nur ein Stück hartes Brod und ein wenig verschimmelter Käs seyn. Die Postwechselungen in diesen Alpengebürgen waren folgende: Momellian, Maltaverne, Aiguebelle, Aipierre, La Chambre, S. Jean de Maurienne, S. Michel, S. André, Bramant, Leneburg, von da wir über den Mont Senis, als den höchsten Berg unter den Alpen, mit Maulthieren giengen. Zweyen von diesen Thieren wurde die Calesche des Generals aufgeladen, eines trug den Kasten, das andere die Räder. Hier ritten wir hin und wieder noch zwischen dem Schnee, und musten für Kälte unsre Mäntel um uns

schla-

schlagen, da die Hitze in den Thälern fast unerträglich war.

Wir kamen den 30. August. über Novalese nach Suze, wo uns die Officier vom Schulemburgischen Regiment, welches da in Besatzung lag, besuchten. Nach gethaner Mahlzeit giengen wir weiter über Jaquoniere und St. Ambroise nach Rivole, wo die Königin Hof hielte. Der General war etwas zurück geblieben. Ich ritt voraus, gieng nach Hof und muste eine Menge Fragen beantworten. Die Königin hatte wenig Annehmliches, sie sahe einer alten verdrieslichen Dame gleich. Der General blieb die Nacht und den andern Tag über bey Hof, ich aber ritt mit S. Hypolite und Thessier nach Turin. Der Baron Elster hatte sich durch sein unmäßiges Rennen gleich Anfangs zu viel erhizt; er blieb zurück und wurde von einigen Bauren, die ihn auf dem Weg hatten liegen gefunden, in einem Kittel, wie die Murmelthierleute tragen, in einer poßirlichen Figur nachgebracht. Der General, sein Oheim, war sehr hart gegen ihn.

Wir blieben in allem nur 4. Tage lang zu Turin, da wir uns die kurze Zeit auf alle mögliche Weise zu Nutze machten und alles sehenswürdige, besonders auch die sogenannte Venerie in Augenschein nahmen. Es fehlet gar viel, daß dieses berühmte Jagdschloß so aussehen solte, als es die schönen Kupferstiche in dem Theatro Sabaudiæ & Pedemontiæ ausweisen. Die Franzosen haben daselbst im letztern

Krieg

Krieg übel gehauset, indem sie ihre Wuth sogar an den leblosen Bildern und Schildereyen, die sie zerhauen und verdorben, zum schlechten Andenken eines sonst so gesitteten Volks, ausgelassen haben.

Den 3. Septembr. kehrten wir wieder nach Chambery zurück: Ich that abermals den ganzen Weg zu Pferd, nur daß ich mich über den Berg Senis, gleich den andern auf einem hölzernen Lehnstuhl, der unten keine Stollen hatte, tragen lies. Die träger hüpften mit uns, wie die Gemsen über Stein und Klippen hin, wobey derjenige, der also getragen wurde, das Gleichgewicht auf das sorgfältigste beobachten muste. Ehe wir aber dahin kamen, hätte ich fast mit dem Pferd den Hals auf der Vestung la Belle Brunette de Suze abgestürzt.

Die Sache verhielte sich so: Als wir nach Suse kamen, stellte sich ein ganzes Bataillon vom Schulenburgischen Regiment in die Waffen, um dem General Ehre zu erweisen. Die Officier gaben uns ihre Pferde, um die Vestung la Brunette zu sehen: Dieselbe ist in einem Felsen eingehauen und das wunderwürdigste Werk von dieser Art, so man sehen kann. So bald wir den Chocolade früh Morgens bey dem Commendanten in Suse eingenommen hatten, griff ein jeder nach dem besten Pferd, das er bekommen konnte. Ich hatte mir einen muthigen Sardinier ausgesehen, mit dem ich einen stolzen Ritt nach der Vestung that. Nachdem wir

wie auf derselben alles gesehen hätten und ein jeder sich wieder zu Pferd setzte, bäumte sich mein sardinischer Hengst auf eine Stute, welche den S. Hypolite zum Reuter hatte. Der wütende Gaul hackte mit den Förderfüssen auf ihn zu und würde ihn elendig zugerichtet haben, wo ich nicht alle mögliche Arbeit angewendet hätte, denselben ausser Gefahr zu setzen. Ich sahe aber nicht diejenige, in welche ich dadurch selber gerieth. Mein Pferd, welches ich im Schrecken mit aller möglichen Gewalt zurück riß, und sich beständig aufbäumte, hätte keinen Schritt mehr hinter sich thun können, so wäre es mit mir von einer entsetzlichen Höhe dem Felsen hinunter gestürtzet. Man schrie mir gräßlich entgegen. Ich sahe aber die Gefahr nicht ehender, als bis sie vorbey war, und etliche schulenburgische Soldaten, die, indem sie dem Pferd in den Zügel fielen, und es zurück zogen, mir durch göttlichen Beystand das Leben retteten.

Der General wolte gern sein Gepäcke vom Halse haben; er sande deswegen seinen Vettern und mich voraus. Wir verreiseten den andern Tag als den 7. Sept. gegen Abend von Chambery und übernachteten zu Aix, wo wir verschiedene Alterthümer sahen. Den 8. speiseten wir zu Rimilli zu Mittag. Hier waren die Bauren unwillig, daß sie uns vorspannen solten. Endlich kamen acht Ochsen und acht Schelmen, die uns mit unsern grossen Kutschenkasten in der Irre herum führten und uns mit allen Flüchen begleiteten, die in ihrer Sprache gültig waren.

Sie suchten auf solche Weise die Schmach zu rächen, welche man ihren armen Ochsen durch ein solches in diesen Landen ungewöhnliches Fuhrwerck erwies. Es waren darunter etliche Schnapphahnen, die uns gar zu gern geplündert hätten. Ich merckte solches bald, weil ich ihr savoyardisch verstund. Sie brachten uns um Mitternacht auf ein abgelegenes Bergschloß, wo wir nichts zu Essen noch zu Trincken fanden. Weil ich merckte worauf es abgesehen war, so befahl ich den Leuten, die wir bey uns hatten, sich mit uns in die Kutsche zu setzen und einen forn aufsitzen zu lassen. Elster hatte ein gutes Gemüth, er schlief ruhig; ich aber, so müde ich auch war, konnte nicht schlafen. Ich hörte immer unsre Ochsentreiber um uns herum schwirren. Endlich merckte ich, daß einer die Kutsche sachte aufzog und zu seinen Cameraden sprach: Ils dorment : Sie schlafen. Als ich dieses hörte, machte ich lermen, sprang auf sie los, schalt und drohete, daß sie alle solten aufgehängt werden, wo sie nicht gleich fortfahren wolten. Wir hatten Gewehr bey uns, und setzten uns in Verfassung ihrem Frevel zu begegnen, wo sie etwas gegen uns unternehmen wolten. Einer hielte unter ihnen den andern zurück, sich nicht an uns zu vergreiffen. Ich gab ihnen bald gute bald böse Worte. Ich machte ihnen begreiffen, daß wir Edelleute und Bedienten von dem Gefolge der Kronprinzeßin wären, und daß wir wiederum nach Teutschland zurück kehren solten. Wir vermögten also

kei-

neswegs, daß sie mit dergleichen beschwerli-
en Vorspann geplaget würden. Ich versprach
nen dabey ein kleines Geschenck, wann sie uns
Ort und Stelle, ohne weitern Umschweiff
fern würden; damit giengen die acht Ochsen
m Weg. Wir kamen aber erstlich den an-
rn Tag nach Maylli, nachdem wir von Ri-
illi über 24. Stunden lang ins Creutz und in
e Quer, zwischen Berg und Thal, von den
elmischen Bauren waren herum geführet wor-
n.

Ich war also, da ich wieder auf die schwei-
rische Gräntzen kam, dieser Art zu reisen mü-
, und lies mir Abends zu St. Julian noch
n Pferd geben, mit welchem ich nach Genf zu
tte; mithin das gantze Fuhrwerck und Gepäcke
s Generals, der Besorgung seines gemächli-
en Vetters und seiner teutschen Bedienung
berlies.

Ich will dieser abendtheuerlichen Reise eine
irtze Beschreibung des sardinischen Hofs und
es Herzogthums Savoyen mit beyfügen.

* *
*

Der Hof zu Turin ist eine Versammlung klu-
ger Staatsleute und eine Schule für die
Höflinge. Man siehet an demselben viel
Glantz und Schönheit, aber noch mehr Ord-

nung und Haushaltung. Der Fürst verdiente König zu seyn, wann er keiner wäre. Er ist der leutseligste Herr von der Welt. Er spricht mit jedermann ohne die geringste Umstände. Er lässet niemand seine Hoheit durch Zwang und Stoltz empfinden. Er ist ein König, den man lieben kann, indem man ihn ehren muß.

In seiner Jugend soll er einer der belebtesten und galantesten Prinzen gewesen seyn. Nun aber sieht er einem guten ehrlichen Bürger ähnlich; dessen Mine doch nichts destoweniger etwas großmüthiges zeiget. Er kleidet sich ziemlich nachläßig und bekümmert sich wenig mehr um Putz und Mode. Der Prinz kommt ihm an guter Gestalt nicht bey. Ein lang herabhängendes Haar bedecket ihm den Rücken. Er hat eine gute Erziehung gehabt: er zeigt wenig Lebhafftigkeit, aber dargegen einen guten Verstand. Er spricht nicht viel und scheinet seine wahre Neigungen noch zu verbergen. Man verspricht sich aber unterdessen von ihm viel gutes.

Der König ist sehr redsprechig: er fragt nach allen Kleinigkeiten. Er will, daß man soll redlich mit ihm verfahren und ist nicht leicht zu hintergehen. Man hält ihn insgemein für einen grossen Statisten und misset seiner Politic viel Unheil im letzten Krieg mit bey. Allein, er selbst für seine Person vermag solches wohl nicht. Er muste sich lencken und leiten lassen, um sich in

die

e Zeiten und Umstände zu schicken. Die Lage iner Länder ist so beschaffen, daß er damahls eichsam sich genöthiget sahe, auf beyden Schuln zu tragen, und bald auf diese bald auf jene Seite sich zu wenden. Die unüberwindlich heinende Bergfestungen, welche seine Provinn gegen feindlichen Einbruch bedecken sollen, eissen nichts gegen eine mächtige Armee, die llenthalben die Pässe besetzen und die Zufuhr emmen kann. Franckreich kann von dieser Seite wohl kleine, aber keine grosse Nachbarn iden. Da im Gegentheil der Hof von Turin ch dadurch empor gehoben, daß er dem Hauß Oesterreich beygestanden hat. Die armen Interthanen haben es zwar entgelten und diese Hoheit durch ihr Verderben theuer bezahlen nüssen.

Die meisten Staatsräthe an diesem Hof weren für sehr eigennützig gehalten. Das Geld, oder die Hoffnung eines Gewinnstes soll insgenein den Ausschlag in den wichtigsten Unterhandlungen geben. Ich glaube aber, daß diee Beschuldigung nicht mehr Grund hat, als diejenige, womit man auch andre Höfe, besonders die Teutsche, beleget.

Man siehet nicht leicht artigere Höflinge und würdigere Menschen bey Königen zu seyn, als an dem sardinischen Hof. Sie sind, als wären sie allesamt für den Hof ausgesucht; man solte sagen, der Eintritt in die Vorzimmer des Königs sey allen denen verbotten, die nicht wü,

sten, wie man sich darinnen geziemend aufführen solte. Die Ehrfurcht, die man daselbst für seinen Fürsten bezeigt, hält jedermann in einem demüthigen und bescheidenen Wesen. Man beobachtet darinnen keinen unverschämten jungen Adel, wie bey uns, der nur scheinet die Höfe zu besuchen, um seine Kleider und seine Thorheiten zu zeigen.

Wenn man von Tonon nach Genf kommet und allda die reich aufgeputzte Zimmer und niedliche Palläste der Kaufleute siehet, so bekommt man einen deutlichen Begriff von den Vorzügen eines freyen Staats und von dem Verderben, in welche die Hoheit der Monarchen durch den Krieg ihre Völcker stürtzen. Die Savoyarden sind gute ehrliche Leute: Es fehlet ihnen weder an Geist noch an Wissenschafften, noch an Tapferkeit; die Piemonteser aber haben schon kein so gutes Lob. Ihnen soll mit nichten zu trauen seyn. Die rauheste Gegenden zeugen insgemein bessere Menschen, als die fruchtbarste Gefilder, wo der Uberfluß, der Müßiggang und die Wohllüste die Menschen verderben. Von Savoyen mag man wohl mit Recht sagen, was dort Lucanus, wiewohl in einem andern Sinn gesagt:

Illos terra fugit dominos his rura colonis.

Chambery, ob es gleich mitten in den savoyischen Alpen liegt, hat nichts destoweniger viel Schönes und Anmuthiges. Man siehet auf der Seite nach Montmellian, längst der Isser, ein lusti-

lustiges Gefilde. Tonon liegt am Genfer See in einer unvergleichlichen Lage: es ist vor diesem ein sehr ansehnlicher Ort gewesen. Man siehet da herum eine Menge adelicher Schlösser; allein sie sind meistens, wie die Städte, durch die vielen Kriege sehr mitgenommen und zum Theil gar verstöhret worden.

Gleich unten an Tonon liegt Ripailles, welches bis auf den Genfer See stösset. Dieser Ort ist einer der merckwürdigsten. Es ist zu verwundern, daß unsre teutsche Reise- und Länderbeschreiber fast gar nichts davon melden. Das Schloß hat mit seinen sieben Thürmen ein gantz besonders Ansehen. Amadeus VIII. hatte sich solches, da er der Welt müde wurde, zu einer Einsiedeley erbauet. Er bewohnte solche mit zehen Ordensrittern des H. Mauritius. Ein schattigter Eichenwald umschliesset das Gebäude, und eine Mauer von zwey tausend Schritten dieses lustige Gehöltze. Hier lebte der fromme Amadeus, abgesondert von der Welt; seine Verdienste blieben darum noch stets bekannt: Man wehlte ihn auf dem Concilio zu Basel, unter dem Namen Felix, zum Pabst; allein die weltlichen Unruhen dieses Stuls machten ihm wenig Vergnügen. Nachdem er sich in die 9. Jahre lang damit beunruhiget hatte, danckte er ab und begab sich wieder in seine vorige beliebte Einsiedeley, wo er im Jahr 1451. mit Tod abgieng.

Annecy, Bonneville, St. Jean de Maurienne, Rimilli, S. Maurice, und Moustiers

sind ebenfalls feine und angenehme Städte; insonderheit die erste, welche wegen ihren lustigen Baumalleen an dem See etwas sehr süsses hat. Es sind wenig Edelleute auf dem Land, welche nicht in einigen von diesen Städten ihre eigne Häusser haben.

Die Nahrung ist sonst darinnen armselig und wer nicht ein Amt bedienet, der ist übel daran. Es fehlet den guten Leuten fast an allen acht Nahrungsmitteln nach dem Verse:

Anser, apis, virtulus, bombyx, ostrea, linum,
Mercurius, servant totius orbis opes.

Der Feldbau ist sehr schlecht und beschwerlich; doch siehet man mit Verwunderung, wie künstlich die Bauern in diesen Gebürgen den Pflug zu lencken wissen. Auch wächset in diesen rauhen Gegenden noch ein ziemlich guter Wein. Die Einwohner müssen ihn aber meistens selbst trincken, weil ihnen solchen niemand abnimmt, und die Fracht zu hoch kommt solchen zu verführen. Die Gläser sind in Savoyen sehr rar, denn man siehet fast allenthalben die Fenster anstatt der Glasscheiben mit Papier beklebt. Handel und Wandel ist also in diesen Ländern gar nicht. Die armen Savoyarden suchen deswegen ihr Glück ausserhalb ihrem Vaterland. Sie sind die beaux Esprits unter dem Pöbel zu Paris, wo sie als Leute von einem sehr aufgeweckten Geist die Schuhputzer und Caminfeger abgeben.

Bey uns siehet man dieselbe ihre Murmelthiere und schöne Raritäten herum schleppen: Die etwas mehr vor sich gebracht haben, versehen die Jahrmärckte und den Landadel mit Galanteriewaaren, welche zu Paris beginnen den Werth der Mode zu verlieren.

Ich begreiffe nicht wie der König, von dem man sagt, daß er seine Unterthanen sehr liebte, jährlich einige Wochen zu Evian und zu Tonon zubringen kann, um daselbst die Annehmlichkeiten der Stille, in der Entfernung von dem Gewühl seines Hofs, zu geniessen, ohne durch die Betrachtung desjenigen Elendes gerühret zu werden, welches ihm hier allenthalben in die Augen fällt. Man höret nicht, daß er diesen bedrängten Leuten deswegen das mindeste an ihren Lasten und Abgaben nachlies; noch vielweniger, daß er ihren traurigen Zustand ein wenig zu verbessern suchte. Ist dieses nicht eine schlechte Staatskunst, welche den Fürsten erhöhet und die Unterthanen in der Armuth lässet? Die Lebensart ist in diesen Bergländern von der Schweitzerischen nicht viel unterschieden. Nur daß die Savoyarden von Natur, ich weiß nicht was fröliches und aufgeräumtes haben. Bey ihnen heißt es wohl recht: Povero si, ma contento. Sie essen meistens Haberbrod, und wenn dieses hart und geschimmelt ist, daß kein Messer mehr durch will, so werffen sie solches ins Wasser, damit es wieder weich werde.

Die merckwürdigste Reise, die ich gethan habe,

war über den Berg Senis, welche ich von Lane-burg aus auf Mauleseln erstieg und mit Trag-stühlen herunter getragen wurde. Weil es im höchsten Sommer und sehr helle war, so ver-sprach ich mir eine gantz neue Welt auf der Hö-he dieses berühmten Berges zu sehen; allein ich erblickte zu meiner grossen Verwunderung dar-auf nichts anders als Berge und eine grosse Fläche von ein paar Stunden lang, worauf ich zugleich die schönsten grüne Wiesen auf der Sei-ten, mit weissen Strichen von Schnee und in der Mitte einen schönen grossen Teich entdeckte. Von Einwohnern aber fand man auf dem gan-tzen Berg über 6. Stunde Weges niemand, als ei-nen Mann, der mit Weib und Kinder in einem kleinen elenden Häusgen wohnte, um den Post-wechsel zu besorgen. Diese armen Leute lebten in dieser erhabenen Einöde so schlecht, daß man bey ihnen nicht die geringsten Erfrischungen ausser ein wenig hartes Brod und verschimmelten Käse ha-ben konnte.

Sobald man die Alpen überstiegen und von ihren höchsten Gebürgen in die piemontesische Thäler herunter steiget, so siehet alles schon weit angenehmer und besser aus. Man entdeck-te hier die schönsten und reichsten Provinzen von Europa, wo der stoltze Po ein allenthalben frucht-bares Land bewässert, und wo eine solche Men-ge Schlösser, Städte, Flecken und Mayerhöfe bey einander liegen, daß man nicht Augen ge-nug hat sich umzusehen. Der Krieg hatte zwar auch in diesen anmuthigen Gegenden seine Wuth

aus-

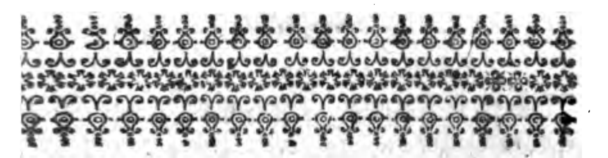
ßgelassen und hin und wieder traurige Denck-
ıler gestifftet; allein fruchtbare Länder erholen
) bald wieder; da im Gegentheil andere das
ıdencken der Kriege, durch ihre Verwüstun-
n, bis auf die späte Nachkommen bringen;
ie man das erstere insonderheit am Po und am
:hein beobachtet. Die Alpengebürge aber sind
e Schutzmauer von Italien, welche die fran-
ısische Macht, die über alles hinaus will, ein
)enig einschräncket. Diese Gegenden werden
eswegen immer von diesen unruhigen Nachbarn
ıngegriffen, und weil sie die Berge nicht nieder-
eissen können, so müssen es die armen Einwoh-
ıer entgelten.

Piemont liegt gleich am Fusse der Alpenge-
bürge, wie solches auch der Name andeutet:
(In pede montium). Man kommt von Rivo-
le, wo ein königliches Lustschloß ist, in einer
vortrefflichen Allee von hohen der Schnur nach
gesetzten Bäumen bis nach Turin. Die Lage
dieser Hauptstadt ist unvergleichlich, noch schö-
ner aber ist sie selbst innerhalb ihren prächtigen
Mauren. Sie zeiget fast alles, was die Bau-
kunst jemals vortreffliches erfunden hat, also,
daß mit Recht Turin den Zunamen die Schöne
unter den italiänischen Städten verdienet. Nicht
nur die Strassen sind fast alle gerade und nach
der Schnur gezogen, sondern die Häusser selbst
sind von einer solchen Gleichheit in der Höhe, in
der Farbe und in der Bauart, daß man gantze
Reihen Häusser für einen eintzigen Pallast an-
siehet.

Die Stadt ist voller Einwohner, welche durch eine glückliche Vermischung des italiänischen und französischen Geblüts von einer sehr guten Lebensart sind. Man findet hier überaus viele schöne Sachen zu sehen: Bey Hof ist die prächtige Gallerie von Raphael Urbin und noch eine andre von römischen Bildseulen, Brustbildern, Köpffen und dergleichen. Die Venerie oder das Jagdschloß 2. Stunden von Turin, soll wieder hergestellet werden; dann dieses Gebäude hat im letztern Krieg am meisten gelitten.



Re-



Register

Der Personen und Caracteren, welcher in diesem Werck gedacht wird.

* Bedeutet das kleine Alphabet.

A.

Bauart

B.

C.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

Ver-





